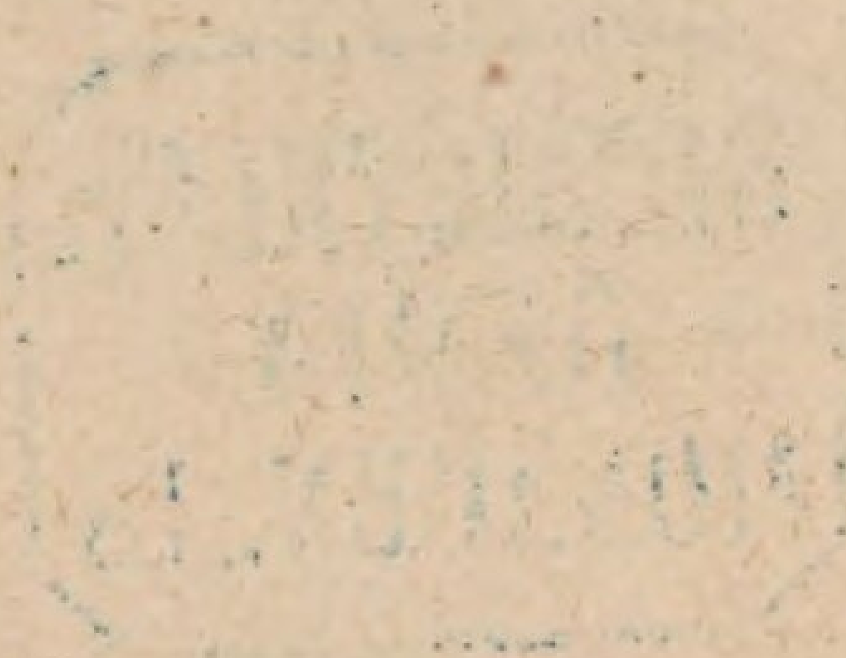
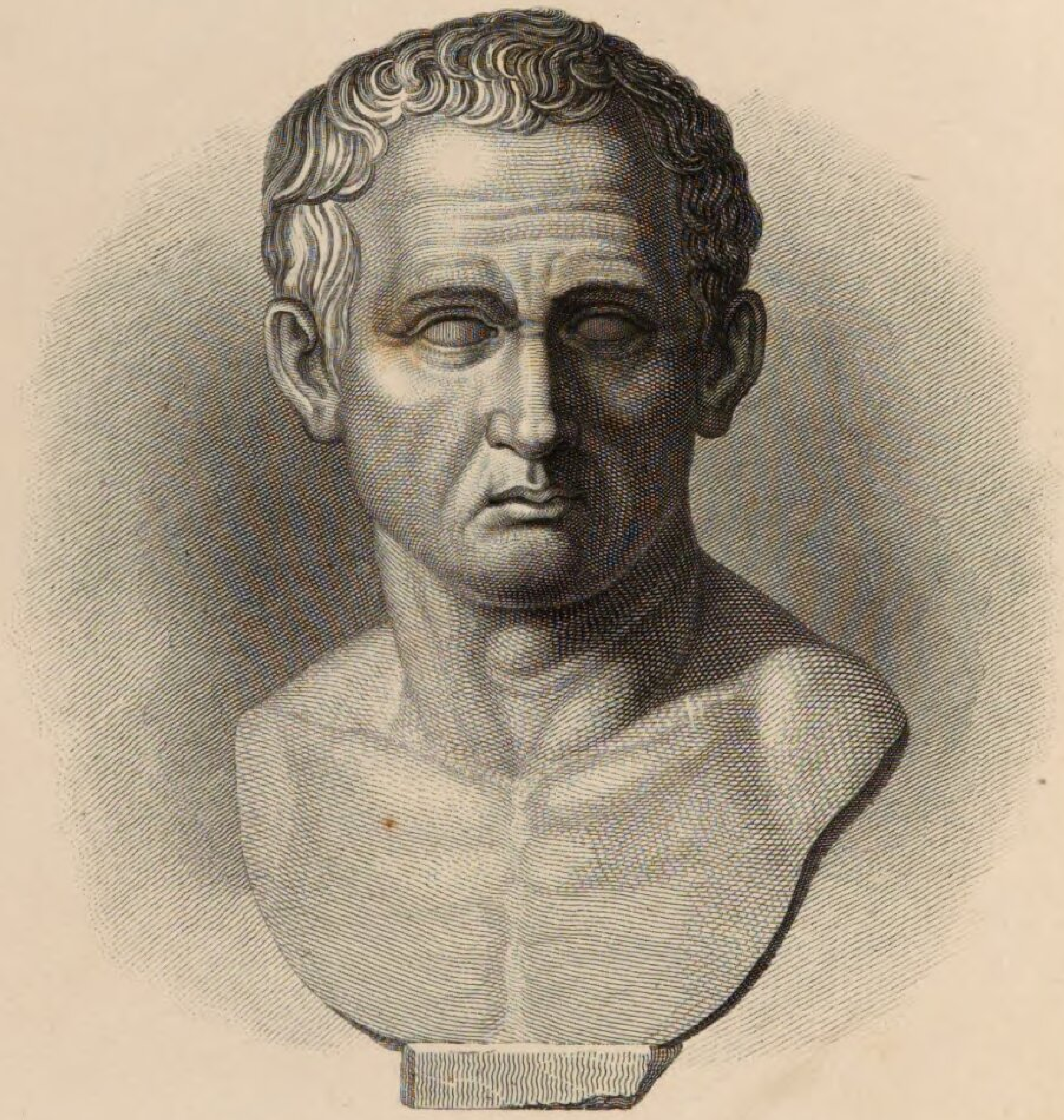
Cicero und seine Freunde.




A.Weger sc.Leipzig.

CICERO.

Cicero und seine Freunde.

Eine Studie über die römische Gesellschaft zu Cäsar's Zeit

von

G. Boissier.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Eduard Doehler,
Subrector am Gymnasium zu Brandenburg a. d. Havel.

Mit einem Stahlstich.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1869.



[illegible] Leipzig

CICERO.

Cicero und seine Freunde.

Eine Studie über die römische Gesellschaft zu Cäsar's Zeit

von

G. Boissier.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Eduard Doehler,
Subrector am Gymnasium zu Brandenburg a. d. Havel.

Mit einem Stahlstich.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1869.

A Monsieur Ed. Doehler.

Je suis bien honoré que vous ayez eu la pensée de traduire en allemand mon livre „Cicéron et ses amis". Votre nation a pris aujourd'hui une telle importance scientifique qu'il n'y a rien qui doive plus flatter un écrivain que d'être connu et apprécié chez vous. Aussi non seulement je vous donne l'autorisation de publier la traduction de mon livre, mais je vous en remercie, comme d'un honneur que vous me faites et auquel je suis très sensible.

Agréez, Monsieur, l'assurance de ma considération la plus distinguée.

Paris, 8 juillet 1869.

G. Boissier.

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung.

Cicero's Briefe.

Keinem Zeitabschnitte der Geschichte widmet man jetzt eine größere Aufmerksamkeit, als den letzten Jahren der römischen Republik. In Frankreich, England, Deutschland[1]) sind neuerdings gelehrte Werke darüber erschienen, und man hat sie begierig gelesen. Die Wichtigkeit der dabei zur Sprache gekommenen Fragen, die dramatische Lebendigkeit der Ereignisse, die Bedeutsamkeit der Personen rechtfertigen ein solches Interesse; was aber noch mehr die Anziehung, welche diese denkwürdige Zeit für uns hat, erklärt, ist, daß uns Cicero's Briefe eine Schilderung davon gemacht haben. Von diesen Briefen sagte ein Zeitgenosse, daß der, welcher sie liest, eine zusammenhängende Geschichte jener Zeiten nicht vermissen wird[2]); und in der That, wir finden sie darin lebendiger und treuer, als in späteren Werken, oder in solchen, die speziell zu unserer Belehrung darüber geschrieben sind. Welche besseren Aufschlüsse könnten uns Asinius Pollio, Titus Livius, oder Cremutius Cordus, wenn sie uns erhalten wären, geben? Sie könnten uns nur ihre individuelle Meinung erblicken lassen; aber diese Meinung ist für den größten

1) Diese Arbeit wird erkennen lassen, daß die in Deutschland erschienenen Werke, besonders die vortreffliche „Römische Geschichte von Mommsen", die sich durch Gründlichkeit und Lebendigkeit in der Darstellung auszeichnet, vielfach benutzt sind. Ich theile nicht überall Mommsen's Ansicht, jedoch wird man selbst an den Stellen, wo ich von ihm abweiche, den Einfluß seiner Ideen erkennen. Er ist jetzt der Meister unter allen denen, die Rom und seine Geschichte studieren. — 2) Corn. Nep. Vita Att., 16.

Theil jener Zeit verdächtig; denn sie kommt von Personen, die die volle Wahrheit nicht haben sagen wollen, oder nicht haben sagen können, die an dem Hofe der Kaiser schrieben, wie Titus Livius, oder die, wie Pollio, hofften, man würde ihnen ihren Verrath verzeihen, wenn sie von denen, die sie verrathen hätten, so viel Schlechtes wie möglich sagten. Es ist also besser, anstatt eine fertige Meinung anzunehmen, sich selbst eine zu bilden, und das können wir durch die Lectüre von Cicero's Briefen selbst am besten. Sie versetzt uns mitten in die Ereignisse und läßt uns dieselben von Tag zu Tag verfolgen. Trotz den 18 Jahrhunderten, die uns von ihnen scheiden, ist es, als ob wir sie vor unsern Augen geschehen sehen; ja wir nehmen eine so vorzügliche Stellung ein, daß wir den Ereignissen nahe genug sind, um ihr wahres Colorit erkennen zu können, und auch wieder fern genug, um sie leidenschaftslos beurtheilen zu können.

Die Wichtigkeit dieser Briefe ist leicht erklärlich. Die Politiker jener Zeit hatten in weit höherem Grade das Bedürfnis zu schreiben, als es die jetzigen haben. Der römische Proconsul, der aus Brundisium oder Ostia zur Verwaltung einer entfernten Provinz absegelte, fühlte es wohl, daß er ganz aus dem politischen Leben heraustrat. Für Leute, die an ein bewegtes politisches Leben, an Parteikämpfe, oder, wie sie sagten, an das Licht der Oeffentlichkeit gewöhnt waren, war es ein großer Schmerz, mehrere Jahre in solchen entlegenen Gegenden zuzubringen, wohin das Geräusch des öffentlichen Lebens zu Rom nicht drang. Allerdings erhielten sie eine Art offizieller Zeitung, acta diurna. Aber es scheint, als ob jedes offizielle Journal seiner Natur nach etwas bedeutungslos ist. Das römische enthielt eine ziemlich matte Aufzeichnung der Volksversammlungen, einen kurz zusammengefaßten Bericht über die berühmten vor dem Forum verhandelten Prozesse, sowie eine Darstellung der öffentlichen Ceremonien mit genauer Angabe der atmosphärischen Phänomene oder der in Rom und seinen Umgebungen vorgefallenen Prodigien. Ein Prätor oder Proconsul

wünschte nun aber nicht blos solche Neuigkeiten zu wissen. Um die Lücken des offiziellen Journals auszufüllen, gebrauchte er auch bezahlte Correspondenten, welche Zeitungsberichte für die Neugierigen in der Provinz abfaßten, wie es bei uns im vorigen Jahrhundert Mode war; nur mit dem Unterschiede, daß man im 18. Jahrhundert wissenschaftlich gebildete Leute von Ruf, Vertraute der vornehmen Herren und solche, die bei den Ministern Zutritt hatten, damit beauftragte, während die römischen Correspondenten nur unbekannte Compilatoren waren, Tagelöhner, wie sie Cälius nennt, gemeiniglich verhungerte Griechen, welche die Noth zu jeder Handlangerarbeit trieb. Sie hatten keinen Zutritt zu den hohen Häusern, keinen Umgang mit den Staatsmännern. Ihre Aufgabe bestand einzig und allein darin, daß sie sich in der Stadt herumtrieben und das, was sie auf den Straßen hörten oder sahen, sammelten. Sie gaben sorgfältig die Theatergeschichten an, erkundigten sich nach den ausgezischten Schauspielern, den besiegten Gladiatoren, beschrieben ausführlich glänzende Leichenbegängnisse, zeichneten die Gerüchte und böse Reden und besonders scandalose Geschichten, die sie erwischen konnten, auf[1]). All dieses Geschwätz amüsierte einen Augenblick, aber befriedigte nicht jene Staatsmänner, die vor Allem von den Ereignissen des Tages unterrichtet sein wollten. Um diese zu erfahren, wandten sie sich natürlich an Jemanden, der sie wissen konnte. Sie wählten dazu einige sichere, bedeutende, wohl unterrichtete Freunde aus; durch diese lernten sie die näheren Umstände und den wahren Charakter der Thatsachen, welche die Journale trocken und ohne Commentar berichteten, kennen; und während sie von ihren besoldeten Correspondenten gewöhnlich auf die Straße geführt wurden, wurden sie von den Andern in die Cabinette der großen Staatsmänner geführt und belauschten daselbst die geheimsten Unterredungen derselben.

---

1) S. Cic. Epist. ad fam., II., 8, u. VIII, 1. Die Citate sind nach der Orelli'schen Ausgabe.

Dies Bedürfnis, regelmäßig von Allem unterrichtet zu werden und, so zu sagen, noch mitten in Rom zu leben, nachdem man es verlassen hatte, empfand Niemand mehr als Cicero; Niemand liebte mehr dieses Getreibe des öffentlichen Lebens, worüber die Staatsmänner klagen, wenn sie mitten in demselben sich befinden, und was sie stets vermissen, wenn sie fern von demselben stehen. Man darf ihm nicht unbedingt glauben, wenn er uns sagt, daß er der stürmischen Debatten des Senates müde sei, daß er ein Land suche, wo man weder von Vatinius, noch von Cäsar etwas gehört habe, und wo man sich mit den Agrargesetzen nicht beschäftige, daß er sich danach sehne, unter dem erquickenden Schatten von Arpinum oder in dem reizend gelegenen Formiä Rom zu vergessen. Sobald er sich in Formiä, oder Arpinum, oder auf einer andern jener schönen Villen, die er mit Stolz die Augensterne von Italien, ocellos Italiae, nennt, befindet, sind natürlich seine Gedanken in Rom, und Couriere gehen jeden Augenblick ab, um zu erfahren, was man dort denkt und treibt. Was er auch sagen möge, seine Augen konnte er nie vom Forum ablenken. Nahe oder fern bedurfte er das, was Saint-Simon den lieblichen Duft der Ereignisse nennt, den die Staatsmänner nicht entbehren können. Mit aller Gewalt wollte er die Stellung der Parteien, ihr geheimes Einverständnis, ihre innersten Spaltungen, kurz alle die versteckten Manöver kennen, die die Ereignisse vorbereiten und entwickeln. Das verlangte er unablässig von Atticus, Curio, Cälius und so vielen andern großen Geistern, die sich bei allen diesen Intriguen als Theilnehmer oder als Zuschauer befanden; das erzählte er selbst auf die pikanteste Weise seinen abwesenden Freunden; und deshalb ist in den Briefen, die er empfangen, oder die er abgesendet hat, die ganze Geschichte seiner Zeit, ohne daß er sie hat geben wollen, enthalten [1]).

1) Ich habe versucht, einige von den Fragen zu beleuchten, zu denen die Veröffentlichung der Briefe Cicero's in einer Schrift, betitelt: Recherches sur la manière dont furent recueillies et publiées les lettres de Cicéron, Paris, Durand, 1863, Veranlassung gibt.

Die Veröffentlichung des Briefwechsels unserer Staatsmänner ist bei Weitem nicht von so großer Wichtigkeit. Der schriftliche Austausch der Meinungen und Gedanken findet heut zu Tage nicht in dem Maße statt, wie damals. Wir haben ein neues Verfahren eingeschlagen. Die überallhin verbreitete öffentliche Presse ist an Stelle jener discreten Mittheilungen, die sich nur auf einige Personen beschränken konnten, getreten. Heut zu Tage wird man, an welchem abgelegenen Orte man sich auch befinden möge, von Allem, was in der Welt geschieht, durch die Zeitungen unterrichtet. Da man die Ereignisse fast zu derselben Zeit, wo sie geschehen, erfährt, so erhält man nicht allein die Nachricht davon, sondern auch die Eindrücke, die sie machen. Man glaubt sie zu sehen und dabei zu sein, und man bedarf keines wohl unterrichteten Freundes, der sich die Mühe gibt, sie mitzutheilen. Es wäre eine interessante Arbeit, Alles das zusammen zu stellen, was bei uns durch die Zeitungen beseitigt und dafür eingeführt ist. Zu Cicero's Zeit ersetzten die Briefe zum Theil die Zeitungen und leisteten dieselben Dienste. Man ließ dieselben, wenn sie eine Neuigkeit enthielten, die zu wissen von Interesse war, aus einer Hand in die andere gehen. Man las, man commentierte, man copierte die Briefe großer Männer, die ihre Ansichten zu erkennen gaben. Durch Briefe vertheidigte sich ein angegriffener Staatsmann bei den Personen, an deren Achtung ihm gelegen war. Durch sie suchte man, wann das Forum stumm war, wie zu Cäsar's Zeit, eine Art allgemeiner Meinung in einem engeren Publicum zu bilden. Heut zu Tage thun das die Zeitungen; das öffentliche Leben gehört ihnen an; und da sie unvergleichlich bequemer, schneller, verbreiteter sind, so hat der Briefwechsel einen seiner Hauptbestandtheile durch dieselben verloren.

Zwar bleiben die Privatangelegenheiten für die Briefe; und man könnte zunächst glauben, daß dieser Stoff unerschöpflich ist, und daß die Briefe bei der unendlichen Mannigfaltigkeit von Meinungen und Gefühlen, die unser inneres Leben erfüllen, immer noch reichhaltig genug sein werden. Jedoch glaube ich, daß selbst

diese vertraulichen Correspondenzen, die nur unsere Gefühle und Meinungen enthalten, von Tag zu Tag kürzer und weniger interessant werden. Jene interessanten und fortlaufenden Correspondenzen, die in dem früheren Leben von so großer Wichtigkeit waren, scheinen bei dem jetzigen Leben immer seltener zu werden. Man möchte behaupten, daß seltsamer Weise gerade die Leichtigkeit und die Schnelligkeit der Verbindungen, durch die sie noch mehr hätten belebt werden müssen, ihnen geschadet haben. Früher, als die Post nicht vorhanden, oder, wie bei den Römern, nur die Bestimmung hatte, die Befehle des Kaisers zu befördern, sah man sich genöthigt, Gelegenheiten zu benutzen, oder Briefe durch einen Sclaven zu übersenden. Da war es eine Nothwendigkeit zu schreiben. Man wollte nicht, daß der Bote einen unnützen Weg mache; man schrieb längere, vollständigere Briefe, um sich nicht genöthigt zu sehen, öfter zu schreiben; ohne besondere Absicht verwendete man auf die Briefe größere Sorge, weil man Dingen, die kostbarer und bedeutsamer sind, von Natur eine größere Wichtigkeit beilegt. Selbst zur Zeit der Frau von Sévigné, als die Posten wöchentlich nur ein- oder zweimal giengen, war das Schreiben noch eine wichtige Sache, auf die man alle seine Sorgfalt richtete. Kaum hatte die von ihrer Tochter entfernte Mutter ihren Brief abgeschickt, als sie schon wieder an den dachte, den sie einige Tage später schicken würde. Die Gedanken, Erinnerungen, Klagen häuften sich während dieser Zwischenzeit in ihrem Geiste, und wann sie die Feder ergriff, „so konnte sie diesen Strom nicht mehr beherrschen". Jetzt, wo man weiß, daß man schreiben kann, wann man will, sammelt man nicht mehr Material, wie Frau von Sévigné es that; man schreibt nicht mehr vorräthig, „man sucht nicht mehr seine Vorrathskammer zu leeren", man bemüht sich nicht mehr, nichts zu vergessen, aus Furcht, daß durch ein Vergessen die Mittheilung einer Nachricht, die ihre Frische verliert, weil sie zu spät kommt, zu weit hinausgeschoben wird. Während die periodische Wiederkehr des Posttages ehemals eine größere Regelmäßigkeit in die Correspondenz

brachte, bewirkt jetzt die Leichtigkeit, sich zu schreiben, wann man will, daß man sich weniger oft schreibt. Man wartet, bis man etwas hat, was man sich mittheilt, und das geschieht weniger häufig, als man meint. Man schreibt sich nur das Nothwendige; das ist für einen Verkehr, dessen Hauptannehmlichkeit in dem Ueberflusse besteht, gering; und dies Geringe droht man uns noch zu verkürzen. Ohne Zweifel wird bald an die Stelle der Post der Telegraph getreten sein; wir werden nur noch durch dies rasselnde Instrument, das Bild einer materiellen und eiligen Gesellschaft, und das in dem Stil, den es anwendet, etwas weniger, als das Nothwendige zu geben sucht, Mittheilungen machen. Mit diesem neuen Fortschritt wird der Reiz der vertraulichen Correspondenz, der schon sehr gelitten hat, für immer verschwinden.

Aber selbst in der Zeit, wo man mehr Gelegenheit hatte, Briefe zu schreiben, und wo man sie besser schrieb, gelang es nicht Jedem gleich gut. Manche Temperamente eignen sich für diese Beschäftigung mehr als andere. Leute, die langsam etwas erfassen und vor dem Schreiben viel nachdenken müssen, bringen Memoiren, aber nicht Briefe zu Stande. Verstandesmenschen schreiben regelrecht und methodisch, aber es fehlt ihnen an Anmuth und Feuer. Denker gehen gewöhnlich zu sehr ihren Gedanken nach; man muß es also verstehen, leicht von einem Gegenstande zum andern überzugehen, um das Interesse rege zu erhalten, und aufhören, ehe man Alles erschöpft hat. Die, welche nur von einer Idee erfüllt sind, welche sich auf dieselbe concentrieren, zeigen sich nur dann beredt, wann sie von derselben reden; aber das ist nicht genug. Um zu jeder Zeit und über jeden Gegenstand zu gefallen, wie es eine fortgesetzte Correspondenz erfordert, muß man eine lebhafte und bewegliche Phantasie haben, die die augenblicklichen Eindrücke erfaßt und plötzlich mit ihnen wechselt. Das ist die erste Eigenschaft derer, die gut Briefe schreiben; hiermit muß man, so zu sagen, ein wenig Coquetterie verbinden. Schreiben erfordert immer eine gewisse Kraft. Man muß es wollen, wenn man Erfolg haben will; man

muß gern gefallen, um es zu wollen. Es ist ziemlich natürlich, daß man danach strebt, dem großen Publicum, für welches man schreibt, zu gefallen; aber eine feinere und anspruchsvollere Eitelkeit verräth es, wenn man seinen Geist für eine einzige Person aufwendet. Oft ist seit La Bruyère die Frage aufgeworfen worden, woher es kommt, daß sich die Frauen in dieser Gattung weit mehr auszeichnen. Sollte es nicht daher kommen, daß sie mehr als wir die Neigung haben zu gefallen, und daß sie eine natürliche Eitelkeit besitzen, die, so zu sagen, immer gerüstet da steht, die keine Eroberung verabsäumt und das Bedürfnis fühlt, keine Anstrengung zu scheuen?

Ich glaube, daß Niemand diese Eigenschaften in solchem Grade besessen hat, wie Cicero. Die unersättliche Eitelkeit, die Veränderlichkeit je nach den verschiedenen Eindrücken, die Leichtigkeit sich von den Ereignissen erfassen und beherrschen zu lassen, findet man immer wieder in seinem ganzen Leben und in allen seinen Werken. Auf den ersten Anblick scheint es, als ob eine große Verschiedenheit ist zwischen seinen Briefen und seinen Reden, und man wird versucht die Frage aufzuwerfen, wie sich derselbe Mann in so entgegengesetzten Gattungen hat auszeichnen können; aber das Erstaunen schwindet, wenn man die Sache näher betrachtet. Untersucht man, welches die in der That originellen Eigenschaften seiner Reden sind, so findet sich, daß es ganz dieselben sind wie die, welche uns in seinen Briefen entzücken. Seine Gemeinplätze sind manchmal veraltet, sein Pathos läßt uns zuweilen kalt, und wir finden oft, daß seine Redekunst zu viel Gekünsteltes enthält; aber was in seinen Vertheidigungsreden lebendig geblieben ist, das sind seine Expositionen und seine Schilderungen. Schwerlich möchte Jemand im Erzählen oder Schildern ein größeres Talent zeigen, als er, schwerlich die Begebenheiten und die Menschen lebendiger darstellen, als er es thut. Wenn er sie uns so klar erkennen läßt, so kommt es daher, weil er sie selbst vor Augen hat. Wenn er uns den Kaufmann Chärea hinstellt „mit seinen abrasierten Augenbrauen und dem

Kopfe, auf dem die List und die Bosheit ausgeprägt sind" [1]), oder den Prätor Verres, wie er in einer Sänfte mit acht Trägern gleich einem Könige von Bithynien, auf Rosen von Malta [2]) weich gebettet, einherstolziert, oder den Vatinius, wie er einen Anlauf zum Reden nimmt, mit funkelnden Augen, angeschwollenem Halse, mit emporgerichtetem Nacken [3]), oder die gallischen Zeugen, die mit triumphierender Miene und stolzem Haupte auf dem Forum umherlaufen [4]), oder die griechischen Zeugen, die unablässig schwatzen und mit den Schultern gesticulieren [5]), kurz alle Personen, die man nie wieder vergißt, wenn man ihnen einmal begegnet ist, so führt sie ihm seine mächtige und lebendige Phantasie vor, ehe er sie schildert. Er besitzt eine ungemeine Fähigkeit, sich zum Zuschauer dessen, was er erzählt, zu machen. Mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit erfassen ihn die Thatsachen, ziehen ihn die Personen an oder stoßen ihn ab, und er befindet sich ganz und gar mitten unter den Gemälden, die er davon entwirft. Ferner, welches Feuer in seinen Erzählungen, welche Heftigkeit in seinen Angriffen! Welcher Freudentaumel, wann er irgend einen schlechten Erfolg seiner Feinde beschreibt! Wie fühlt man an seinen energischen Ausdrücken: His ego rebus pascor, his delector, his perfruor [6])! daß er davon durchdrungen und erfüllt ist, daß er sich darüber freut, sich daran ergötzt, sich daran weidet! Fast ebenso drückt sich der von Haß und Freude berauschte Saint-Simon in der berühmten Scene des feierlichen Gerichts vor dem Könige aus, als er den Herzog von Maine geschlagen und die Bastarde entthront sieht. „Ich jedoch", sagt er, „starb fast vor Freude, ich war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Mein Herz, das sich über alle Maßen erweiterte, hatte nicht mehr Raum genug, um sich auszudehnen . . . Ich triumphierte, ich rächte mich, ich schwelgte in meiner Rache." Saint-Simon wünschte sehnlichst die Macht, und zweimal glaubte er sie zu besitzen; „aber das Wasser

1) Pro Rosc. Am., 7. — 2) In Verr. acc. sec., V, 11. — 3) In Vatin., 2. — 4) Pro Font., 11. — 5) Pro Rabir. Post., 13. — 6) In Pison., 20

entfernte sich, wie bei dem Tantalus, von dem Rande seiner Lippen jedes Mal, wenn er glaubte, es zu berühren." Ich glaube jedoch nicht, daß man ihn beklagen muß. Er hätte Colbert's und Louvois' Platz schlecht ausgefüllt, und seine Eigenschaften selbst würden ihm vielleicht geschadet haben. Leidenschaftlich, reizbar, empfindet er zu stark die kleinsten Angriffe und geräth bei jeder Veranlassung in Hitze. Die geringfügigsten Dinge erregen ihn, und man fühlt, wann er erzählt, daß er mit ganzer Seele dabei ist. Diese Macht des Eindrucks, die sich in allen seinen Schilderungen kund gibt, hat ihn zu einem unvergleichlichen Darsteller gemacht; aber da diese Macht stets sein Urtheil getrübt haben würde, so hätte sie aus ihm einen mittelmäßigen Politiker gemacht. Cicero's Beispiel zeigt es deutlich.

Es ist also ganz richtig, wenn man sagt, daß sich in Cicero's Reden dieselben Eigenschaften finden, wie in seinen Briefen; nur treten sie in seinen Briefen besser hervor, weil er darin freier ist und sich ungezwungener seiner Natur hingibt. Wann er an einen Freund schreibt, überlegt er nicht so lange, wie wenn er zum Volke reden muß; dem Freunde theilt er seinen ersten Eindruck mit, er gibt ihn so lebendig und mit derselben Leidenschaft, wie er bei ihm entsteht. Er nimmt sich keine Mühe, an seinem Stil zu arbeiten; Alles, was er schreibt, sieht so ungezwungen, so leicht und so einfach aus, daß man weder eine Vorbereitung, noch eine kunstgemäße Bearbeitung voraussetzen kann. Einem seiner Correspondenten, der ihm damit eine Freude zu machen glaubte, daß er ihm von dem Donner seiner Worte, fulmina verborum, geschrieben hatte, antwortete er: „Was denkst du denn von meinen Briefen? Findest du nicht, daß ich dir in dem Stile, wie jedermann, schreibe? Man darf nicht immer denselben Ton beibehalten. Ein Brief kann nicht einer Vertheidigungsrede, noch einer politischen Rede ähnlich sein ... Man bedient sich darin der alltäglichen Worte [1])." Hätte

1) Ad fam., IX, 21.

er mehr Sorgfalt auf dieselben verwenden wollen, so hätte er nicht einmal die Zeit dazu gehabt. Er hatte so viel zu schreiben, um Jeden zufrieden zu stellen. Atticus allein hat manchmal drei Briefe an einem Tage erhalten. Auch schrieb er sie, wo er konnte, während der Senatssitzungen, in seinem Garten, wann er spazieren geht, auf der Landstraße, wann er reist. Er datiert sie öfter von seinem Speisesaal aus, wo er sie zwischen zwei Gängen seinen Schreibern dictiert. Wann er sie selbst schreibt, so läßt er sich keine Zeit nachzudenken. „Ich nehme", sagt er zu seinem Bruder, „die erste beste Feder, die ich finde, und bediene mich ihrer, als ob sie gut wäre[1])." Auch war es nicht immer leicht, das, was er geschrieben, zu entziffern. Wenn man darüber klagt, so fehlt es ihm nicht an hinreichenden Gründen zu seiner Entschuldigung. Es liegt an den von seinen Freunden gesendeten Boten, die nicht warten wollen. „Sie kommen," sagt er, „in ihrem Reisehute, um sofort abzugehen; sie sagen, ihre Cameraden erwarten sie schon an der Thür[2])." Um sie nicht aufzuhalten, muß man Alles hinschreiben, wie es einem einfällt.

Wir können diesen ungeduldigen Freunden, diesen so eiligen Boten, die dem Cicero keine Zeit gelassen haben, rhetorische Arbeiten zu liefern, nur danken. Was an seinen Briefen gefällt, ist gerade das, daß sie seine ersten Gedanken enthalten, daß sie ganz ungekünstelt und natürlich sind. Da er sich keine Zeit nimmt, sich zu verhüllen, so zeigt er sich uns so, wie er ist. Auch sein Bruder sagte ihm einmal: „Ich habe dich ganz und gar in deinem Briefe erkannt[3])." Das möchten wir ihm jedes Mal, wann wir ihn lesen, sagen. Wenn er so lebendig, so eilig, so begeistert in seiner Unterhaltung mit seinen Freunden ist, so kommt es daher, daß er sich in seinem Geiste ohne Mühe dahin versetzt, wo sie sich befinden. „Es scheint mir, als ob ich zu dir spreche[4])," schreibt er dem Einen. „Ich

---

1) Ad Quint., II, 15, 6. — 2) Ad fam., XV, 17. — 3) Ad fam., XVI, 16. — 4) Ad Att., XIII, 18.

weiß nicht, wie es kommt," sagt er zu dem Andern, „daß ich beim Schreiben bei dir zu sein glaube[1])." Weit mehr noch, als in seinen Reden gibt er sich in seinen Briefen ganz der Einwirkung des Augenblickes hin. Tritt er in eines seiner schönen Landhäuser, die er so sehr liebt, ein, so überläßt er sich der Freude es wieder zu sehen; es ist ihm nie so schön vorgekommen. Er besucht seine Säulenhallen, seine Gymnasien, seine Exedras, eilt zu seinen Büchern, sich schämend, daß er sie verlassen hat. Die Liebe zur Einsamkeit bemächtigt sich seiner in dem Grade, daß er sich nie genug allein findet. Selbst sein Haus zu Formiä misfällt ihm zuletzt, weil zu viel Lästige dahinkommen. „Es ist ein öffentlicher Spazierort," sagt er, „kein Landhaus[2])." Er findet dort die langweiligsten Menschen von der Welt, seinen Freund Sebosus und seinen Freund Arrius, der durchaus nicht, wie sehr Cicero ihn auch bittet, nach Rom zurückkehren will, weil er ihm Gesellschaft leisten und den ganzen Tag mit ihm philosophieren möchte. „In dem Augenblicke, wo ich an dich schreibe," sagt er zu Atticus, „meldet man mir den Sebosus an. Noch seufzte ich darüber, da höre ich den Arrius mich begrüßen. Heißt das Rom verlassen? Was nützt es mir, die Andern zu fliehen, wenn es geschieht, um in die Hände dieser zu gerathen? Ich will," fügt er hinzu, indem er einen hübschen Vers, vielleicht aus seinen eignen Werken, citiert, „ich will in die Berge meines Vaterlandes, zur Wiege meiner Kindheit flüchten,

In montes patrios et ad incunabula nostra[3])."

Er geht wirklich nach Arpinum, ja bis nach Antium, dem rauhen Antium, wo er seine Zeit mit dem Zählen der Wellen zubringt. Diese tiefe Ruhe gefällt ihm so sehr, daß er es bedauert, in diesem Städtchen nicht vielmehr Duumvir, als in Rom Consul gewesen zu sein. Er hat keinen sehnlicheren Wunsch, als daß sein Freund Atticus zu ihm komme, um mit ihm einige Spaziergänge in

1) Ad fam., XV, 16. — 2) Ad Att., II, 14. — 3) Ad Att., II, 15.

der Sonne zu machen und mit ihm „auf der niedlichen Ruhebank unter Aristoteles' Statue" Philosophie zu treiben. In diesem Augenblick scheint ihn das öffentliche Leben vollständig anzuekeln; er will davon nichts hören. „Ich habe mir vorgenommen," sagt er, „nicht mehr daran zu denken [1])." Aber man weiß, wie er solche Versprechungen hält. Sobald er wieder in Rom ist, stürzt er sich um so tiefer in die Politik; das Land mit seinen Freuden ist vergessen. Kaum hört man von Zeit zu Zeit ein Sehnen nach einem ruhigeren Leben. „Wann werden wir denn leben? quando vivemus?" ruft er traurig mitten in dem Strudel der Begebenheiten, der ihn dahin reißt, aus [2]). Aber dieses schüchterne Verlangen wird bald durch das Toben und das Kampfgewühl erstickt. Er läßt sich darauf ein, und er nimmt eifriger als Jemand daran Antheil. Er ist davon noch ganz erregt, wann er an Atticus schreibt. Seine Briefe zeigen seine ganze Erregtheit und theilen sie uns mit. Man glaubt, bei den außerordentlichen Auftritten, die sich im Senate ereignen, gegenwärtig zu sein, wenn er den Clodius bald durch fortgesetzte Reden, bald durch heftige Interpellationen angreift, indem er gegen ihn das schwere Geschütz der Rhetorik und die leichten Pfeile des Spottes anwendet. Noch lebhafter ist er, wann er die Volksversammlungen beschreibt und von den Wahlumtrieben spricht. „Folge mir nach dem Marsfelde," sagt er, „bei der Amtsbewerbung geht es hitzig zu [3])." Und er zeigt uns die mit einander kämpfenden Candidaten mit dem Geldbeutel in der Hand, oder die Richter, die sich auf dem Forum dem, der sie bezahlt, schimpflich verkaufen, iudices quos fames magis quam fama commovit.

Da er gewöhnlich seinen Eindrücken nachgibt und mit ihnen wechselt, so ist der Ton in seinen Briefen nicht immer derselbe. Die niederschlagendsten Briefe sind die aus dem Exil; darin ist ein fortwährendes Stöhnen. Am Tage nach seiner Rückkehr wird seine Sprache mit einem Male majestätisch und triumphierend. Sie ist ganz

1) Ad Att., II, 4. — 2) Ad Quint., III, 1, 4. — 3) Ad Att., IV, 15.

voll von den größten Artigkeiten, die er um so freigebiger allen denen, die ihm Dienste erwiesen hatten, zukommen ließ, fortissimus, prudentissimus, exoptatissimus u. s. w.; er preist darin in glänzenden Ausdrücken die Zeichen der Achtung, die ihm die guten Bürger zollen, das Ansehen, dessen er sich in der Curie erfreut, das Vertrauen, das er auf dem Forum so rühmlich wieder erworben hat, splendorem illum forensem, et in senatu auctoritatem et apud viros bonos gratiam [1]). Obgleich er sich nur an den treuen Atticus wendet, so glaubt man doch ein Echo der feierlichen Reden, die er eben im Senate und vor dem Volke gehalten hat, zu hören. Zuweilen begegnet es ihm, daß er mitten in den ernstesten Situationen lächelt und mit einem Freunde, der ihn aufheitert, scherzt. In dem heftigsten Kampfe gegen Antonius schreibt er an Papirius Pötus einen reizenden Brief, worin er denselben auf eine sehr ergötzliche Weise auffordert, von Neuem die guten Tische zu besuchen und seinen Freunden gute Diners zu geben [2]). Er trotzt nicht den Gefahren, er vergißt sie. Trifft er aber darauf einen erschrockenen Menschen, dann erfaßt ihn sogleich wieder die Angst; sein Stil ist sofort ein anderer; er wird erregt, er ereifert sich; Besorgnis, Schrecken, Aufregung führen ihn ohne Anstrengung zu der höchsten Beredsamkeit. Als Cäsar Rom bedroht und keck seine letzten Bedingungen dem Senate stellt, da empört sich Cicero's Herz, und er gebraucht in einem Briefe an eine einzige Person so heftige Ausdrücke, die sich in einer an das Volk gerichteten Rede nie finden würden. „Was bleibt uns übrig? Man wird also seinen unverschämten Forderungen nachgeben müssen! So nennt sie Pompejus! Und hat man je etwas Unverschämteres gesehen? — Du hast eine Provinz zehn Jahre behalten, eine Zeit, die dir der Senat nicht bewilligt hat, sondern die du dir selbst mittelst deines Anhanges und mit Gewalt genommen hast. Die Frist ist verstrichen, die dir nicht das Gesetz, sondern dein eignes Belieben bestimmt hatte. —

---

1) Ad Att., IV, 1. — 2) Ad fam., IX, 24.

Doch nehmen wir an, daß sie dir das Gesetz bewilligt habe. Man beschließt, daß dir ein Nachfolger gegeben werde; du hinderst es und sagst: nehmt auf mich besondere Rücksicht. O, nimm du Rücksicht auf uns. Welchen Grund hast du, dein Heer über die Zeit selbst, die das Volk festgesetzt hat, trotz dem Senate zu behalten? — Man muß nachgeben oder die Waffen entscheiden lassen. — Schön, so lassen wir die Waffen entscheiden, antwortet Pompejus; wir haben dann wenigstens die Hoffnung, entweder zu siegen, oder als freie Männer zu sterben[1]."

Wenn ich ein anderes Beispiel von diesem hübschen Wechsel und von dieser plötzlichen Veränderung des Tones anführen wollte, so würde ich weder Plinius, noch die, welche, wie er, ihre Briefe an das Publicum gerichtet haben, aufstellen. Ich könnte nur Frau von Sévigné anführen. Frau von Sévigné besitzt eine ebenso lebhafte und bewegliche Phantasie, wie Cicero; sie gibt sich ohne Reflexion ihren ersten Empfindungen hin; sie läßt sich von den Begebenheiten erfassen, und die Freude, welche sie hat, scheint ihr immer die allergrößte. Man hat bemerkt, daß sie sich überall gefiel, nicht wegen jener Indolenz des Geistes, die einen an die Puncte fesselt, wo man sich befindet, um sich nur nicht die Mühe zu machen zu wechseln, sondern wegen der Lebhaftigkeit ihres Charakters, die sie ganz den Eindrücken des Augenblickes hingab. Paris fesselt sie nicht in dem Grade, daß sie nicht auch das Land lieben sollte, und Niemand in diesem Jahrhundert hat besser über die Natur gesprochen, als diese Frau von Welt, die sich in den Salons so gern befand und einzig dazu geschaffen schien, um sich darin zu gefallen. Sie eilt an den ersten schönen Tagen nach Livry, um dort „den Triumph des Monats Mai zu genießen", um dort „die Nachtigall, den Kukuk und die Grasmücke, die den Frühling in den Wäldern eröffnen", zu hören. Aber Livry ist noch zu weltlich; sie sehnt sich nach einer größern Einsamkeit, und sie weilt mit Freude unter den hohen

1) Ad Att., VII, 9.

Bäumen der Bretagne. Ihre Freunde in Paris glauben, daß sie vor langer Weile sterben wird, da sie keine Neuigkeiten zu wiederholen, keine Schöngeister zu unterhalten hat. Aber sie hat etwas von Nicole's ernster Moral mit sich genommen; sie hat unter ihren zurückgelassenen Büchern, die bekanntlich die letzte Zuflucht auf dem Lande sind, wie alte Geräthschaft, einen Roman aus ihrer Jugend gefunden, welchen sie in der Einsamkeit wieder liest, und worin sie sich zu ihrem Erstaunen noch gefällt. Sie plaudert mit ihren Leuten, und wie Cicero die Gesellschaft der Landleute der der Elegants aus der Provinz vorzog, so unterhält sie sich lieber mit ihrem Gärtner Pilois, als mit „manchen, die den Titel Chevaliers im Parlament von Rennes noch führen." Sie geht in den einsamen Alleen spazieren, wo die mit hübschen Devisen bedeckten Bäume mit einander zu sprechen scheinen; kurz sie findet an ihrem einsamen Orte soviel Annehmlichkeiten, daß sie nicht zu dem Entschlusse kommen kann ihn zu verlassen; und doch gibt es keine Frau, die Paris mehr liebt. Einmal wieder dahin zurückgekehrt, ist sie ganz den Annehmlichkeiten des weltlichen Lebens hingegeben. Ihre Briefe sind voll davon. Sie überläßt sich den Eindrücken, die sie empfängt, so leicht, daß man, wenn man sie liest, fast sagen kann, was sie eben gelesen, welche Unterredung sie eben geführt, und aus welchen Salons sie eben tritt. Man erkennt deutlich, daß, wenn sie ihrer Tochter auf so angenehme Weise das Hofgeschwätz erzählt, sie eben aus der Gesellschaft der graziösen, geistreichen Frau v. Coulanges kommt, die es ihr mitgetheilt hat. Wenn sie auf eine so rührende Weise von Turenne spricht, so kommt sie aus Bouillon's Palais, wo des Prinzen Familie seinen Tod und ihr Unglück betrauert. Sie predigt sich selbst die Worte Nicole's vor, aber das dauert nicht lange. Tritt ihr Sohn ein und erzählt ihr eins von den galanten Abenteuern, worin er der Held oder das Opfer gewesen ist, so ergeht sie sich dreist in den schlüpfrigsten Erzählungen, höchstens daß sie sagt: „Lieber Nicole, habe Erbarmen mit mir!" Alles dreht sich um Moral, wenn sie von einem Besuche bei La Rochefoucauld kommt;

sie gibt bei jeder Gelegenheit gute Lehren, sie erblickt überall ein Bild des Lebens und des menschlichen Herzens, selbst in der Vipernsuppe, die man der kranken Frau von La Fayette vorsetzt. Diese Viper, die man öffnet, die man abzieht, und die sich dennoch bewegt, gleicht sie nicht den alten Leidenschaften? „Wie verfährt man nicht mit ihnen? Man zürnt auf sie, behandelt sie hart, grausam, mit Verachtung, man schmäht auf sie, beklagt sie, erboßt sich über sie, und immer regen sie sich. Man kann das Ende derselben nicht absehen. Man glaubt, daß, wenn man ihnen das Herz ausreißt, es mit ihnen vorbei ist, und daß man nicht mehr davon sprechen hört. Keineswegs, sie leben fort, sie regen sich immer wieder." Ihre leichte Reizbarkeit, die sie so schnell auf die Gedanken der Leute, mit welchen sie umgeht, eingehen läßt, läßt sie auch den Rückschlag der großen Ereignisse, denen sie beiwohnt, empfinden. Der Stil in ihren Briefen ist erhaben, wenn sie etwas beschreibt; dann wird sie, wie Cicero, beredt, ohne es zu wollen. So sehr ich die Erhabenheit der Gedanken und die Lebhaftigkeit der Sprache in der schönen Stelle Cicero's über Cäsar, die ich oben angeführt habe, bewundere, so ergreift mich doch weit mehr, ich gestehe es offen, der Brief der Frau v. Sévigné über Louvois' Tod, und ich finde eine größere Kühnheit und einen größeren Glanz in ihrem fürchterlichen Dialoge zwischen dem Minister, der um Gnade bittet, und Gott, der sie versagt.

Das sind bewundernswürdige Eigenschaften, aber sie führen auch einige Inconvenienzen mit sich. Die so schnellen Eindrücke sind zuweilen etwas oberflächlich. Wenn man von einer zu lebhaften Phantasie fortgerissen wird, so läßt man sich nicht Zeit, zu überlegen, ehe man schreibt, und man sieht sich oft genöthigt, seine Meinung zu ändern. So hat sich Frau v. Sévigné mehr als einmal widersprochen. Allein da sie nur eine Frau von Welt ist, so haben ihre Widersprüche weniger Gewicht, und es fällt uns nicht ein, ihr daraus ein Verbrechen zu machen. Was kümmert es uns in Wahrheit, daß sie sich in ihrem Urtheil über Fléchier und Mascaron

nicht gleich bleibt, daß, nachdem sie die Princesse de Clèves, wenn sie dieselbe ganz allein liest, ohne Rückhalt bewundert, sie sofort tausend Fehler an ihr findet, sobald sie ihr Vetter Bussy verdammt? Cicero aber ist ein Staatsmann, er muß ernster sein. Man verlangt vor Allem von ihm, daß er sich in seiner Meinung gleich bleibt; das ist nun aber gerade das, was ihm die Lebhaftigkeit seiner Phantasie am wenigsten gestattet. Er hat nie eine Ehre darein gesetzt, sich treu zu bleiben. Wann er die Ereignisse oder die Menschen taxiert, so begegnet es ihm, daß er in wenigen Tagen ohne Scrupel von einem Extrem ins andere geräth. In einem Briefe vom Ende des October wird Cato als ein ausgezeichneter Freund behandelt (amicissimus), und man ist mit seiner Handlungsweise ganz zufrieden. Anfangs November beschuldigt man ihn, daß er sich in derselben Angelegenheit auf eine schimpfliche Weise übelwollend gezeigt habe[1]). Das kommt daher, weil Cicero nur nach seinen Eindrücken urtheilt, und in einer so beweglichen Seele, wie die seinige, folgen die Eindrücke rasch und lebendig auf einander, aber sehr verschieden.

Eine andere, noch größere Gefahr dieser maßlosen Phantasie, die sich nicht zu beherrschen weiß, ist, daß sie die schlechteste und eine durchaus falsche Meinung von denen, die sich ihr überlassen, erwecken kann. Nur in den Romanen gibt es vollkommene Menschen. Das Gute und Böse sind in unserm Wesen so mit einander gemischt, daß man selten das eine ohne das andere antrifft. Die festesten Charaktere haben ihre Schwächen; in den schönsten Handlungen treten Motive hervor, die nicht immer sehr ehrenhaft sind; unsere besten Gesinnungen sind nicht ganz frei von Egoismus; Zweifel, verletzender Argwohn trüben zuweilen die festesten Freundschaften; es kann geschehen, daß zu gewissen Augenblicken Begierden, Neid, worüber man am Tage darauf erröthet, die Seele der edelsten Menschen vorübergehend erfüllen. Kluge und Vorsichtige ver-

1) Ad Att., VII, 1 u. 2.

schließen sorgfältig alle Empfindungen in sich, die nicht verdienen, an des Tages Licht zu treten; Menschen, wie Cicero, welche von der Lebhaftigkeit ihrer Eindrücke fortgerissen werden, sprechen; und sie handeln sehr Unrecht. Das Wort oder die Feder geben diesen flüchtigen Gedanken größere Kraft und Dauer. Es waren nur Blitze; man präcisiert, man läßt sie erkennen, indem man sie niederschreibt; sie nehmen eine Klarheit, ein Relief, eine Wichtigkeit an, die sie in Wirklichkeit nicht hatten. Die Schwächen eines Augenblicks, der lächerliche Argwohn, der aus einer verletzten Eigenliebe entspringt, die kurze Heftigkeit, die sich bei ruhiger Ueberlegung sofort legt, die Ungerechtigkeiten, die der Unwille herbeiführt, die Anfechtungen von Ehrgeiz, die die Vernunft augenblicklich misbilligt, hat man dieselben einem Freunde anvertraut, dann sind sie bleibend. Ein eifriger Commentator studiert später diese zu aufrichtigen vertraulichen Mittheilungen, und er benutzt sie dann, um von dem Unvorsichtigen, der sie gemacht hat, ein Bild zu entwerfen, was die Nachwelt in Schrecken setzt. Er beweist dann durch genaue und unwiderlegliche Citate, daß er ein schlechter Bürger und schlechter Freund war, daß er weder sein Vaterland, noch seine Familie liebte, daß er gegen biedere Menschen neidisch war, und daß er alle Parteien verrathen hat. Jedoch ist nichts an dem, und ein kluger Verstand läßt sich durch die Geschicklichkeit solcher perfiden Citationen nicht täuschen. Er weiß wohl, daß man diese leidenschaftlichen Menschen nicht buchstäblich auffassen, noch dem, was sie sagen, zu großen Glauben schenken darf. Man muß sie gegen sie selbst vertheidigen, auf sie nicht hören, wann die Leidenschaft sie hinreißt, und vor Allem ihre wahre und bleibende Gesinnung von allen Uebertreibungen, die nicht dauernd sind, unterscheiden. Darum ist nicht jedermann im Stande, Briefe richtig zu verstehen; nicht jeder vermag sie zu lesen, wie es sein muß. Ich mistraue den Gelehrten, die ohne irgend eine Menschenkenntnis, ohne irgend eine Lebenserfahrung Cicero nach seiner Correspondenz beurtheilen wollen. Meistentheils beurtheilen sie ihn falsch. Sie

suchen den Ausdruck seines Gedankens in den banalen Höflichkeiten, die das gesellschaftliche Leben erfordert, und die diejenigen, welche sie erweisen, ebenso sehr dazu nöthigen, wie sie diejenigen, die sie empfangen, täuschen. Sie betrachten als feige Compromisse die Concessionen, die man sich unbedenklich machen muß, wenn man zusammen leben will. Sie erblicken offenbare Widersprüche in den verschiedenen Färbungen, die man seiner Meinung je nach den Personen, zu denen man spricht, gibt. Sie jubeln über die Unklugheit gewisser Bekenntnisse und die Albernheit gewisser Lobsprüche, weil sie die feine Ironie, welche sie mildert, nicht erkennen. Um alle diese Nüancen richtig zu würdigen, um den Dingen ihre wahre Bedeutsamkeit beizulegen, um die Tragweite dieser Phrasen wohl zu beurtheilen, die mit einem halben Lächeln ausgesprochen werden und nicht immer Alles, was sie zu sagen scheinen, bezeichnen, muß man das Leben besser kennen gelernt haben, als es auf einer deutschen Universität geschieht. Soll ich bei dieser delicaten Vergleichung meine wahre Meinung aussprechen, ich würde vielleicht einem Mann von Welt noch mehr zutrauen, als einem Gelehrten.

Cicero ist nicht der einzige, den wir aus seinem Briefwechsel kennen lernen. Derselbe ist voll von interessanten Einzelnheiten über alle diejenigen, die mit dem großen Redner in staatlicher oder freundschaftlicher Verbindung standen. Es waren die berühmtesten Personen jener Zeit, die, welche in der Revolution, die die römische Republik beendete, die erste Rolle gespielt haben. Niemand verdient mehr als diese Männer studiert zu werden. Ich muß hierbei bemerken, daß ein Fehler Cicero's der Nachwelt einen großen Dienst erwiesen hat. Hätte ein anderer, z. B. Cato, einen solchen Briefwechsel hinterlassen, wie vieler Leute Briefe würden darin fehlen! Nur die Tugendhaften würden eine Stelle darin finden, und Gott weiß, daß die Zahl derselben damals nicht sehr bedeutend war. Aber zum Glück war Cicero weit umgänglicher und hatte bei der Wahl seiner Freunde nicht die rigorosen Bedenklichkeiten Cato's. Ein gewisses natürliches Wohlwollen machte ihn den Leuten jeder

Meinung zugänglich; seine Eitelkeit ließ ihn überall nach Lob haschen. Er hielt es mit allen Parteien; das ist ein großer Fehler für einen Staatsmann, und die Uebelwollenden seiner Zeit haben ihm einen bittern Vorwurf darüber gemacht; aber es ist ein Fehler, der für uns ein Gewinn ist. Denn dadurch werden uns alle Parteien in seinen Briefen vorgeführt. Dies gefällige Wesen hat ihn oft Männern nahe gebracht, deren Meinungen den seinigen ganz entgegengesetzt waren. Ja zu gewissen Augenblicken stand er mit den schlechtesten Bürgern, mit solchen, die er zu einer andern Zeit durch seine Schmähungen gebrandmarkt hat, in enger Beziehung. Wir haben noch Briefe, die Antonius an ihn geschrieben hat, und diese Briefe sind voll von Beweisen der Achtung und Freundschaft. Gienge die Correspondenz weiter zurück, so würden wir auch wahrscheinlich Briefe von Catilina haben; und offen gestanden, ich vermisse sie; denn wenn man den Zustand einer Gesellschaft, sowie den Charakter eines Menschen richtig beurtheilen will, so genügt es nicht, die gesunden Theile zu untersuchen, man muß die unreinen und faulen Theile gründlich befühlen und sondieren. So sind alle bedeutenden Männer jener Zeit, was für ein Leben sie auch geführt, zu welcher Partei sie auch gehört haben mögen, bei Cicero ein und ausgegangen. Ihrer Aller erwähnt er in seinen Briefen. Einige von ihren Briefen sind noch vorhanden; wir besitzen einen großen Theil von denen, die Cicero an sie geschrieben hat. Die Einzelnheiten, die er uns von ihren Privatverhältnissen mittheilt, was er uns über ihre Meinungen, ihre Gewohnheiten, über ihren Charakter sagt, Alles das gestattet uns, einen tiefen Einblick in ihr Leben zu thun. Alle die Personen, von denen uns die Geschichte ein unklares Bild gibt, erhalten durch ihn ihre originale Gestalt; er scheint sie uns nahe zu führen, er läßt uns mit ihnen Bekanntschaft machen; und wenn wir seine Briefe gelesen haben, können wir sagen, daß wir von einem Besuche bei der ganzen römischen Gesellschaft seiner Zeit kommen.

Der Zweck bei diesem Buche ist, einige von diesen Personen, besonders diejenigen, die am meisten bei den großen politischen

Ereignissen jener Zeit betheiligt sind, näher zu betrachten. Aber bevor wir diese Arbeit beginnen, müssen wir einen festen Entschluß fassen, nämlich die Vorurtheile unserer Zeit nicht zu sehr einwirken zu lassen. Es ist jetzt sehr üblich, von der Geschichte der Vergangenheit Waffen zu den Kämpfen der Gegenwart zu fordern. Man sucht einen Erfolg in pikanten Anspielungen, in geistreichen Vergleichungen. Vielleicht ist jetzt das römische Alterthum nur darum so beliebt, weil es den politischen Parteien ein bequemes und besonders weniger gefährliches Schlachtfeld darbietet, wo die Leidenschaften des Tages in alterthümlichem Gewande kämpfen. Wenn man bei jeder Gelegenheit die Namen eines Cäsar und Pompejus, eines Cato und Brutus citiert, so dürfen diese großen Männer nicht zu stolz auf diese Ehre sein. Die Anziehung, welche sie ausüben, ist nicht ganz unparteiisch; und wenn man von ihnen redet, so geschieht es fast immer, um in seinen Ausdrücken beißender zu sein, oder um einer Schmeichelei mehr Reiz zu verleihen. Vor dieser Verkehrtheit will ich mich hüten. Diese erhabenen Todten haben in meinen Augen ein zu großes Verdienst, als daß sie den Zänkereien, die uns spalten, zu Werkzeugen dienen sollten, und ich ehre ihr Andenken und ihre Ruhe zu sehr, als daß ich sie auf den Kampfsplatz unserer täglichen Streitigkeiten bringen sollte. Man darf nie vergessen, daß man die Geschichte beschimpft, wenn man sie den wechselnden Interessen der Parteien dienstbar macht, und daß sie nach dem vortrefflichen Ausspruche des Thukydides ein für die Ewigkeit geschaffenes Werk sein muß.

Nachdem wir solche Vorsichtsmaßregeln genommen haben, wollen wir mit Cicero's Briefen in die römische Gesellschaft jener großen Zeit eintreten und uns zunächst mit demjenigen beschäftigen, der uns mit so großer Liebenswürdigkeit empfängt.

Cicero

in seinem öffentlichen und in seinem Privatleben.

1.

Cicero's öffentliches Leben.

Im Allgemeinen wird das öffentliche Leben Cicero's von den Geschichtschreibern unserer Tage streng beurtheilt. Er büßt für seine Maßhaltung. Da man diese Zeit nicht ohne politischen Hintergedanken studiert, so befriedigt ein Mann wie er, der jedes Extrem zu meiden gesucht hat, vollständig Niemanden. Alle Parteien verbinden sich zu einem Angriff gegen ihn; von allen Seiten spöttelt man über ihn oder verhöhnt ihn. Die fanatischen Parteigänger des Brutus beschuldigen ihn, daß er zu schüchtern sei, die leidenschaftlichen Freunde Cäsar's nennen ihn einen Thoren. In England und in Frankreich ist er noch am wenigsten übel mitgenommen worden [1]). Hier sind die classischen Traditionen mehr als irgendwo anders in Achtung geblieben; die Gelehrten beharren fester bei ihren alten Gewohnheiten, bei ihrer alten Bewunderung, und mitten unter so vielen Umwälzungen ist wenigstens die Kritik conservativ geblieben. Vielleicht ist diese Nachsicht, die man mit Cicero in diesen beiden Ländern hat, eine Folge der größeren politischen Reife daselbst. Wenn man ein praktisches Leben mitten unter dem Gebaren der Parteien geführt hat, dann begreift man eher die Opfer, welche von einem Staatsmanne die Nothwendigkeit des Augenblicks, das Interesse seiner Freunde, die Wohlfahrt seiner Sache fordern kann. Dagegen wird man zu hart gegen ihn, wenn man seine Handlungsweise nur mit den starren Theorien, die man in der Einsamkeit erfindet, und die die Probe des Lebens

---

1) Forsyth, Life of Cicero. London, Murray, 1864. — Merivale, Hist. of the Roman under the emp., t. I u. II.

nicht bestanden haben, beurtheilt. Daher kommt es ohne Zweifel, daß die deutschen Gelehrten gegen ihn so nachsichtslos zu Felde ziehen. Außer Abeken[1]), der ihn milde behandelt, sind die andern ohne Erbarmen. Drumann[2]) insbesondere läßt ihm nichts hingehen. Er hat seine Werke und sein Leben mit der Aengstlichkeit und dem Scharfsinne eines Rechtsmenschen studiert, der die Substanz zu einem Prozesse sucht. Mit diesem gewissenhaften und übelwollenden Geiste hat er Cicero's ganze Correspondenz durchsucht. Den Reiz, der in den Herzensergießungen liegt, die uns den Schriftsteller bewundern und den Menschen trotz seinen Schwächen lieben lassen, hat er kalt zurükgewiesen, und indem er ein abgerissenes Stück aus seinen Briefen oder Reden einem andern gegenüberstellt, hat er schließlich eine regelrechte Anklageschrift abgefaßt, worin nichts übergangen ist, und die fast einen Band anfüllt. Mommsen[3]) ist nicht viel milder, nur ist er weniger lang. Da er die Dinge von oben herab betrachtet, so läßt er sich nicht auf Einzelnes ein. Auf zwei engen und von Thatsachen angefüllten Seiten, wie er sie zu schreiben versteht, hat er mehr Tadel gegen Cicero anzuhäufen gewußt, als ein ganzer Band von Drumann enthält. Namentlich ersieht man daraus, daß dieser vermeintliche Staatsmann nur ein Egoist, ein kurzsichtiger Mensch war, und daß dieser große Schriftsteller nichts weiter als ein Feuilletonist und Advocat ist. Es ist dieselbe Feder, die den Cato als einen Don Quixote und den Pompejus als einen Corporal bezeichnet. Da er bei seinen Studien der Vergangenheit immer von dem Vorurtheile der Gegenwart geleitet wird, so möchte man sagen, daß er in der römischen Aristokratie die Landjunker von Preußen sucht, und daß er im Cäsar von vornherein den Volksdespoten begrüßt, dessen starke Hand allein Deutschland seine phantastische Einheit zu geben vermag.

---

1) Abeken, Cicero in seinen Briefen. Hannov. 1835. — 2) Drumann, Geschichte Roms 2c., Thl. V u. VI. — 3) Mommsen, Römische Geschichte, Thl. III.

Was liegt Wahres in diesen heftigen Angriffen? Welchen Glauben darf man einer so dreisten revolutionären Kritik schenken? Was für ein Urtheil soll man über die politische Handlungsweise Cicero's fällen? Die Betrachtung der Thatsachen wird es uns lehren.

I.

Drei Ursachen tragen gewöhnlich dazu bei, die öffentliche Meinung eines Menschen zu bilden, seine Geburt, seine persönlichen Reflexionen und sein Temperament. Wenn ich hier nicht allein von den aufrichtigen Ueberzeugungen spräche, so würde ich gern eine vierte Ursache hinzufügen, die noch mehr Aenderungen in der Meinung herbeiführt, das Interesse, das heißt, die Neigung, welche man fast wider seinen Willen fühlt, zu glauben, daß die vortheilhafteste Partei auch die richtigste ist, und seine Ansichten der Stellung, die man einnimmt, oder der, die man wünscht, anzupassen. Wir wollen darzulegen suchen, welchen Einfluß diese Ursachen auf die politischen Vorzüge und das Verfahren Cicero's hatten.

Lange Zeit hatte in Rom die Geburt allein über die Meinungen entschieden. In einer Stadt, wo die Traditionen in solchem Ansehn standen, erbte man von seinen Vätern die Ideen, wie deren Vermögen oder deren Namen, und man setzte eine Ehre darein, die Politik derselben treu beizubehalten; aber zu Cicero's Zeit gieng diese Gewohnheit allmählich verloren. Die ältesten Familien machten sich kein Gewissen mehr, ihren ererbten Verpflichtungen untreu zu werden. In der Senatspartei findet man damals viele Namen, die sich ausgezeichnet hatten, die Interessen des Volkes zu vertheidigen, und der kühnste Demagoge jener Zeit hieß Clodius. Zu keiner Zeit übrigens würde Cicero eine politische Direction in seiner Geburt haben finden können. Er gehörte nicht einer berühmten Familie an. Er war der erste unter allen den Seinigen, der sich mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigte, und der Name, den er führte, knüpfte ihn im Voraus an keine Partei. Er war

nicht einmal in Rom geboren. Sein Vater wohnte in einem jener kleinen Municipien auf dem Lande, worüber die Schöngeister gern spotteten, weil man dort ein zweifelhaftes Latein sprach und die feinen Manieren wenig kannte, aber die nichts desto weniger die Kraft und die Ehre der Republik ausmachten. Jenes derbe, aber wackere und nüchterne Volk, welches die armen verlassenen Städte von Campanien, Latium, Samnium inne hatte, und bei dem die Gewohnheiten des ländlichen Lebens einen Rest der alten Tugenden [1]) bewahrt hatten, war recht eigentlich das römische Volk. Das Volk, welches die Straßen und Plätze der großen Stadt anfüllte, welches seine Zeit im Theater zubrachte, welches bei den Stürmen auf dem Forum eine Rolle spielte und seine Stimme auf dem Marsfelde verkaufte, war nur ein Gemisch von Freigelassenen und Fremden, und man konnte bei ihm nur Sittenlosigkeit, Intrigue und Corruption lernen. In den Municipien herrschte ein sittlicheres und gesundes Leben. Die Bürger derselben blieben den meisten Zänkereien, die in Rom stattfanden, fern, und das Getümmel des öffentlichen Lebens drang nicht zu ihnen. Man sah sie zuweilen nach dem Marsfelde oder auf das Forum kommen, wann es sich darum handelte, für einen ihrer Landsleute zu stimmen oder ihn durch ihre Anwesenheit vor den Gerichtshöfen zu vertheidigen; aber gewöhnlich kümmerten sie sich um die Ausübung ihrer Rechte nicht und blieben zu Hause. Destomehr aber waren sie ihrer Heimat ergeben, eifersüchtig auf ihre Vorrechte, stolz auf ihren Titel eines römischen Bürgers und der republikanischen Regierung, die ihnen denselben gegeben hatte, sehr zugethan. Die Republik hatte ihren Zauber für sie nicht verloren, weil sie, fern von ihr lebend, die Schwächen derselben weniger sahen, und weil sie stets in der Erinnerung ihres alten Ruhmes lebten. Mitten unter dieser ländlichen Bevölkerung, die in ihren Ideen, so wie in ihren Gewohnheiten zurückgeblieben war, verfloß Cicero's Kindheit. Er lernte

1) Pro Rosc. Amer., 16.

von ihr die Vergangenheit mehr lieben, als die Gegenwart erkennen. Den ersten Eindruck und den ersten Unterricht erhielt er an dem Orte und von den Leuten, unter welchen er seine Jugendzeit zubrachte. Mit Rührung sprach er noch später von dem bescheidenen Hause, das sein Großvater am Liris hatte erbauen lassen, und das durch seine strenge Einfachheit an das des alten Curius [1]) erinnerte. Mir scheint, daß die, welche es bewohnten, sich in ein früheres Jahrhundert zurückversetzt glauben mußten, und daß es in ihnen, indem es sie in der Erinnerung an die Vergangenheit leben ließ, die Gewohnheit und den Geschmack an dem Alten erweckte. Dies unzweifelhaft verdankt Cicero seiner Geburt, wenn er ihr etwas verdankt. Er hat in seiner Familie die Achtung vor dem Vergangenen, die Liebe zu seiner Heimat und eine markierte Vorliebe für die republikanische Regierung erhalten können; aber er fand in ihr keine bestimmte Tradition, noch eine positive Verbindlichkeit für irgend eine Partei vor. Als er in das politische Leben eintrat, wurde er gezwungen, sich allein zu entscheiden, eine schwere Probe für einen unentschlossenen Charakter, und um unter so vielen entgegengesetzten Meinungen eine Wahl zu treffen, mußte er frühzeitig prüfen und nachdenken.

Cicero hatte das Resultat seiner Reflexionen und seiner Studien in politischen Schriften niedergelegt, von denen die bedeutendste, der Staat, nur sehr verstümmelt auf uns gekommen ist. Was davon vorhanden ist, zeigt uns, daß er hier, wie überall, ein eifriger Schüler der Griechen ist. Er schließt sich vorzugsweise an Platon an, und seine Bewunderung für ihn ist so groß, daß er uns oft zu dem Glauben nöthigen möchte, er begnüge sich damit, ihn zu übersetzen. Ueberhaupt scheint Cicero auf den Ruhm, originell zu sein, nicht sehr viel zu geben. Das ist vielleicht die einzige Eitelkeit, die ihm fehlt. Ja, in dieser Hinsicht findet sich in seinen Briefen ein sonderbares Bekenntnis vor, das man gegen ihn sehr gemis-

1) De leg., II, 1.

braucht hat. Um seinem Freunde Atticus begreiflich zu machen, wie wenig Mühe ihm seine Arbeiten machen, schreibt er ihm: Ich gebe ja nur die Worte, woran es mir nicht fehlt[1]); aber hier ist Cicero gegen seine Gewohnheit sein eigner Verleumder. Er ist durchaus nicht ein so sclavischer Uebersetzer, wie er möchte glauben lassen, und namentlich ist in seinen politischen Werken eine große Verschiedenheit zwischen Platon und ihm. Allerdings führen ihre Bücher denselben Titel, aber sobald man sie aufgeschlagen, bemerkt man, daß sie im Grunde keine Aehnlichkeit mit einander haben. Das Eigenthümliche eines speculativen Philosophen, wie Platon, ist, daß er überall das Absolute im Auge hat. Wenn er eine Verfassung hinstellen will, so geht er, anstatt die Völker, für welche sie sein soll, zunächst zu studieren, von einem logischen Princip aus und verfolgt dasselbe mit der größten Strenge bis zu seinen äußersten Consequenzen. So kommt er dahin, daß er eins von den politischen Systemen aufstellt, in denen sich Alles unter einander hält und verbindet, und die durch ihre bewunderungswürdige Einheit den Geist des Weisen, der sie studiert, entzücken, wie die Regelmäßigkeit eines schönen Gebäudes die Augen derer, die es betrachten, ergötzt. Leider sind solche Regierungsformen, die aus bloßen Reflexionen hervorgegangen und ganz aus einem Stücke gegossen sind, schwer zu gebrauchen. Will man sie praktisch anwenden, so treten von allen Seiten Hindernisse in den Weg, die man nicht erwartet hatte. Die Traditionen der Völker, ihr Charakter, ihre Erinnerungen, alle socialen Kräfte, denen man nicht Rechnung getragen hat, wollen sich den strengen Gesetzen, die man ihnen auferlegt, nicht fügen. Dann erkennt man, daß sie sich nicht nach Belieben modeln lassen, und weil sie durchaus nicht nachgeben wollen, so muß man sich endlich entschließen, diese Verfassung, die so schön schien, ehe man sie zur Anwendung brachte, zu modificieren. Aber da zeigt sich wieder ein großer Uebelstand. Es ist nicht leicht, an scharf

1) Ad Att., XII, 52.

bestimmten und logischen Systemen, wo Alles so geschickt mit einander verbunden ist, daß die geringste Veränderung daran das Ganze stört, etwas zu ändern. Ueberdies sind die Philosophen von Natur herrschsüchtig und eigenwillig; sie haben es nicht gern, daß man ihnen widerspricht. Um diese Einwendungen, die sie beunruhigen, zu vermeiden und so viel als möglich den Anforderungen der Wirklichkeit aus dem Wege zu gehen, machen sie es, wie jener Athenienser bei Aristophanes, der verzweifelnd, daß er hier auf Erden einen Staat, der ihm gefiele, finden würde, einen solchen nach seinem Sinne in den Wolken aufsuchte. Auch sie gründen Staaten in der Luft, das heißt ideale Staaten, die durch imaginäre Gesetze regiert werden. Sie stellen bewunderungswerthe Verfassungen auf, die aber den Mangel haben, daß sie auf kein Land besonders angewendet werden können, weil sie für das gesammte Menschengeschlecht geschaffen sind.

So verfährt Cicero nicht. Er kennt das Publicum, an welches er sich wendet, er weiß, daß dies ruhige und berechnende Geschlecht, was zu sehr geneigt ist, die Sache von ihrer praktischen Seite zu erfassen, mit allen solchen Chimären nicht zufrieden sein würde. Auch verirrt er sich weniger in die Träume des Idealen und Absoluten. Er will nicht Gesetze für die ganze Welt aufstellen; er hat vor Allem sein Vaterland und seine Zeit im Auge, und wenngleich er den Plan zu einem vollkommenen Staate, d. h. zu einem, der nicht existieren kann, zu entwerfen scheint, so sieht man doch, daß er den Blick auf eine Constitution, die wirklich existiert, gerichtet hat. Seine politischen Theorien sind etwa folgende. Von den drei Staatsformen, die man gewöhnlich aufstellt, befriedigt ihn keine ganz, wenn sie isoliert ist. Ich habe nicht nöthig, von der absoluten Herrschaft eines Einzigen zu sprechen, sie ist begraben, so daß man dagegen nicht auftreten kann[1]). Die beiden andern, die

1) Man hat bemerkt, daß Cicero in seiner Republik von dem Königthum mit großer Achtung und selbst mit einer Art von Rührung spricht,

Herrschaft Aller, oder die Weniger, d. h. die Demokratie und die Aristokratie, scheinen ihm ebenfalls nicht ohne Fehler. Es ist schwer, sich mit der Aristokratie ganz zu befreunden, wenn man nicht aus einer vornehmen Familie abstammt. Die Aristokratie Roms war, trotz der vortrefflichen Eigenschaften, die sie bei der Eroberung und Beherrschung der Welt entfaltete, unverschämt und exclusiv wie die andern. Die Niederlagen, welche sie seit einem Jahrhundert erlitten hatte, ihr sichtbares Sinken und das Vorgefühl von ihrem bevorstehenden Ende waren weit davon entfernt, ihren Uebermuth zu heilen, im Gegentheil, sie machten ihn noch unerträglicher. Es scheint, als ob Vorurtheile hartnäckiger und stärker werden, wenn sie nur noch kurze Zeit zu ihrem Bestehen haben. Man weiß, wie die französischen Emigranten in Gegenwart der siegreichen Revolution ihre letzten Kräfte zu vergeblichem Ringen um ihre Vorrechte aufboten. Ebenso schien es der römische Adel in dem Augenblick, wo ihm die Macht entschwand, darauf anzulegen, seine Fehler zu vergrößern und durch seine stolze Verachtung die Guten, welche sich für seine Vertheidigung erhoben, zu entmuthigen. Cicero fühlte sich durch den Geschmack an den vornehmen Manieren und den gewählten Freuden zu ihm hin-

---

was bei einem Republikaner, wie er ist, überraschen muß; aber er versteht darunter eine Art von patriarchalischer und ursprünglicher Regierung, und er fordert von dem Könige und seinen Unterthanen soviel Tugenden, daß man deutlich sieht, daß er nicht glaubt, diese Königsherrschaft sei leicht oder selbst möglich. Man darf also nicht gelten lassen, wie man es gethan, daß Cicero die Revolution, die Cäsar einige Jahre später vollendete, vorausverkünden oder billigen wollte. Im Gegentheil, er gibt in ganz unzweifelhaften Ausdrücken zu erkennen, was er von Cäsar und seiner Herrschaft denkt, wenn er die nach Herrschaft begierigen Tyrannen angreift, die allein gebieten wollen ohne Rücksicht auf die Rechte des Volkes. „Denn", fügt er hinzu, „der Tyrann kann ebenso gnädig, wie der König grausam sein; das Glück der Völker hängt also davon ab, ob sie einem milden oder harten Herrscher dienen; denn daß sie gar nicht dienen, ist nicht ausführbar." (De Rep., I, 33.)

gezogen; aber er konnte sich nicht an seinen Uebermuth gewöhnen. Auch selbst da, wo er ihm behilflich war, hat er immer den Groll eines unzufriedenen Bürgers gegen ihn bewahrt. Er wußte es sehr wohl, daß ihm der Adel seine Geburt nicht verzieh, und daß man ihn einen Emporkömmling (homo novus) nannte; als Vergeltung ließ er unaufhörlich seinen Spott gegen diese glücklichen Leute sprudeln, die kein Verdienst zu haben brauchen, die nicht nöthig haben, sich abzumühen, und denen die ersten Würden des Staates im Schlafe zufallen (quibus omnia populi romani beneficia dormientibus deferuntur) [1]).

Aber wenn ihm schon die Aristokratie wenig gefiel, so liebte er noch weniger die Volksregierung. Das ist die schlechteste unter allen, sagte er vor Corneille [2]), und in diesen Worten gab er zu erkennen, daß er den meisten griechischen Philosophen, seinen Lehrern, folgte. Fast alle haben eine große Abneigung gegen die Demokratie kund gegeben. Nicht allein die Natur ihrer in der Stille und Einsamkeit betriebenen Studien hielt sie von der Menge fern, sondern sie mieden dieselbe ängstlich, aus Furcht, daß sie von ihren Irrthümern und Vorurtheilen möchten angesteckt werden. Ihre feste Meinung war, man müsse sich außerhalb derselben und über ihr halten. Der Stolz, den solche Isolierung in ihnen nährte, hinderte sie, in einem Manne aus dem Volke, der den Studien, worauf sie so stolz waren, fern stand, einen ihres Gleichen zu erblicken. Auch sträubten sie sich gegen die Herrschaft der Menge, die einem Unwissenden und einem Weisen denselben Werth beilegt. Cicero erklärt ganz bestimmt, daß die in solcher Weise aufgefaßte Gleichheit die allergrößte Ungleichheit ist, ipsa aequitas iniquissima est [3]). Das war nicht der einzige, auch nicht der stärkste Vorwurf, den die griechischen Philosophen und mit ihnen Cicero der Demokratie machten. Sie fanden, daß sie ihrer Natur nach unruhig und stürmisch ist, eine Feindin aller geistigen Ruhe, und daß sie dem Weisen und

1) In Verr. act. sec., V, 70. — 2) De Rep., 1, 26. — 3) ib., 1, 34.

dem Denker nicht die schöne Muße darbiete, die ihnen zu ihren geistigen Arbeiten so nöthig ist. Wann Cicero an die Volksherrschaft dachte, so schwebten seinem Geiste nur Kampf und Streit vor. Er erinnerte sich der Aufstände der Plebs und der stürmischen Scenen auf dem Forum. Er glaubte die drohenden Klagen der Schuldner und der Besitzlosen zu hören, die drei Jahrhunderte hindurch die Ruhe der Reichen störten. Wie konnte man sich unter solchen Stürmen Arbeiten hingeben, die Ruhe und Frieden erfordern? Die geistigen Genüsse werden unter solcher Gewaltherrschaft, welche die besonnenen Leute unablässig der Stille ihrer Bibliothek entreißt, um sie auf die öffentliche Straße zu werfen, jeden Augenblick unterbrochen. Dies stürmische und unsichere Leben konnte einem so entschiedenen Freunde des Studiums nicht zusagen, und wenn der Hochmuth der Vornehmen ihn zuweilen der Volkspartei zuführte, so erlaubte ihm der Abscheu vor Gewaltthätigkeit und vor dem Toben der Menge nicht da zu bleiben.

Welches war nur die Regierungsform, die dem Cicero als die beste erschien? Er spricht es ganz klar in seiner Republik aus: die, welche sie alle zu einem richtigen Gleichgewichte vereinigte. Ich wünsche, sagt er, daß im Staate ein oberstes und königliches Princip sei, daß ein anderer Theil der Staatsgewalt den Vornehmen zugetheilt und überlassen, Einiges aber auch der Beurtheilung und dem Willen des Volkes vorbehalten sei. Placet enim, esse quiddam in republica praestans et regale; esse aliud auctoritati principum partitum ac tributum; esse quasdam res servatas iudicio voluntatique multitudinis [1]). Also diese gemischte und gemäßigte Regierungsform, die die Eigenschaften der andern in sich schließt, ist nach seiner Ansicht kein imaginäres System, wie Platon's Republik. Sie existiert und ist in Kraft; es ist die seines Vaterlandes. Diese Ansicht ist sehr angegriffen worden. Mommsen findet sie eben so wenig der Philosophie als der Geschichte conform.

1) De Rep., 1, 45.

Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn man sie in ihrer Strenge nimmt, sie mehr patriotisch als richtig ist. Man würde zu weit gehen, wenn man uns die römische Verfassung als ein tadelloses Muster geben und ihren Mängeln in dem Augenblick, wo sie durch ihre Mängel selbst untergieng, die Augen verschließen wollte. Jedoch muß man wohl anerkennen, daß sie bei allen ihren Unvollkommenheiten nichts desto weniger eine der weisesten im Alterthum war, daß auch vielleicht keine so bemüht gewesen ist, den beiden großen Bedürfnissen der Gesellschaft, der Ordnung und der Freiheit, Genüge zu leisten. Eben so wenig läßt sich in Abrede stellen, daß ihr Hauptverdienst darin besteht, daß sie versucht hat, die verschiedenen Regierungsformen zu vereinigen und sie trotz ihrer augenscheinlichen Gegensätze zu verschmelzen. Polybius hatte es vor Cicero erkannt; und dieses Verdienst hat sie von Ursprung an und von der Art und Weise, wie sie sich gebildet hat. Griechenlands Verfassungen waren fast alle die unmittelbare Schöpfung eines Mannes gewesen; die römische war das Werk der Zeit. Dieses weise Gleichgewicht der Gewalten, das Polybius so sehr bewundert, war nicht der Ausfluß eines voraussehenden Willens. In den ersten Zeiten Roms war kein Gesetzgeber gewesen, der im Voraus den Antheil, den jedes sociale Element bei der allgemeinen Combination haben sollte, bestimmte; diese Elemente selbst hatten sich solchen verschafft. Die Seditionen der Plebs, die erbitterten Kämpfe des Tribunats gegen die Patrizier, welche Cicero in Schrecken setzten, hatten gerade mehr als alles Uebrige dazu beigetragen, die von ihm bewunderte Verfassung zu vollenden. Als nach einem fast zweihundertjährigen Kampfe diese sich bekämpfenden Gewalten bemerkten, daß sie sich nicht vernichten könnten, fügten sie sich der Vereinigung, und aus den Anstrengungen, die sie machten, um sich mit einander zu verbinden, gieng eine freilich unvollkommene Regierungsform hervor, — kann es eine vollkommene geben? — aber die darum nicht weniger vielleicht als die beste im Alterthum dasteht. Es versteht sich von selbst, daß Cicero nicht der

römischen Verfassung, wie sie zu seiner Zeit bestand, all dies große Lob spendete. Seine Bewunderung gieng weiter zurück. Er erkannte an, daß sie seit der Zeit der Gracchen von Grund aus umgestaltet war, aber er glaubte, daß sie, ehe sie diese Veränderungen erfahren hatte, untadelhaft war. So führten ihn die Studien und Reflexionen seines reiferen Alters zurück zu den ersten Eindrücken, die er aus seiner Kindheit behalten hatte, und kräftigten in ihm die Liebe zu der alten Zeit und die Achtung vor den alten Gebräuchen. In dem Maße wie er älter wurde, ließen ihn alle seine Täuschungen und all sein Unglück sich wieder nach dieser Seite neigen. Je trüber die Gegenwart, und je drohender die Zukunft war, desto mehr wandte er sich mit Bedauern der Vergangenheit zu. Hätte man ihn gefragt, in welcher Zeit wohl er hätte mögen geboren werden, ich glaube, er würde ohne anzustehen die Zeit gewählt haben, welche auf die punischen Kriege folgte, d. h. den Augenblick, wo Rom, stolz auf seine Siege, gesichert vor der Zukunft, gefürchtet von der Welt, zum ersten Male die Schönheiten Griechenlands erblickt und beginnt von dem Reize der Wissenschaften und Künste berührt zu werden. Das ist für Cicero Roms schönste Zeit, die, wohin er vorzugsweise den Schauplatz seiner Dialoge verlegt. Er hätte gewiß gern unter den großen Männern, die er so vortrefflich reden läßt, gelebt, mit Scipio, Fabius, dem alten Cato, an der Seite des Lucilius und Terentius; und in dieser glänzenden Gruppe ist es der weise und kluge Lälius, dessen Leben und Stellung ihn am meisten entzücken mußten, der er hätte sein mögen, wann man sich seine Zeit wählen und sich sein Geschick selbst schaffen könnte[1]). Sowie dieser eine politische Stellung mit dem Cultus der Wissenschaften vereinigen, mit der höchsten Gewalt der Rede einige militärische Erfolge, die die größten Lobredner der

1) In dem merkwürdigen Briefe, den er nach seinem Consulate an Pompejus schrieb (Ad fam., V, 7) und worin er ihm eine Art von Verbindung vorschlägt, ertheilt er ihm die Rolle des Scipio und nimmt für sich die des Lälius.

Triumphe im Frieden nicht gering schätzen, verbinden, in ruhigen und geregelten Zeiten zu den höchsten Staatswürden gelangen und nach einem ehrenvolleu Leben noch lange sich eines hochgeehrten Alters erfreuen, das war Cicero's Ideal. Welchen Kummer und Schmerz empfand nicht seine Seele, wenn er in den schönen Traum an die Täuschungen der Wirklichkeit versank, und daß er, anstatt in dem Schoße einer ruhigen Republik und im vertrauten Umgange mit den Scipionen zu leben, der Rival des Catilina, das Opfer des Clodius und der Untergebene des Cäsar sein mußte!

Das Temperament des Cicero hatte, glaube ich, noch mehr Antheil an seinen politischen Vorzügen, als seine Geburt und seine Reflexionen. Ueber die Schwächen seines Charakters läßt sich nichts Neues mehr beibringen; man hat seine Freude daran gefunden, sie aufzudecken, man hat sich sogar ein Vergnügen daraus gemacht, sie zu übertreiben, und seit Montaigne ist es bei uns zu einem Gemeinplatz geworden, über ihn zu spotten. Ich brauche also nicht zu wiederholen, was man so oft gesagt hat, daß er schüchtern, bedenklich, unentschlossen war; ich erkenne mit Jedermann an, daß ihn die Natur weit mehr zu einem Gelehrten als zu einem Staatsmann geschaffen hatte. Nur glaube ich, daß dies Geständnis ihm nicht soviel Unrecht thut, wie man meint; denn mir scheint ein Gelehrter oft einen ausgebildeteren, schärferen, umfassenderen Geist zu haben, als ein Anderer, und ich glaube, daß gerade diese geistigen Vorzüge ihm hinderlich und entgegen sind, wenn er sich den öffentlichen Angelegenheiten zuwendet. Man kann die Frage aufwerfen, welches die Eigenschaften sind, die man haben muß, um ein Staatsmann zu sein; wäre es nicht richtiger zu untersuchen, welches die sind, die man nicht haben muß, und tritt nicht die politische Capacität oft im Sichabsondern und Sichausschließen hervor? Eine zu genaue und zu klare Anschauung der Dinge kann einen handelnden Menschen, der sich rasch entscheiden muß, oft durch die Menge der sich ihm entgegenstellenden Gegengründe in Verlegenheit setzen. Eine zu lebhafte Phantasie, die ihm viele Entwürfe zugleich darbietet, hindert ihn,

bei einem zu beharren. Der Eigensinn ist oft eine Folge der Geistesbeschränktheit, und gerade er ist eine der größten Tugenden des Politikers. Eine zu große Gewissenhaftigkeit würde ihm die Wahl seiner Verbündeten schwierig machen und ihn deshalb einer starken Hilfe berauben. Er darf den Anwandlungen von Großmuth, die ihn veranlassen, selbst seinen Feinden Gerechtigkeit zu erweisen, nicht unbedingt Folge leisten; in den erbitterten Kämpfen um die Macht läuft man Gefahr sich selbst zu entwaffnen und einen Vortheil über sich erringen zu lassen, wenn man das Unglück hat, gerecht und tolerant zu sein. Selbst die natürliche Geradheit des Charakters, die erste Eigenschaft eines Staatsmannes, kann für ihn eine Gefahr werden. Ist er zu empfindlich bei den Ueberschreitungen und Ungerechtigkeiten seiner Partei, so wird er ihr einen schwachen Dienst erweisen. Damit seine Treue eine bewährte sei, muß er diese Ueberschreitungen und Ungerechtigkeiten nicht allein entschuldigen, er muß selbst im Stande sein, sie nicht zu sehen. Durch solche Unvollkommenheiten des Herzens und des Geistes erkauft er seine Erfolge. Wenn es wahr ist, wie ich es glaube, daß in der Regierung eines Staates der Politiker oft durch seine Fehler günstige Erfolge hat, und daß der Gelehrte gerade mit seinen guten Eigenschaften nichts ausrichtet, so macht man diesem, wenn man sagt, daß er für Staatsgeschäfte nicht geeignet ist, fast ein Compliment.

Man kann also, ohne Cicero zu sehr herabzusetzen, aussprechen, daß das öffentliche Leben für ihn nicht paßte. Die Verhältnisse, welche ihn zu einem unvergleichlichen Schriftsteller machten, gestatteten ihm nicht, ein guter Politiker zu sein. Die Lebhaftigkeit der Eindrücke, eine zarte und reizbare Sensibilität, die Hauptquelle seines litterarischen Talentes, ließen ihn nicht genug Herr über seinen Willen sein. Die Dinge übten eine zu große Gewalt über ihn aus, und um sie zu beherrschen, muß man sich von ihnen freimachen können. Seine bewegliche und fruchtbare Phantasie zerstreute seinen Geist nach allen Seiten zu gleicher Zeit hin und machte ihn dadurch für stetige Pläne wenig fähig. Er verstand es

nicht genug mit den Menschen vorsichtig umzugehen und von dem, was er unternommen, zurückzutreten; auch erlag er plötzlichen Anfällen von Ohnmachten. Er hat sich oft gerühmt, daß er die Zukunft vorausgesehen und vorausgesagt habe. Dies lag gewiß nicht in seiner Eigenschaft als Augur, sondern war mehr Folge einer Art von unbequemem Scharfsinn, der ihn die Folgen der Ereignisse, und zwar mehr die schlechten als die guten, erkennen ließ. An den Nonen des December, wo er die Mitschuldigen des Catilina zum Tode führen ließ, stand ihm die Rache, der er sich aussetzte, deutlich vor Augen, und er sah seine Verbannung voraus; er hatte also an dem Tage ungeachtet seines Schwankens, das man ihm vorgeworfen hat, mehr Muth als ein Anderer, der in einem Momente von Exaltation die Gefahr nicht erblickt hätte. Was für ihn besonders ein Grund zu seiner untergeordneten politischen Stellung und Schwäche wurde, ist, daß er gemäßigt war, gemäßigt mehr hinsichtlich seines Temperaments, als seiner Grundsätze, das heißt, mit einer solchen nervösen Gereiztheit, die zuletzt Gewalt anwendet, um die Mäßigung zu vertheidigen. Es ist selten, daß man in politischen Kämpfen stets Maß hält. Gewöhnlich sind die Parteien ungerecht in ihren Klagen, wenn sie unterliegen, unbarmherzig in ihren Repressalien, wenn sie die Oberhand haben, und bereit, sich ohne Gewissensbisse, sobald sie können, das zu erlauben, was sie an ihren Feinden tadelten. Wenn sich dann bei der siegreichen Partei welche finden, die bemerken, daß man zu weit geht, und die es auszusprechen wagen, so begegnet es ihnen unvermeidlich, daß sie Alles gegen sich aufregen. Man beschuldigt sie der Feigheit und des Wankelmuths, man sagt, daß sie leicht und veränderlich sind; aber verdienen sie wohl diesen Vorwurf? Hat sich Cicero selbst Lügen gestraft, als er nach Vertheidigung der Unglücklichen, die Sulla's Aristokratie traf, dreißig Jahre nachher die Opfer der Demokratie unter Cäsar vertheidigte? Zeigte er im Gegentheil nicht eine größere Consequenz als die, welche, nachdem sie sich bitter über ihre Verbannung beklagt hatten, ihre Feinde verbannten, sobald sie die Macht dazu erhielten? Nur muß man

zugeben, daß dies lebendige Gefühl der Gerechtigkeit, wenn es für einen Privatmann ehrenhaft ist, für einen Staatsmann leicht gefährlich sein kann. Die Parteien lieben diejenigen nicht, die sich ihren Maßlosigkeiten anzuschließen weigern, und die mitten in der allgemeinen Uebertreibung sich rühmen, allein das richtige Maß zu beobachten. Es war für Cicero ein Unglück, daß er nicht den festen Charakter hatte, der einen Mann seinen Entschluß für immer fassen läßt, und daß er von einer Meinung zur andern schwankte, weil er das Gute und Schlechte an allen zu deutlich erkannte. Man muß eine große Zuversicht zu sich haben, wenn man versuchen will, sich über alle Welt hinfortzusetzen. Diese Isolierung setzt eine Festigkeit und eine Energie voraus, die dem Cicero fehlten. Hätte er sich einer Partei entschieden angeschlossen, so würde er in derselben Traditionen und feste Principien, sichere Freunde, eine bestimmte Richtung gefunden haben, und er hätte sich nur dürfen leiten lassen. Dagegen lief er dadurch, daß er es unternahm, allein seinen Weg zu gehen, Gefahr, sich alle Anderen zu Feinden zu machen, und er hatte keinen bestimmten Weg vor sich. Es genügt, die Hauptereignisse seines politischen Lebens zu überblicken, um sich zu überzeugen, daß hierin ein Theil seines Unglücks und seiner Fehler lag.

II.

Was ich über Cicero's Charakter gesagt habe, gibt Aufklärung über seine ersten politischen Meinungen. Unter Sulla's Herrschaft erschien er zuerst auf dem Forum. Damals hatte die Aristokratie die höchste Macht, und sie misbrauchte über alle Maßen ihre Gewalt. Einen Augenblick durch Marius besiegt, hatte sie das Wiedervergeltungsrecht auf schreckliche Weise ausgeübt. Zügellose und unmäßige Ermordungen hatten ihrer Wuth nicht genügt. Kaltblütig und gefühllos selbst beim Morde verfahrend, hatte sie die Proscriptionen erdacht, die nur eine Art und Weise waren, um die Verordnungen zur Meuchelei zu häufen. Nachdem sie so ihre Rache befriedigt

hatte, war sie bemüht gewesen, ihr Ansehn zu befestigen. Sie hatte die reichsten Municipien Italiens ihrer Güter beraubt, die Ritter von den Gerichtshöfen ausgeschlossen, die Befugnisse der Volkscomitien geschmälert, den Tribunen ihr Recht der Appellation genommen, das heißt: sie hatte nichts neben ihr bestehen lassen. Als sie jeden Widerstand durch den Tod ihrer Feinde gebrochen und alle Gewalt in ihren Händen concentriert hatte, erklärte sie feierlich, daß die Revolution geschlossen sei, daß man zu einer legalen Regierung zurückkehren und „von den Calenden des Juni an das Morden einstellen würde." Aber trotz dieser pomphaften Erklärung dauerte das Morden noch lange fort. Mörder, von Sulla's Freigelassenen, die mit ihnen den Gewinn theilten, beschützt, hielten sich des Abends in den dunkeln und krummen Straßen der alten Stadt bis zum Fuße des Palatinus auf. Sie fielen über die reichen Leute, die nach Hause zurückkehrten, her und ließen sich unter irgend einem Vorwande ihr Vermögen zusprechen, ohne daß Jemand es wagte, sich darüber zu beschweren. Unter einer solchen Regierung lebte man in Rom zu der Zeit, als Cicero zuerst öffentlich vor Gericht auftrat. Ein so gemäßigter Mann, wie er, dem jede Ueberschreitung zuwider war, mußte solche Gewaltthätigkeiten verabscheuen. Eine aristokratische Tyrannei konnte ihm ebenso wenig zusagen, wie eine Volkstyrannei. Bei allen diesen Misbräuchen der Autorität, die sich der Adel erlaubte, fühlte er sich natürlich bewogen, der Demokratie die Hand zu reichen, und in den Reihen ihrer Vertheidiger that er seine ersten Dienste.

Muthvoll und glänzend war sein erstes Auftreten. Mitten unter diesem stummen Schrecken, den die Erinnerung an die Proscriptionen aufrecht erhielt, wagte er zu reden, und das allgemeine Schweigen ließ seine Rede mächtig erschallen. Seine politische Bedeutsamkeit beginnt mit der Vertheidigung des Roscius. Dieser Unglückliche, dem man erst sein ganzes Vermögen entrissen, und den man dann anklagte, daß er seinen Vater ermordet habe, fand keinen Vertheidiger. Cicero faßte den Entschluß ihn zu vertheidigen.

Er war jung und unbekannt, zwei große Vorzüge, wenn man kühne Thaten unternehmen will; denn die Unbekanntheit mindert die Gefahren, denen man ausgesetzt ist, und die Jugend hindert, sie zu bemerken. Es machte ihm keine Mühe, die Unschuld seines Clienten, den man ohne Beweis anklagte, darzuthun; aber dieser Erfolg genügte ihm nicht. Man wußte, daß hinter der Anklage der reiche und wüste Chrysogonus, einer der mächtigsten Freigelassenen des Sulla, steckte. Ohne Zweifel glaubte er sich durch den Schrecken, den der Name desselben einflößte, vor der Verwegenheit der Vertheidigung geschützt. Cicero zog ihn in die Verhandlung hinein. Man findet in seiner Rede die Spur von dem Schrecken, der die Zuhörer ergriff, als sie diesen gefürchteten Namen aussprechen hörten. Die Ankläger waren bestürzt, die Menge verstummte. Nur der junge Redner scheint ruhig und Herr über sich. Er lächelt, er scherzt, er wagt es, die fürchterlichen Menschen zu verhöhnen, die Niemand ansah, weil man bei ihrem Anblick immer an zweitausend Ritter- und Senatorenköpfe dachte, die sie hatten abschlagen lassen. Er schont nicht einmal ganz den Herrscher selbst. Der Beiname des Glücklichen, den ihm seine Schmeichler gegeben hatten, gibt hier Gelegenheit zu einem Wortspiel. „Wiewohl er der Glückliche heißt, wie er es auch wirklich ist, so kann es selbst bei einem so großen Glücke Niemanden geben, der in seiner zahlreichen Dienerschaft nicht einen Schurken von Sclaven oder Freigelassenen hätte [1])." Dieser Schurke ist kein anderer, als der allmächtige Chrysogonus. Cicero schont ihn nicht. Er schildert den Luxus und die Arroganz dieses Emporkömmlings. Er zeigt ihn, wie er in seinem Hause auf dem Palatinus Kostbarkeiten auf Kostbarkeiten, die er seinen Opfern geraubt hat, häuft, wie er die Nachbarschaft durch den Lärm seiner Sänger und Musiker ermüdet, oder „mit wohlgeordnetem und gesalbtem Haar hier und da über das Forum läuft [2])." Zu diesem Spotte gesellen sich ernstere Anschuldigungen. Der Name Proscrip-

1) Pro Rosc. Amer., 8. — 2) ib., 46.

tionen wird mehrere Male in dieser Rede ausgesprochen, die Erinnerung und der Eindruck, den sie hinterlassen haben, tritt überall hervor. Man fühlt, daß die Seele dessen, der redet und der sie gesehen hat, noch ganz davon erfüllt ist, und daß der Abscheu, den er darüber empfindet, und den er nicht unterdrücken kann, ihn hindert zu schweigen, so große Gefahr auch damit verbunden sein möge. Dieses edle Gefühl offenbart sich in jedem Augenblick, trotz der Vorsicht, die die Nähe der Proscriptoren gebietet. Er wagt es, indem er von ihren Opfern spricht, auszusprechen, daß sie auf eine abscheuliche Weise hingeschlachtet sind, wiewohl es üblich war, an ihnen alle möglichen Verbrechen zu finden. Er gibt dem Haß und der öffentlichen Verachtung diese Elenden preis, die sich bei dem Morden bereichert haben, und nennt sie in einem Wortspiele, welches allgemein wurde, „Halsabschneider und Güteraufkäufer[1].“ Er fordert zuletzt förmlich, daß man dieser Herrschaft, worüber die Menschheit erröthet, ein Ziel setze; wenn das nicht geschieht, setzt er hinzu, dann „wäre es besser, sein Leben unter wilden Thieren hinzubringen, als unter solchen Unmenschen sich zu befinden[2].“

So sprach Cicero nur wenige Schritte von dem Manne entfernt, der die Proscriptionen angeordnet hatte, vor den Augen derer, die sie ausgeführt und ihren Vortheil daraus gezogen hatten. Man denke sich daher die Wirkung, die seine Worte hervorbringen mußten! Sie drückten das, was Jeder in seinem Innern fühlte, aus, sie richteten den öffentlichen Geist, der gezwungen war zu schweigen, und der sich durch das Schweigen gedemüthigt fühlte, wieder auf. Auch die demokratische Partei empfand seit diesem Tage die lebhafteste Sympathie für diesen jungen Redner, der mit solchem Muthe gegen ein verhaßtes Regiment protestierte. Diese Erinnerung sicherte ihm bis zu seinem Consulate die Gunst des Volkes. Jedes Mal, wann er irgend ein obrigkeitliches Amt wünschte, eilten die Bürger in Masse nach dem Marsfelde, um ihm ihre Stimme zu

1) Pro Rosc. Amer., 29. — 2) ib., 52.

geben. Kein Staatsmann jener Zeit, und es gab deren noch weit größere, als er, ist so leicht zu den höchsten Würden gelangt. Cato hat mehr als ein Mal eine Niederlage erlitten. Cäsar und Pompejus bedurften der Coalitionen und Cabalen, um immer zu ihrem Ziele zu gelangen. Cicero ist fast der einzige, der in allen seinen Candidaturen sogleich den Sieg davon trug, und der nie gezwungen wurde, zu solchen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, durch die man sich gewöhnlich den Erfolg sicherte. Mitten unter dem schamlosen Handel, der den Reichsten die Ehrenstellen einbrachte, trotz der streng festgehaltenen Traditionen, durch welche sie denen vom ältesten Adel vorbehalten wurden, hat Cicero, der nicht aus einer adeligen Familie stammte, und der wenig Vermögen besaß, stets den Sieg über die Andern davon getragen. Er ist zum Quästor, zum Aedil ernannt worden; er hat die Stelle eines praetor urbanus, die ehrenvollste unter allen, bekleidet; er ist gleich das erste Mal, als er darum anhielt, zum Consulate gelangt, natürlich sobald er nach den Gesetzen sich darum bewerben konnte, ohne daß auch nur eine von diesen Würden ihm etwas von seiner Ehre oder von seinem Vermögen gekostet hat.

Bemerkenswerth ist, daß er in der Zeit, wo er zum Prätor ernannt wurde, noch keine politische Rede gehalten hatte. Bis zu seinem vierzigsten Jahre war er nur Rechtsanwalt, und er hatte nicht das Verlangen, etwas Anderes zu sein. Die gerichtliche Beredsamkeit führte also zu Allem; einige glänzende Erfolge vor Gericht genügten, um einen solchen Mann zu immer höheren Staatswürden zu fördern, und Niemandem fiel es ein, vom Cicero eine andere Probe seiner Tauglichkeit für die öffentlichen Angelegenheiten zu fordern, als man ihm die höchsten Interessen seines Landes anvertraute und ihn mit der souverainen Macht bekleidete. Wenn dieses lange Verweilen auf der juristischen Bahn für seine politische Carriere ohne Gefahr war, so glaube ich aber doch nicht, daß es ohne Nachtheil für sein Talent gewesen ist. Alle Vorwürfe, die man, gewiß mit Unrecht, einem heutigen Rechtsanwalt macht, hatte ein Rechtsanwalt

früherer Zeit vollkommen verdient. Von diesem kann man wirklich sagen, daß er alle Prozesse ohne Unterschied übernahm, daß er bei jedem Prozesse seine Meinung wechselte, daß er seinen Ruhm und seine Kunst darein setzte, hervorstechende Gründe aufzufinden, um alle Sophismen zu unterstützen. Nie hörte der junge Mann, der sich im Reden übte, in den alten Schulen, daß es nöthig sei, von der Sache überzeugt zu sein, und daß es sich gebühre, nach seinem Gewissen zu sprechen. Man lehrte ihn, daß es verschiedene Arten von Rechtsfällen gebe, solche, welche vom sittlichen Standpuncte aus gut, und solche, welche es nicht sind (genera causarum sunt honestum, turpe etc.)[1]), ohne es für nothwendig zu erachten, hinzuzufügen, daß man letztere vermeiden müsse. Im Gegentheil, man erregte in ihm den Geschmack, vorzugsweise Prozesse dieser Art zu übernehmen, indem man das Verdienst, welches man hätte, wenn man dieselben glücklich durchführte, außerordentlich hoch stellte. Nachdem man ihn unterrichtet hatte, wie man einen Angeschuldigten vertheidigt oder rettet, nahm man keinen Anstand, ihm die Mittel zu zeigen, wie man einen ehrlichen Menschen um seine Achtung bringt. Solche Unterweisung erhielt der Zögling der Rhetoren, und war er einmal aus den Händen derselben, so fehlte es nicht an Gelegenheit, ihre Lehren zur Anwendung zu bringen. Er begieng z. B. nicht den Fehler, in seinen Angriffen eine gewisse Mäßigung und Zurückhaltung zu beobachten. Hätte er es sich zur Pflicht gemacht, gerecht zu sein, so würde er sich bei jener beweglichen und leidenschaftlichen Menge, die den satirischen Schilderungen und heftigen Invectiven laut ihren Beifall zu erkennen gab, um einen Theil seines Erfolges gebracht haben. Ebenso wenig wie die Gerechtigkeit lag ihm die Wahrheit am Herzen. Es war eine Vorschrift der Rhetoren, selbst in Criminalsachen pikante und imaginaire Details aufzufinden, die das Auditorium ergötzten (causam mendaciunculis adspergere)[2]). Cicero führt mit großen Lobsprüchen einige von solchen

---

1) Ad Herenn., 1, 3. — 2) De orat., II, 59.

interessanten kleinen Erdichtungen an, die vielleicht armen Menschen, welche unglücklicher Weise zu witzige Gegner hatten, die Ehre oder das Leben gekostet haben; und da er selbst in dieser Gattung eine fruchtbare Phantasie besaß, so versagte er es sich nicht, sich oft dieses erfolgreichen Mittels zu bedienen. Kurz, nichts war für einen Sachwalter des Alterthums gleichgiltiger, als sich selbst zu widersprechen. Man sagte, der Redner Antonius habe nie eine seiner Rede vor Gericht niederschreiben wollen, aus Besorgnis, es könnte Jemandem einfallen, seiner an einem Tage aufgestellten Meinung die an dem vorhergehenden ausgesprochene entgegen zu halten. Solche Bedenken hatte Cicero nicht. Sein ganzes Leben hierdurch hat er sich widersprochen, aber nie hat ihm dies die geringste Unruhe gemacht. Als er einmal ganz offen das Gegentheil von dem, was er früher behauptet hatte, sagte, so antwortete er denen, die eine Aufklärung über diese plötzliche Veränderung verlangten, ganz ruhig: „Wir werden zugezogen, nicht um das zu sagen, was als Ausdruck unserer Ueberzeugung, sondern was aus der Sache selbst und dem Rechtsfalle hervorgehen soll[1]." Das ist wenigstens ein aufrichtiges Geständnis; aber wie verlieren nicht der Redner und der Mensch, wenn sie so ihre Sprache mit den Verhältnissen wechseln! Sie gewöhnen sich zuletzt daran, nicht mehr zu suchen Ordnung und Einheit in ihr Leben zu bringen, sich über Aufrichtigkeit in ihren Meinungen und Ueberzeugung in ihren Worten hinwegzusetzen, für die Unwahrheit eben so viel Talent wie für die Wahrheit aufzuwenden, stets nur auf die Bedürfnisse des Augenblicks und den günstigen Erfolg des vorliegenden Rechtsfalles zu sehen. Das sind die Lehren, welche Cicero in jener Zeit auf dem Forum erhielt. Er verweilte dort zu lange, und als er es verließ, um im Alter von etwa vierzig Jahren als politischer Redner aufzutreten, konnte er sich von den schlechten Gewohnheiten, die er angenommen hatte, nicht losmachen.

---

1) Pro Cluent., 50.

Soll man aber darum den Cicero von der Liste der politischen Redner streichen? Wenn man diesen Namen Jedem gibt, der durch seine Rede auf die Angelegenheiten seines Landes irgendwie einwirkt, der die Menge mit sich fortzureißen, die Guten zu überzeugen sich bestrebt, dann kann man ihn meines Erachtens schwerlich dem Cicero versagen. Er verstand es, zu dem Volke zu reden und sich bei ihm Gehör zu verschaffen. Er hat es in seinem Feuer mehrmals beherrscht. Er hat es öfters dahin gebracht, daß es seine Meinung aufgab und die entgegengesetzte beifällig annahm. Es schien oft, als ob er es aus seiner Apathie herausreiße und in ihm für Augenblicke einen Anschein von Energie und Patriotismus erwecke. An ihm lag die Schuld nicht, wenn seine Erfolge nicht von Dauer waren, wenn nach solchen herrlichen Triumphen der Beredsamkeit die brutale Gewalt die Herrschaft behielt. Wenigstens hat er mit seinen Worten Alles erreicht, was die Worte in solchem Falle erreichen konnten. Jedoch verkenne ich nicht, daß seiner politischen Beredsamkeit das fehlt, was seinem Charakter fehlte. Sie ist nirgends ganz entschieden, ganz bestimmt, ganz praktisch. Cicero ist zu sehr mit sich und zu wenig mit dem Gegenstand, den er behandelt, beschäftigt. Er erfaßt denselben nicht dreist und nicht von seiner Hauptseite. Er verliert sich in pomphafte Phrasen, anstatt sich der präcisen und klaren Sprache, die die Geschäftssprache ist, zu befleißigen. Betrachtet man seine Rede näher und analysiert man sie, so zeigt sich, daß sie vor Allem viel Rhetorik und etwas Philosophie enthält. Aus der Rhetorik fließen alle die hübschen und überraschenden Argumente, alle Feinheiten der Discussion und auch die ganze Ostentation des Pathos, das man in ihr antrifft. Die Philosophie liefert die erhabenen, mit Talent gebrauchten Gemeinplätze, die aber nicht immer ganz bei dem Gegenstande bleiben. Es liegt zu viel Gekünsteltes und Gezwungenes darin. Eine gedrängte und einfache Behandlung würde zu der Discussion des Gegenstandes besser passen, als das Subtile und Pathetische; an der Stelle der langen philosophischen Tiraden würde eine klare und verständige Darlegung der politischen Principien des Red-

ners und der allgemeinen Ideen, die seine Handlungsweise regeln, vortheilhafter angebracht sein. Unglücklicher Weise behielt Cicero, wie ich sagte, die Gewohnheiten, welche er vor den Schranken angenommen hatte, auf der Rednerbühne bei. Mit Advocatenmitteln greift er das so achtungswerthe, gemäßigte, weise agrarische Gesetz an, welches der Tribun Rullus in Vorschlag gebracht hatte. In der vierten catilinarischen Rede hatte er die Frage zu erörtern, eine der schwierigsten, die einer berathenden Versammlung vorgelegt werden können: — bis zu welchem Puncte ist es erlaubt, von der Legalität abzugehen, um sein Vaterland zu retten? — Er hat sie nicht einmal aufgeworfen. Es thut einem Leid zu sehen, wie er ihr ausweicht, wie er sie flieht und vermeidet, um unbedeutende Gründe zu entwickeln und sich in ein gewöhnliches Pathos zu verlieren. Augenscheinlich war das ernste Genre der Beredsamkeit nicht das, was Cicero liebte, und worin er sich am liebsten bewegte. Will man die wirklichen Vorzüge seines Talentes kennen lernen, dann lese man unmittelbar nach der vierten Catilinaria die Rede für den Muräna, die er zu derselben Zeit hielt. Es gibt unter seinen gerichtlichen Reden keine schönere, und man staunt, wie ein Mann, der Consul war und sich damals in einer so schwierigen Lage befand, eine solche Freiheit des Geistes haben konnte, daß er mit solcher Ungezwungenheit und so am rechten Orte scherzte. Hier ist er wirklich ganz in seinem Elemente. Auch als Consul oder Consular trat er, so oft er konnte, vor Gericht auf. Er wollte, wie er sagte, seinen Freunden einen Dienst erweisen. Ich glaube, daß es mehr noch aus Selbstgefälligkeit geschah, so glücklich erscheint er, so voll Feuer und Begeisterung ist er, wenn er eine interessante und pikante Sache durchzuführen hat. Nicht allein ließ er keine Gelegenheit vorüber, vor den Richtern zu erscheinen, sondern er drückte soviel als möglich seinen politischen Reden den Stempel der gewöhnlichen Vertheidigungsreden auf. Alles gieng zum Beispiel bei ihm auf persönliche Fragen hinaus. Die Discussion der Ideen läßt ihn meistens kalt. Denn um sich in seiner vollen Größe zu zeigen, muß er

sich Jemanden gegenüber haben. Die schönsten Reden, die er auf dem Forum oder im Senate gehalten hat, sind Lobreden oder Schmähreden. Da ist er ohne Nebenbuhler, da geräth, wie er sich einmal ausdrückt, seine Beredsamkeit in Begeisterung und triumphiert; aber Schmähreden und Lobreden, so schön sie auch sein mögen, sind für uns durchaus nicht das Ideal politischer Beredsamkeit; von dieser verlangen wir heut zu Tage etwas Anderes. Alles, was man zur Rechtfertigung der Reden Cicero's sagen kann, ist, daß sie seiner Zeit vollkommen angemessen waren, und daß sich ihr Charakter aus dem Charakter der Verhältnisse, unter denen sie gehalten wurden, erklärt. Damals wurde der Staat nicht mehr durch die Rede, wie in den schönen Zeiten der Republik, gelenkt. Andere Einflüsse waren an deren Stelle getreten, nämlich bei den Wahlen das Geld und die Bewerbungen der Candidaten, bei den öffentlichen Debatten die geheime und furchtbare Macht der Volksvereine; besonders war es das Heer, das seit Sulla alle Regierungen hebt oder stürzt. Mitten unter diesen herrschenden Mächten fühlt sich die Beredsamkeit ohnmächtig. Wie sollte sie noch den gebietenden Ton, den herrischen und entschiedenen Ausdruck Jemandes, der sich seiner Macht bewußt ist, haben können? Darf sie an die Vernunft und an die Logik apellieren, versuchen, auf eine kräftige und derbe Weise auf die Ueberzeugung hinzuwirken, wann sie weiß, daß die von ihr behandelten Fragen anderswo entschieden werden? Mommsen macht die hämische Bemerkung, daß Cicero in seinen meisten großen politischen Reden schon gewonnene Rechtsfälle plaidiert. Als er die Verrinen veröffentlichte, waren Sulla's Bestimmungen über die Zusammensetzung der Gerichtshöfe eben abgeschafft. Er wußte sehr gut, daß Catilina schon den Entschluß gefaßt hatte, Rom zu verlassen, als er die erste Catilinaria hielt, worin er ihn mit großem Pathos beschwor, sich aus dem Staube zu machen. Die zweite Philippica, welche einen so großen Muth zeigt, wenn man annimmt, daß sie in Gegenwart des allmächtigen Antonius gehalten worden ist, wurde erst veröffentlicht, als Antonius auf der Flucht nach dem cisalpinischen Gallien war.

Wozu haben nun alle diese schönen Reden gedient? Sie dienten nicht dazu, Entscheidungen herbeizuführen, denn man hatte sich schon entschieden; sondern sie haben den Zweck gehabt, daß diese Entscheidungen von dem Volke angenommen wurden, sie haben die öffentliche Meinung, was allerdings Etwas war, für sie erweckt und gewonnen. Man muß zu dem Schluß kommen, daß das Wort in jener Zeit nicht mehr gebietet, daß die Beredsamkeit nicht mehr hoffen kann, die Ereignisse zu lenken; aber sie wirkt auf dieselben indirect ein, sie sucht die großen geistigen Bewegungen, die die Ereignisse vorbereiten oder zu Ende führen, zu erregen: „sie ruft nicht Abstimmungen und Handlungen hervor, sie regt die Gemüther auf[1]." Wenn diese moralische Wirkung das einzige Ziel ist, das sie sich in dieser Zeit steckt, dann war Cicero's Beredsamkeit durch ihre Fülle und ihren Pomp, durch ihren Glanz und durch ihr Pathos dazu geschaffen, um es zu erreichen.

Er hatte seine Stimme zuerst dem Dienste der Volkspartei geweiht. Wir haben gesehen, daß er in den Reihen dieser Partei seine politische Laufbahn begann; aber wiewohl er derselben siebenzehn Jahre treu gedient hat, so bin ich doch geneigt zu glauben, daß er ihr nicht immer von Herzen gern diente. Die Uebergriffe des aristokratischen Regimes hatten ihn der Demokratie zugewendet; er mußte finden, daß die Demokratie, besonders als sie die Herrschaft hatte, nicht viel vernünftiger war. Sie schickte ihm einige Male schreckliche Clienten zur Vertheidigung zu. Er mußte Aufrührer

1) Ich bediene mich hier Havet's eigner Worte, der diese Ansicht in einer der zu seltenen Schriften, die er über Cicero abgefaßt, beleuchtet hat. Hierbei sei es uns gestattet, unser Bedauern darüber auszusprechen, daß Berger und er nicht geglaubt haben, die ausgezeichneten Vorträge, die sie auf dem Collège de France und in der Sorbonne gehalten haben, und deren Gegenstand so oft Cicero gewesen ist, dem Publicum übergeben zu dürfen. Wären sie den Wünschen ihrer Zuhörer und den inständigen Bitten aller Freunde der Wissenschaften nachgekommen, so würde Frankreich durchaus nicht Deutschland über diese wichtige Frage zu beneiden haben.

und Empörer vertheidigen, die fortwährend den öffentlichen Frieden störten. Er plaidierte einmal sogar für den Catilina oder war nahe daran, es zu thun. Es ist wahrscheinlich, daß ihm diese Willfährigkeit theuer zu stehen kam, und daß die Heftigkeit der Demokratie mehr als einmal den Wunsch in ihm erregte, sich von derselben loszusagen. Unglücklicher Weise wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte, als er sie verließ; und wenn ihn die Plebejer durch ihre Heftigkeit zurückstießen, so zog ihn die Aristokratie mit ihrem Dünkel und ihren Vorurtheilen auch nicht sehr an. Weil er nun unter den Parteien, die damals bestanden, keine fand, die seiner Meinung genau entsprach, und die ganz und gar zu seinem Charakter paßte, so blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als sich selbst eine besondere zu bilden. Er versuchte es. Als er sah, daß ihn der Glanz seiner Rede, die Staatsämter, die er bekleidet hatte, die Popularität, deren er sich erfreute, zu einer bedeutenden Persönlichkeit machten, suchte er, um sich eine Zukunft zu schaffen, um im Staate eine zugleich festere und höhere Stellung einzunehmen, um sich von dem Verlangen seiner früheren Beschützer loszumachen, um nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, seinen früheren Gegnern die Hand zu reichen, eine neue Partei zu schaffen, die aus den Gemäßigten aller anderen bestände, und deren Führer er wäre. Aber er begriff bald, daß er diese Partei nicht sofort hervorzaubern und aus Nichts schaffen könne. Er bedurfte gleichsam eines Kerns, um den sich die neuen Elemente, die, wie er hoffte, kommen würden, ansetzten. Diesen glaubte er in der Classe von Bürgern gefunden zu haben, zu denen er seiner Geburt nach gehörte, und die man die Ritter nannte.

Rom hat immer das, was wir heute den Mittelstand und den Bürgerstand nennen, gefehlt. In dem Maße, wie die kleinen Feldbebauer ihre Felder verließen, um in der Stadt zu wohnen, und „wie die Arme, welche Getreide und Wein bauten, nur noch gebraucht wurden, um im Theater und im Circus Beifall zu klatschen[1]),"

---

1) Varro, de re rust., II, 1.

in demselben Maße wurde auch die Kluft zwischen der reichen Aristokratie, die fast das ganze Vermögen des Staates besaß, und dem dürftigen und verhungerten Volke, das sich unaufhörlich aus dem Sclavenstande recrutierte, immer größer und größer. Das einzige Mittelglied, das zwischen ihnen bestand, waren die Ritter. Dieser Name bezeichnete in der Zeit, mit welcher wir uns beschäftigen, nicht allein die Bürger der 18 ersten Centurien, die bei den Wahlen für sich besonders stimmten; man legte ihn auch allen denen bei, die den census equester besaßen, das heißt denen, deren Vermögen über 400,000 Sesterzen (80,000 Fr.) betrug. Man kann sich wohl denken, wie sehr der Adel die Plebejer von unbekannter geringer Familie, welche durch den Zufall und ihre Sparsamkeit reich geworden waren, mishandelte [1]). Er erwies ihnen seine Verachtung ebenso reichlich, wie den Armen aus der Plebs; er verschloß ihnen hartnäckig den Zutritt zu den Staatswürden. Zu der Zeit, wo Cicero zum Consul ernannt wurde, waren es dreißig Jahr, daß kein homo novus, weder ein Ritter, noch ein Plebejer, zum Consulat gelangt war. Durch die Eifersucht der Vornehmen von dem politischen Leben zurückgehalten, sahen sich die Ritter gezwungen, ihre Thätigkeit anderswohin zu wenden. Anstatt ihre Zeit damit zu verlieren, daß sie unglückliche Candidaturen versuchten, strebten sie danach, reich zu werden. Als Rom die Welt erobert hatte, waren es besonders die Ritter, die sich diese Eroberungen zu Nutze machten. Sie bildeten eine betriebsame und aufgeklärte Classe, sie waren schon wohlhabend und konnten einige Capitalvorschüsse machen, sie dachten daran, die besiegten Länder zu ihrem Vortheil auszubeuten. Ueberall eindringend, wo sich die römischen Waffen zeigten, traten sie als Kaufleute, Banquiers, Steuerpächter auf und häuften unermeßlichen Reichthum an. Da sich Rom damals nicht mehr in der Zeit eines Curius und Cincinnatus befand, und man nicht

1) Diese Aenderung des ursprünglichen Textes ist in Folge einer Privatmittheilung des Verfassers an den Uebersetzer geschehen.

Der Uebersetzer.

mehr die Dictatoren vom Pfluge holte, so gab ihnen der Reichthum Ansehn und Wichtigkeit. Man begann nun mit größerer Achtung von ihnen zu sprechen. Die Gracchen, die sich bei ihrem Kampfe gegen die Aristokratie die Ritter zu Verbündeten machen wollten, setzten es durch, daß man aus der Mitte derselben die Richter wählte. Cicero gieng noch weiter; er suchte aus ihnen die Grundlage zu der großen, gemäßigten Partei, die er schaffen wollte, zu bilden. Er wußte, daß er auf ihre Ergebenheit rechnen konnte. Er gehörte ihnen durch die Geburt an; er hatte den ihn umgebenden Glanz auf sie zurückstrahlen lassen; er hatte nie unterlassen, vor Gericht oder in dem Senat ihre Interessen zu vertheidigen. Auch rechnete er stark darauf, daß sie es ihm Dank wissen würden, daß er ihr Ansehn erhöhen und ihnen eine große politische Zukunft verschaffen wolle.

Alle diese Combinationen Cicero's schienen anfangs vortrefflich von Statten zu gehen; aber das Verdienst dieses Erfolges gebührt, wenn man offen sein will, vornehmlich den Umständen. Die große Coalition der Gemäßigten, deren sich Cicero als seines herrlichsten Werkes gerühmt hat, machte sich unter der Herrschaft des Schreckens ganz von selbst. Eine sociale Revolution schien bevor zu stehen. Der Auswurf aller frühern Parteien, elende Plebejer und zu Grunde gerichtete Vornehme, alte Soldaten des Marius und Proscriptoren des Sulla, hatten sich unter der Leitung eines kühnen und geschickten Führers, der ihnen eine neue Theilung des Staatsgutes verhieß, verbunden. Diese Vereinigung brachte diejenigen, die sich von derselben bedroht sahen, zu dem Entschlusse, sich ebenfalls zu ihrer Vertheidigung zu verbinden. Der Schrecken übte größere Wirkung aus, als die schönsten Reden ohne denselben, und man kann in dieser Beziehung sagen, daß Cicero diese Fusion, die er als das Heil seiner Politik ansah, vielleicht mehr dem Catilina, als sich selbst zu verdanken hatte. Die Gemeinschaft der Interessen also führte, wenigstens für eine Zeit, die Aussöhnung der Meinungen herbei. Natürlich wurden die Reichsten und folglich die Gefährdetsten,

d. h. die Ritter, die Seele dieser neuen Partei. Ihnen zur Seite standen die gut gesinnten Plebejer, die nicht wollten, daß man über die politischen Reformen hinausgienge, und die Vornehmen, die, als sie sahen, daß ihre Genüsse bedroht wurden, aus ihrer Apathie herausgerissen wurden, die den Staat hätten zu Grunde gehen lassen, ohne ihn zu vertheidigen, die aber nicht wollten, daß man ihre Muränen und ihre Fischteiche antastete. Die neue Partei suchte nicht lange nach einem Führer. Pompejus befand sich in Asien, Cäsar und Crassus begünstigten im Geheimen die Verschwörung. Außer diesen gab es keinen größeren Namen, als den des Cicero. Dieser Umstand erklärt die allgemeine Stimmung, die ihn zum Consul erhob. Seine Wahl war fast ein Triumph. Ich will von seinem Consulate nicht weiter reden, von dem viel zu viel selbst zu sprechen er Unrecht gethan hat. Ich will auch nicht den Sieg, den er über Catilina und dessen Genossen davontrug, herabsetzen. Die Gefahr war eine ernste. Sallustius, sein Feind, gesteht es. Hinter diesem Complot hielten sich ehrgeizige Staatsmänner versteckt, die bereit waren, von den Ereignissen Nutzen zu ziehen. Cäsar erkannte sehr wohl, daß die Herrschaft der Anarchie nicht lange währen könne. Nach einigen Plünderungen und Mordthaten würde Rom aus seiner Bestürzung erwacht sein, und die Gutgesinnten, die in ihrer Verzweiflung wieder einige Energie fanden, hätten die Oberhand wieder gewonnen. Wahrscheinlich jedoch ist, daß dann eine Reaction eingetreten wäre, wie sie gewöhnlich auf so große Versuche folgt. Die Erinnerung an das Unglück, dem sie mit Mühe entronnen waren, hätte Viele dazu geführt, die Freiheit, die sie so großen Gefahren aussetzte, zu opfern, und Cäsar hielt sich bereit, ihnen das unfehlbare Mittel der absoluten Gewalt zu reichen. Dadurch, daß Cicero das Uebel an der Wurzel abschnitt, daß er die Verschwörung, ehe sie zum Ausbruch kam, überraschte und bestrafte, hielt er vielleicht den Eintritt des monarchischen Regimes in Rom um funfzehn Jahre zurück. Er hatte also nicht Unrecht, wenn er die Dienste, die er damals der Freiheit seines Vaterlandes

brachte, rühmte, und man muß mit Seneca anerkennen, daß, wenn er sein Consulat maßlos gelobt hat, er es nicht ohne Grund gethan hat[1]).

Unglücklicher Weise dauern solche Coalitionen selten weit über die Umstände, durch die sie entstanden sind, hinaus. Als die Interessen, die eine gemeinsame Gefahr verbunden hatte, anfiengen, festen Boden zu gewinnen, nahmen sie ihren früheren Kampf unter einander wieder auf. Die Plebejer, die nunmehr keine Furcht hatten, fühlten ihren Groll gegen den Adel wieder lebendig werden. Die Adeligen begannen von Neuem auf das Vermögen der Ritter neidisch zu werden. Und die Ritter besaßen nichts von dem, um, wie Cicero es gewollt hatte, die Seele einer politischen Partei zu werden. Sie waren mehr mit ihren Privatangelegenheiten, als mit denen des Staates beschäftigt. Sie waren nicht an Zahl überlegen, wie die Plebejer, und es fehlten ihnen jene großen Traditionen der Herrschaft, die dem Adel so lange seine Macht sicherten. Zur einzigen Norm ihrer Handlungsweise besaßen sie nur den bei einem großen Vermögen gewöhnlichen Wunsch, der die Ordnung der Freiheit vorziehen läßt. Sie suchten vor Allem eine starke Macht, die sie schützen könnte, und Cäsar hatte in der Folge keine ergebeneren Anhänger, als sie. Bei dieser Verwirrung seiner Partei fragte sich Cicero, der nicht vereinzelt dastehen konnte, zu welcher Seite er sich halten sollte. Der Schrecken, den ihm Catilina verursacht hatte, die Gegenwart des Cäsar und des Crassus in den Reihen der Demokratie hinderten ihn, sich dieser wieder anzuschließen, und zuletzt warf er sich trotz seiner Abneigung dem Adel in die Arme. Von seinem Consulate an hält er sich fest zu ihm. Man weiß, wie sich die Demokratie für das, was sie für einen Verrath ansah, rächte. Drei Jahre nachher verurtheilte sie ihren frühern Führer, der ihr Feind geworden war, zum Exil und willigte nur in seine Zurück-

---

1) De brevit. vit., 3. Non sine caussa, sed sine fine laudatus.

berufung ein, um ihn dem Cäsar und Pompejus, die durch ihre Verbindung die Herren von Rom geworden waren, zu Füßen zu werfen[1]).

III.

Die schwerste politische Krisis, welche Cicero nächst den heftigen Kämpfen unter seinem Consulat durchgemacht hat, ist gewiß die, welche durch den Sturz der römischen Republik bei Pharsalus ihr Ende erreichte. Man weiß, daß er sich nicht gern in diesen fürchterlichen Kampf einließ, dessen Ausgang er vorhersah, und daß er fast ein Jahr zwischen den beiden Parteien hin- und herschwankte, ehe er sich entschied. Es befremdet nicht, daß er so lange gezögert hat. Er war nicht mehr jung und unbekannt, wie zu der Zeit, wo er den Roscius vertheidigte. Er nahm eine hohe Stellung ein und hatte einen glänzenden Namen, den er nicht bloßstellen wollte, und es ist wohl erlaubt, zu überlegen, wenn man mit einem Male sein Hab und Gut, seinen Ruhm und vielleicht sein Leben aufs Spiel setzt. Ueberdies war die Sache nicht so einfach und das Richtige nicht so evident, wie es anfänglich schien. Lucanus, dessen Sympathien nicht zweideutig sind, sagte ja doch, man kann nicht wissen, auf welcher Seite das Richtige war, und dies Dunkel scheint nicht ganz gehoben zu sein, weil es nach achtzehnhundert Jahren von Discussionen der Nachwelt noch nicht geglückt ist, sich darüber zu verständigen. Merkwürdig ist es, daß sich bei uns im siebenzehnten Jahrhundert unter einem ganz monarchischen Regime die Gelehrten alle ohne Bedenken gegen Cäsar aussprachen. Staatsmänner souverainer Höfe, schüchterne und sowohl durch ihre Functionen als auch von Charakter gemäßigte Männer, die dem Könige nahe standen und in ihren Schmeicheleien gegen ihn nicht zurückhaltend waren, erlaubten sich im vertrauten Kreise

1) Ueber Cicero's Exil und die Politik, welche er nach seiner Rückkehr befolgte, siehe die Abhandlung über Cäsar und Cicero, 1. Abschnitt.

Pompejaner, ja leidenschaftliche Pompejaner zu sein. „Der erste Präsident", sagte Guy-Patin, „ist ein so eifriger Pompejaner, daß er mir eines Tages, als ich ihm in seinem schönen Garten von Bâville erklärte, ich würde, wenn ich in dem Senate gewesen wäre, als man den Julius Cäsar ermordete, ihm den vierundzwanzigsten Dolchstoß versetzt haben, seine Freude darüber zu erkennen gab, daß ich ein Pompejaner wäre." Dagegen hat man in unsern Tagen, in einer ganz demokratischen Zeit, nach der französischen Revolution, Namens der Revolution und der Demokratie mit großem Erfolge Partei für Cäsar genommen und den Gewinn, den die Menschheit aus seinem Siege gezogen, ins volle Licht gesetzt.

Ich habe nicht die Absicht, den Kampfplatz wieder zu betreten, er ist zu ergiebig an stürmischen Debatten. Ich will hier nur das berühren, was zur Kenntnis von Cicero's politischem Leben unumgänglich nöthig ist. Man muß, glaube ich, den Streit von zwei sehr verschiedenen Standpuncten aus betrachten: — der eine ist zunächst der, auf dem wir stehen, das heißt diejenigen, die bei dem früheren Streite unparteiisch sind, die ihn als Historiker oder als Philosophen betrachten, nachdem ihn die Zeit abgekühlt hat, die ihn weniger nach den Ursachen, als nach den Resultaten beurtheilen, und die vor Allem nach dem Guten oder Bösen, was er in die Welt gebracht hat, fragen; — der andere Standpunct ist der der Zeitgenossen, die mit ihren Leidenschaften und Vorurtheilen den Streit erwägen, nach den Vorstellungen ihrer Zeit, in Bezug auf sich selbst, und ohne die weiteren Folgen davon zu erkennen. Auf diesen letzten Standpunct will ich mich einzig und allein stellen, wiewohl der andere bei Weitem höher und fruchtbarer scheint; aber da es nur meine Absicht ist, Rechenschaft von Cicero für seine politischen Acte zu fordern, und da man von ihm vernünftiger Weise nicht verlangen konnte, daß er die Zukunft voraussah, so werde ich mich darauf beschränken, zu zeigen, wie sich die Streitfrage zu seiner Zeit stellte, welche Gründe man von beiden Seiten beibrachte, und auf welche Weise es natürlich war, daß ein vernünftiger und sein

Vaterland liebender Mann diese Gründe anerkannte. Vergessen wir also die achtzehn Jahrhunderte, die uns von diesen Ereignissen trennen, versetzen wir uns nach Formium oder Tusculum während der langen Tage der Angst und Ungewißheit, die Cicero dort zubrachte, und hören wir ihn sich mit Atticus oder Curio über die Motive unterhalten, die ihm die beiden Parteien gaben, um ihn zu sich hinüberzuziehen.

Was uns deutlich erkennen läßt, daß das Urtheil der Zeitgenossen über die Ereignisse, denen sie nahe stehen, nicht dasselbe ist, wie das der Nachwelt, ist der Umstand, daß sich die Freunde Cäsar's, als sie den Cicero gewinnen wollten, nicht des Argumentes bedienten, das uns als das beste erscheint. Heut zu Tage ist der Hauptgrund, den man zur Rechtfertigung seines Sieges anführt, der, daß, wenn Rom dabei einige von seinen Privilegien verloren hat, es derselben zum Vortheil für die ganze übrige Welt beraubt worden ist. Was kommt darauf an, daß man einigen tausend Menschen, die keinen sehr guten Gebrauch davon machten, ihre Freiheit nahm, wenn man dadurch fast die ganze Welt vor Plünderung, Knechtschaft und vor dem Untergange bewahrte? Es steht fest, daß sich die Provinzen und ihre Bewohner, die von den Proconsuln der Republik so hart behandelt wurden, unter dem von Cäsar eingesetzten Regime sehr wohl befanden. Sein Heer stand allen Fremden offen; er hatte Germanen, Galler, Spanier bei sich. Sie halfen ihm zum Siege, und sie zogen natürlich aus seinem Siege Gewinn. Das war, ohne daß er es vielleicht gewünscht hat, ein Ersatz für die besiegten Völker. Diesen Völkern lag gar nicht daran, ihre alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen; sie hatten mit ihrer Niederlage den Geschmack an derselben verloren. Ihr Ehrgeiz bestand in etwas ganz Anderem; sie wollten, daß man ihnen gestatte, Römer zu werden. Bis dahin jedoch hatte sich die stolze und herrschsüchtige Aristokratie, in deren Händen die Macht sich befand, und die das Menschengeschlecht für ihre Genüsse oder ihre Größe auszubeuten verstand, hartnäckig geweigert, es zu sich zu erheben, ohne Zweifel

um das Recht, es nach seinen Launen zu behandeln, zu behalten. Indem Cäsar die Aristokratie stürzte, riß er die Schranke nieder, die Rom den übrigen Nationen verschloß. Die Monarchie hat die ganze Welt römisch gemacht; sie hat, sagt ein Dichter, alle Völker der Welt vereinigt und zu einem und demselben Namen verschmolzen. Das ist gewiß etwas Großartiges, und es ziemt sich für uns nicht, es zu vergessen, für uns, die wir die Söhne jener Besiegten sind, die Cäsar rief, seinen Sieg zu theilen. Aber wer dachte zu Cicero's Zeit daran, daß es so sein sollte? wer konnte diese weiten Folgen vorhersehen und ankündigen? Die Streitfrage stellte sich damals nicht so, wie sie sich uns, die wir sie aus der Ferne betrachten, darbietet. Cäsar nennt unter den Motiven seines Unternehmens nirgends das Interesse der besiegten Völker. Der Senat hat niemals beansprucht, der Repräsentant der von einer Invasion der Barbaren bedrohten römischen Nationalität zu sein, und man sieht nicht, daß die Provinzen sich zu Gunsten ihres Vertheidigers erhoben; im Gegentheil, sie theilten sich auf eine fast gleiche Weise unter die beiden Nebenbuhler. Wenn der Occident in den Reihen des Cäsar focht, so begab sich der ganze Orient in das Lager des Pompejus. Dies beweist, daß, als der Wettkampf begann, seine Folgen nicht erkannt waren, nicht einmal von denen, die einen Gewinn davon ziehen mußten, und denen ihr Vortheil hätte die Augen öffnen müssen. Außerdem wenn Cicero die Wohlthaten, die die ganze Welt durch Cäsar's Triumph genießen sollte, geahnet hätte, meint man, daß dies ein hinreichender Beweggrund für ihn gewesen sein würde, ihn zu bestimmen? Er gehörte nicht zu den Menschen, die die ganze Menschheit lieben, um sich dem Dienste ihres Vaterlandes zu entziehen. Er würde sich schwer entschlossen haben, seine Freiheit zu opfern unter dem Vorwande, daß dieses Opfer den Gallern, den Britannen und den Sarmaten zum Vortheil gereichen sollte. Allerdings war ihm das Interesse der Welt nicht gleichgiltig, aber das Interesse Roms berührte ihn weit näher. Er besaß einen sanften und humanen Charakter, er hatte

in seinen vortrefflichen Werken ausgesprochen, daß alle Völker nur eine und dieselbe Familie sind, er hatte sich in der von ihm verwalteten Provinz allgemeine Liebe erworben; doch, als Cäsar den ihn begleitenden Fremden die Stadt und sogar den Senat öffnete, zeigte er sich sehr unzufrieden und griff diese Barbaren mit seinem bittersten Spotte an. Denn er erkannte es deutlich, daß diese Spanier und Galler, die mit hoch erhobenem Kopfe auf dem Forum einherstolzierten, über Rom triumphierten. Sein Römerstolz empörte sich bei diesem Anblick, und ich sehe keinen Grund, ihn deshalb zu tadeln. Wenn er die allgemeine Emancipation der besiegten Völker, die sich vorbereitete, damals voraussehen oder nur ahnen konnte, so begriff er auch, daß diese Emancipation den Untergang der unabhängigen, selbstständigen und scharf ausgeprägten Existenz seines Vaterlandes herbeiziehen würde. Es war natürlich, daß ein Römer für diesen Preis selbst nicht das Glück der Welt erkaufen wollte.

Außer diesem Grunde gab es noch einen andern scheinbaren, wo nicht wahren, dessen man sich vielfach bediente, um die Unentschlossenen an sich zu ziehen. Man sagte zu ihnen, daß der Staat und die Freiheit bei dem Kriege nicht betheiligt wären, daß es nur ein Kampf zwischen zwei Ehrsüchtigen, die sich um die Macht stritten, wäre. Es lag in dieser Behauptung etwas Wahres, das im Stande war, oberflächliche Köpfe zu täuschen. Sicherlich nahmen die persönlichen Fragen eine bedeutende Stelle in diesem Streite ein. Cäsar's Soldaten schlugen sich einzig für ihn, und Pompejus hatte in seinem Gefolge viele Freunde und Creaturen, die ihm dreißig Jahre des Glücks und der Macht verschafft hatten. Cicero selbst sagt mehrmals, daß seine alte Freundschaft für Pompejus ihn in das Lager desselben geführt hat. „Für ihn, für ihn allein opfere ich mich auf," sagte er, als er sich anschickte Italien zu verlassen [1]). Es gibt Augenblicke, wo es ihm Vergnügen zu machen scheint, den Streit, in den er sich einlassen will, zu beschränken, und wo er

1) Ad Att., IX, 1.

in den Briefen an seine Freunde wiederholt, was die Anhänger Cäsar's sagten: „Es ist ein Kampf um die Königsrolle, regnandi contentio est[1]).“ Aber man muß wohl auf seiner Hut sein, wenn man seine Briefe aus dieser Zeit liest, und man muß sie mit Vorsicht lesen. Nie ist er unentschlossener gewesen. Täglich wechselt er seine Meinung, er greift alle Parteien an und vertheidigt sie, so daß, wenn man auf geschickte Weise alle diese seiner Unzufriedenheit und seiner Unschlüssigkeit entschlüpften Worte zusammenstellt, man in seinen Briefen Material finden kann, um Jedermann den Prozeß zu machen. Es sind nur wunderliche Einfälle eines unruhigen und bestürzten Kopfes, die man weder gegen Andere noch gegen ihn selbst misbrauchen darf. Wenn er z. B. behauptet, daß die Republik mit dem Streite nichts zu thun habe, so spricht er nicht seine wahre Meinung aus. Es ist nur einer von den Vorwänden, die er ersinnt, um seine Unschlüssigkeit in den Augen seiner Freunde und in den seinigen zu rechtfertigen. Es ist so selten, daß man ganz aufrichtig, ich sage nicht allein gegen die Andern, sondern auch gegen sich ist. Man sucht sich auf eine scharfsinnige Weise zu beweisen, daß man tausend Gründe hat, um das zu thun, was man ohne vernünftigen Grund, aus Interesse oder aus Eigensinn thut. Aber wenn Cicero aufrichtig sein will, wenn er keinen Grund mehr hat, sich selbst zu betrügen oder Andere zu täuschen, dann spricht er ganz anders, dann wird die Sache des Pompejus in voller Wahrheit eine Sache der Gerechtigkeit und der Gesetzlichkeit, eine Sache der Wohlgesinnten und der Freiheit. Gewiß hatte Pompejus der Republik sehr schlechte Dienste erwiesen, ehe er durch die Umstände dazu geführt wurde, sie zu vertheidigen. Man konnte ihm nicht völlig trauen, und man fürchtete seinen Ehrgeiz. In seinem Lager nahm er das Wesen eines unumschränkten Herrn an, er hatte Schmeichler und gehorsame Diener. „Es ist ein kleiner Sulla,“ sagt Cicero, „der auch von Proscriptionen träumt, sullaturit, proscripturit[2]).“

---

1) Ad Att., X, 7. — 2) ib., IX, 10.

Die republikanische Partei hätte sicherlich einen anderen Vertheidiger genommen, wenn sie freie Wahl gehabt hätte, aber in dem Augenblicke, wo Cäsar seine Truppen zusammenzog, sah sich diese Partei, die weder Soldaten, noch Feldherrn hatte, gezwungen, des Pompejus Hilfe anzunehmen. Sie nahm sie an, wie die eines Verbündeten, dem man nicht recht traut, und den man überwacht, der nach dem Siege vielleicht als Feind auftreten wird, aber den man während des Kampfes nicht entbehren kann. Uebrigens wußte man recht gut, daß, obgleich Pompejus die Freiheit nicht vollständig sicherte, sie mit ihm weniger Gefahr liefe, als mit Cäsar. Er war ehrgeizig ohne Zweifel, aber sein Streben war mehr auf großen Ruhm, als auf die Macht gerichtet. Zweimal hatte man ihn bis zu Roms Thoren mit einem Heere kommen sehen. Die Demokratie rief ihn; er brauchte es nur zu wollen, um sich zum König zu machen, und zweimal hatte er seine Truppen entlassen und die Fascen niedergelegt. Man hatte ihn zum alleinigen Consul ernannt, d. h. beinahe zum Dictator, und nach Verlauf eines halben Jahres hatte er sich freiwillig einen Collegen gegeben. Diese Präcedentien führten die aufrichtigen Republikaner zu dem Glauben, daß er sich nach dem Siege mit klangvollen Titeln und pompösen Lobeserhebungen begnügen würde, und daß man seine Dienste, ohne Jemanden zu gefährden, mit Purpur und Lorbeeren bezahlen würde. In jedem Falle kann man sicher sein, daß, wenn er etwas Anderes beansprucht hätte, man es ihm würde verweigert haben, und daß er unter den Meisten von denen, die er sich zu seinen Verbündeten gemacht hatte, Gegner gefunden haben würde. In seinem Lager befanden sich Viele, die seine Freunde nicht waren, und von denen man nicht vermuthen kann, daß sie zu den Waffen gegriffen hatten, um ihm einen Thron zu erobern. Cato mistraute ihm und hatte ihn immer bekämpft. Brutus, dessen Vater er hatte ermorden lassen, verabscheute ihn. Die Aristokratie verzieh es ihm nicht, daß er die Macht der Tribunen wieder aufgerichtet und sich gegen sie mit Cäsar verbunden hatte. Ist es wahrscheinlich, daß alle diese großen Männer, die

im Staatsdienste hervorglänzten, von diesem mittelmäßigen Politiker, der nie Jemanden getäuscht hat, hintergangen worden sind, und daß sie, ohne es zu wissen, für ihn gearbeitet haben? oder muß man zugeben, was noch weniger wahrscheinlich ist, daß sie es wußten, und daß sie aus freien Stücken ihr Vaterland verließen, ihr Hab und Gut aufs Spiel setzten und ihr Leben hingaben, um den Interessen und der Ehrsucht eines Mannes zu dienen, den sie nicht liebten? Ganz gewiß handelte es sich für sie um etwas Anderes. Als sie über das Meer giengen, als sie sich mit Widerstreben entschlossen, einen Bürgerkrieg zu beginnen, als sie sich unter den Befehl eines Feldherrn stellten, mit welchem unzufrieden zu sein sie so viele Gründe hatten, da dachten sie nicht daran, sich nur in einen persönlichen Streit einzumischen, sondern der bedrohten Republik und Freiheit zu Hilfe zu eilen.

„Aber hier," erwiedert man, „täuscht ihr euch abermals. Die Namen Freiheit und Republik führen euch irre. Es war nicht die Freiheit, die man in des Pompejus Lager vertheidigte, es war der Druck einer Kaste auf ein Volk. Man wollte die Vorrechte einer drückenden und ungerechten Aristokratie aufrecht erhalten. Man schlug sich, um ihr das Recht, die Plebs zu unterdrücken und die Welt mit Füßen zu treten, zu wahren." In sofern müssen die Freunde der Freiheit für Cäsar die Sympathien haben, die sie im Allgemeinen dem Pompejus schenken, denn er ist der Liberale und der Demokrat, der Mann des Volkes, der Nachfolger der Gracchen und des Marius. Und das ist in der That die Rolle, die er sich seit dem Tage vindicierte, wo er, fast ein Kind, dem Sulla gegenüber getreten war. Als Prätor und Consul hatte er der Sache des Volkes mit Ergebenheit zu dienen geschienen, und in dem Augenblick, wo er auf das von dem Senate verlassene Rom losgieng, sagte er noch[1]: er komme, um sich und das von der Verbindung Weniger bewältigte Volk wieder frei zu machen.

---

1) De bello civ., I, 22.

Was liegt Wahres in dieser Aeußerung, er sei der Vertheidiger der Demokratie? Was mußte, ich will nicht sagen, ein Patrizier, der natürlich sehr übel darüber dachte, aber ein Feind des Adels, ein novus homo, wie Cicero, davon denken? Wie sehr auch den Cicero die Geringschätzung der Aristokratie ärgerte, wie groß auch sein Unwille darüber war, immer auf seiner Bahn, bei seinen Candidaturen einem von den großen Herren zu begegnen, dem die Ehrenstellen im Schlafe zufielen, ich sehe nicht, daß er in seinem Unmuthe je gefordert habe, daß das Volk unterdrückt würde [1]), und ich vermuthe, daß er, als man ihm gegenüber behauptete, Cäsar ergreife die Waffen, um dem Volke die Freiheit wieder zu geben, er die Frage aufwarf, seit wann es dieselbe verloren habe, und welche neuen Vorrechte man ihm außer denen, die es schon besitze, noch geben wolle. Er erinnerte damals daran, daß sich das Volk einer gesetzmäßigen Organisation erfreue, daß es besondere Magistrate besäße, an welche es von den Entscheidungen der andern appelliere, unverletzliche und geheiligte Magistrate, die das Gesetz mit der enormen Macht ausrüste, die Regierung durch ihre Intercession zu zügeln und das politische Leben zu unterbrechen; daß es im Besitz der Freiheit der Tribüne und der Rede sei, im Besitz des Stimmrechts, womit es Handel triebe, um zu leben, endlich daß es zu allen Magistraturen freien Zutritt habe, und er brauchte nur sich als Beispiel hinzustellen, um zu beweisen, daß es einem Menschen ohne Ahnen und fast ohne Vermögen möglich wäre, selbst zum Consulate zu gelangen. Und wahrlich, solche Erfolge waren selten. Die im Gesetze bestimmte Gleichheit wurde in der Praxis sehr verletzt. Die consularischen Fasten zu jener Zeit enthalten fast nur berühmte Namen. Einige hohe Familien schienen ausschließlich im Besitze der ersten Staatswürden zu sein: sie bewachten gleichsam den Zutritt zu den-

---

1) Er schien sogar mehrmals zu behaupten, daß die Lage der Plebejer in der Republik im Ganzen besser sei, als die der Patrizier. (Pro Cluent., 40. Pro domo sua, 14.)

selben und ließen Niemanden heran; aber war es nöthig, die Institutionen selbst zu vernichten, um die Schranken niederzureißen, die die Geschicklichkeit einiger Ehrsüchtigen dem regelmäßigen Gange dieser Institutionen entgegenstellte? War das Uebel so groß, daß man sich gezwungen sah, zu dem radicalen Mittel der absoluten Gewalt zu greifen? War es verboten zu glauben, daß es durch die Freiheit sicherer geheilt würde, als durch den Despotismus? Hatte man nicht durch die Beispiele aus jüngster Zeit gesehen, daß ein starker Strom der Volksmeinung genüge, um alle diese aristokratischen Hindernisse niederzuwerfen? Die Gesetze gaben dem Volke das Mittel an die Hand, seinen Einfluß wieder zu gewinnen, wenn es energisch gewollt hätte. Mit der Freiheit des Stimmrechts und der Tribüne, mit der Intercession der Tribunen und der unbesiegbaren Gewalt der Masse mußte es doch zuletzt stets Sieger sein. Ließ es Andern die Macht, so lag die Schuld an ihm, und es verdiente die Erniedrigung, worin es der Adel erhielt, weil es keine Anstrengungen machte, sich daraus empor zu arbeiten. Cicero hatte wenig Achtung vor dem Volke seiner Zeit; er hielt es für indifferent und apathisch seinem Charakter nach. „Es macht weder Ansprüche, noch verlangt es nach Neuerungen, es freut sich seiner Ruhe", sagte er[1]). Und jedes Mal, wenn er dasselbe auf dem öffentlichen Platze in Bewegung sah, argwöhnte er, daß das Geld einiger Ehrgeizigen dieses Wunder bewirke. Er wurde also nicht zu dem Glauben gebracht, daß man dem Volke neue Rechte zugestehen müsse, wenn er sah, wie wenig oder wie schlecht es seine alten Rechte benutzte. Auch hielt er den von Cäsar vorgebrachten Vorwand nicht für ernst, um zu den Waffen zu greifen. Niemals konnte er in ihm den Nachfolger der Gracchen erblicken, der zur Emancipierung der unterdrückten Plebs kam; nie erschien ihm der Krieg, der im Anzuge war, als die Erneuerung der alten Kämpfe zwischen dem Volke und

1) Pro Sext., 49.

der Aristokratie, wovon die römische Geschichte voll ist. Gewiß, eine Verbindung von zu Grunde gerichteten Vornehmen, wie ein Dolabella, Antonius, Curio, geleitet von dem, der sich rühmte, der Sohn der Götter und Könige zu sein, verdiente wenig den Namen einer Volkspartei; auch handelte es sich um etwas Anderes, als darum, die Vorrechte der Geburt in einem Lager zu vertheidigen, wohin sich viele Ritter und Plebejer begeben hatten, und welches zu seinen Führern den Varro, Cicero und Cato zählte, das heißt zwei Kleinbürger aus Arpinum und Reate und den Abkömmling des Bauern von Tusculum.

Uebrigens scheint Cäsar selbst von der Rolle eines Vorkämpfers der Demokratie nicht sehr begeistert gewesen zu sein. Wenn man aufmerksam seine Commentarien liest, so findet man nicht, daß er darin viel von des Volkes Interessen spricht. Der oben angeführte Ausspruch ist fast der einzige, der etwas davon enthält. In allem Uebrigen spricht er sich viel freier aus. Im Anfange der Commentarien über den Bürgerkrieg, wo er die Gründe darlegt, die ihn zum Beginn desselben veranlassen, beschwert er sich darüber, daß man ihm das Consulat verweigert, daß man ihm seine Provinz entreißt, daß man ihn von seinem Heere entfernt; nicht ein Wort spricht er vom Volke, von dessen nicht anerkannten Rechten, von dessen Freiheit, die man unterdrückt. Und doch war es da der geeignete Augenblick, davon zu sprechen, um ein Unternehmen, das von so vielen Menschen und sogar von den achtungswerthesten gemißbilligt wurde, zu rechtfertigen. Was forderte er in den letzten Bedingungen, die er dem Senate stellte, bevor er gegen Rom zog? Immer sein Consulat, sein Heer, seine Provinz; er vertheidigte seine persönlichen Interessen, er stipulierte für sich; nie kam es ihm in den Gedanken, irgend eine Garantie für das Volk, dessen Vertheidiger er sich nannte, zu fordern. In seiner Umgebung, in seinem Lager dachte man ebenso wenig wie er an das Volk. Seine besten Freunde, seine tüchtigsten Feldherren wollten weder Reformatoren, noch Demokraten sein. Sie glaubten nicht, daß sie, wenn

sie ihm folgten, ihren Mitbürgern die Freiheit wiedergeben würden; sie wollten ihren beleidigten Führer rächen und ihm die Macht erobern. „Wir sind Cäsar's Soldaten," sagten sie mit Curio[1]). Sie führten keinen andern Titel, sie kannten keinen andern Namen. Wenn man mit den alten Centurionen, die Germanien und Britannien gesehen, die Alesia und Gergovia erobert hatten, sprach, daß sie Cäsar verlassen und sich auf die Seite der Gesetze und der Republik schlagen sollten, so antworteten sie keineswegs, daß sie das Volk und ihre Rechte vertheidigten. „Ich," antwortete ein Centurio dem Scipio, „sollte gegen Cäsar, meinen Oberfeldherrn, bei dem ich Führer einer Centurie war, und gegen das Heer desjenigen, für dessen Ehre und Siegsruhm ich länger als sechsunddreißig Jahre gefochten habe, die Waffen tragen? Das werde ich nie thun, aber dich fordere ich dringend auf, davon abzustehen[2])." Diese Leute waren nicht mehr Bürger, sondern Soldaten. Nach sechsunddreißig Jahren der Siege hatten sie die Traditionen und den Geschmack am bürgerlichen Leben verloren; die Rechte des Volkes waren ihnen gleichgiltig geworden, und für sie war der Ruhm an die Stelle der Freiheit getreten. Cicero und seine Freunde sahen, daß solche Umgebung nicht die eines Volksführers ist, der seinen Mitbürgern die Freiheit wieder verschaffen will, sondern die eines Ehrsüchtigen, der durch die Waffen eine absolute Gewalt begründen will; und sie täuschten sich nicht. Ein stärkerer Beweis dafür, als alles Andere, ist das Benehmen, das Cäsar nach dem Kriege einschlug. Wie hat er seinen Sieg benutzt? welchen Gewinn hat er das Volk, dessen Interessen er ja zu schützen meinte, daraus ziehen lassen? Ich rede nicht davon, was er für dessen Wohlbehagen und zu dessen Belustigungen hat thun können, von den kostbaren Festen, den öffentlichen Speisungen, die er für dasselbe veranstaltete, von dem Getreide und Oel, das er so großmüthig unter die Armen vertheilte,

1) De bello civ., II, 32. — 2) De bello afric., 45.

von den 400 Sesterzien (80 Francs), die er jedem Bürger am Tage seines Triumphs zahlen ließ: wenn die Plebejer jener Zeit sich mit diesem Almosen begnügten, wenn sie ihre Freiheit für diesen Preis zu opfern bereit waren, so verzeihe ich Cicero, daß er keine größere Achtung vor ihnen gehabt, daß er sich nicht auf ihre Seite gestellt hat; aber wenn sie etwas Anderes beanspruchten, wenn sie eine vollständigere Unabhängigkeit verlangten, größere Betheiligung an der Verwaltung ihres Vaterlandes, neue politische Rechte, das haben sie nicht erhalten, und Cäsar's Sieg hat ihnen, ungeachtet der gemachten Verheißungen, weder einen größeren Einfluß, noch eine größere Freiheit verschafft. Cäsar hat die Aristokratie gedemüthigt, aber er hat sie nur zu seinem eignen Vortheil gedemüthigt. Er hat den Händen des Senats die executive Gewalt entrissen, aber nur um sie in die seinigen zu legen. Er hat die Gleichheit unter allen Ständen festgestellt, aber es war nur eine Gleichheit der Knechtschaft, und Jedermann mußte sich von nun an demselben Gehorsam fügen. Ich weiß es wohl, daß, nachdem er die Tribüne zum Schweigen gebracht, das Volk des Stimmrechtes beraubt und in seiner Hand alle Staatsgewalten vereinigt hatte, der von ihm ernannte Senat aus reiner Schmeichelei ihm den Namen „Befreier" decretierte und die Errichtung eines Tempels für die Freiheit votierte. Wenn man Cicero und seine Freunde beschuldigt, daß sie gegen solche Freiheit die Waffen ergriffen haben, dann glaube ich nicht, daß es sich der Mühe lohnt, sie gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen.

Wir wollen die Dinge bei ihren rechten Namen nennen. Für sich und nicht für das Volk arbeitete Cäsar, und Cicero gedachte, indem er ihn bekämpfte, die Republik und nicht die Vorrechte der Aristokratie zu vertheidigen. Aber verdiente es diese Republik, vertheidigt zu werden? War einige Hoffnung vorhanden, sie zu erhalten? War es nicht offenbar, daß ihr Untergang unvermeidlich bevorstand? Das ist die letzte Einwendung, welche man denen macht, die sich der Partei des Pompejus anschlossen. Ich gestehe, daß die Antwort darauf nicht leicht ist. Das Uebel, woran Rom

litt, und das sich in solchen Excessen und Gewaltthätigkeiten zeigte, wovon uns Cicero's Briefe ein so trauriges Gemälde entwerfen, war keines von denen, die man mit einigen vernünftigen Reformen beschwören kann. Es war alt und lag tief. Es wurde von Tag zu Tage schlimmer, ohne daß irgend ein Gesetz ihm zuvorkommen, noch es zurückhalten mochte. Konnte man die Hoffnung haben, es mit den schüchternen Veränderungen, welche die Kühnsten in Vorschlag brachten, zu heilen? Wozu diente es, die Privilegien der Aristokratie, wie man es wollte, zu beschränken und die Rechte der Plebejer zu vermehren? Die Quellen des öffentlichen Lebens selbst waren sehr getrübt. Das Uebel kam von der Art und Weise, wie sich die Bürger ergänzten.

Während langer Zeit hatte Rom seine Kraft aus dem ländlichen Volke gezogen. Aus den ländlichen Tribus, den geachtetsten von allen, waren jene tapfern Soldaten hervorgegangen, welche Italien erobert und Karthago besiegt hatten; aber dies feldbebauende und kriegerische Volk, welches die Republik so wacker vertheidigt, hatte sich selbst nicht gegen das Eindringen des großen Besitzes schützen können. Nach und nach durch den unermeßlichen Grundbesitz, wo die Bestellung des Bodens leichter ist, in engere Grenzen eingezwängt, hatte der arme Landmann lange gegen das Elend und die Wucherer gekämpft; alsdann, durch die Anstrengung entmuthigt, hatte er zuletzt sein Feld seinem reichen Nachbar, der es begehrte, um sich zu arrondieren, verkauft. Darauf hatte er auf dem Gute, wo er so lange Herr gewesen war, als Pächter, Meier, Tagelöhner zu bleiben gesucht; aber da war er der Concurrenz des Sclaven begegnet, eines anspruchsloseren Arbeiters, der nicht um seinen Lohn feilscht, nicht seine Bedingungen stellt, den man behandeln kann, wie man will[1]). So also zweimal von seinem Felde verjagt,

---

1) S. Histoire de l'esclavage dans l'antiquité, von Wallon. t. II, ch. IX.

als Eigenthümer und als Pächter, ohne Arbeit und ohne Hilfsmittel, war er gezwungen worden, nach Rom zu wandern. In Rom jedoch war das Leben für ihn nicht leichter. Was konnte er hier machen? Industrie war wenig vorhanden, und im Allgemeinen befand sie sich nicht in den Händen der Freien. In den Ländern, wo die Sclaverei in Blüte steht, wird die Arbeit nicht geachtet. Der freie Mensch sieht es als sein Vorrecht und seine Ehre an, eher vor Hunger zu sterben, als etwas zu thun. Außerdem hatte jeder große Herr Leute aus allen Handwerken unter seinen Sclaven, und waren der Arbeiter für ihn allein zu viele, so vermiethete er sie an diejenigen, die keine hatten, oder gestattete denselben, in einem Winkel seines Hauses zu seinem Nutzen einen Laden anzulegen. Aber auch da wieder hatte die Concurrenz der Sclaven die freie Arbeit ertödtet. Zum Glück hatte Marius in jener Zeit die Reihen des Heeres den ärmsten Bürgern (capite censi) geöffnet. Diese Unglücklichen waren, da ihnen kein anderes Mittel übrig blieb, Soldaten geworden. In Ermangelung eines Besseren hatten sie zuletzt die Welt erobert, Afrika, Gallien und den Orient unterworfen, Britannien und Deutschland betreten, und die meisten von ihnen, die tapfersten und besten, waren auf diesen fernen Zügen zurückgeblieben. Während dieser Zeit wurden die Lücken, die in Rom durch alle diejenigen entstanden, die fortgiengen und nicht wieder kamen, nicht ausgefüllt. Seitdem Rom zur Macht gelangt war, kamen Leute aus allen Theilen der Welt dahin, und man kann sich wohl denken, daß dies nicht gerade die besten waren. Zu wiederholten Malen versuchte es Rom, sich gegen die Invasionen von Fremden zu schützen; aber wenngleich es strenge Gesetze gab, um sie zu entfernen, so kehrten sie dennoch immer wieder zurück, um sich in dieser ungeheuern polizeilosen Stadt zu verbergen; und waren sie einmal ansässig, dann erhielten die reichsten durch ihr Geld, die anderen durch ihr freundliches und schlaues Benehmen bald den Titel Bürger. Diejenigen, welche ihn auf eine natürlichere Weise besaßen und nicht nöthig hatten, ihn zu fordern, waren die Frei-

gelassenen. Ohne Zweifel verlieh ihnen das Gesetz nicht mit einem Male alle politischen Rechte, jedoch nach einer oder zwei Generationen verschwand jeder Vorbehalt, und der Enkel dessen, der den Mühlstein gedreht, und den man auf dem Sclavenmarkt verkauft hatte, votierte über die Gesetze und ernannte die Consuln wie ein Römer aus altem Geschlechte. Aus diesem Gemisch von Freigelassenen und Fremden bildete sich damals das, was man noch aus alter Gewohnheit her das römische Volk nannte, ein elendes Volk, das von der Freigebigkeit der Privatleute oder von dem Almosen des Staates lebte, was weder eine Vergangenheit, noch Traditionen, noch politischen Geist, noch Nationalcharakter, noch selbst Moralität mehr hatte, denn es kannte nicht das, was in den niedrigsten Verhältnissen die Ehre und die Würde des Lebens ausmacht, die Arbeit. Mit einem solchen Volke war die Republik nicht mehr möglich. Denn sie ist unter allen Regierungsformen diejenige, die am meisten Ehrlichkeit und politischen Sinn von denen, die zu ihr gehören, erfordert. Je mehr Vorrechte sie ertheilt, desto mehr Aufopferung und Einsicht verlangt sie. Menschen, die von ihren Rechten keinen Gebrauch machten, oder sich derselben nur bedienten, um sie zu verkaufen, waren nicht werth, diese Rechte zu behalten. Für solche war die absolute Gewalt, die sie herbeiwünschten, die sie mit lautem Jubel aufnahmen, geeignet, und man begreift wohl, daß sich der Historiker, der die Ereignisse der Vergangenheit aus der Ferne studiert, wenn er die Freiheit in Rom dahin schwinden sieht, über ihren Sturz mit dem Gedanken tröstet, daß derselbe verdient und unvermeidlich war, und daß er dem Manne, der, indem er sie stürzte, nur ein Werkzeug der Nothwendigkeit oder der Gerechtigkeit war, verzeiht oder gar seinen Beifall zollt.

Aber die Menschen, welche in jener Zeit lebten, welche durch Tradition und durch Erinnerung an die republikanische Regierungsform geknüpft waren, welche sich die großartigen Dinge, die sie vollbracht hatte, ins Gedächtnis zurückriefen, welche derselben ihre Würden, ihre Stellung und ihr Ansehn verdankten, konnten diese

Menschen so denken wie wir und für den Sturz derselben so leicht Partei greifen? Zuvörderst bestand noch diese Regierungsform. Man war mit ihren Mängeln seit so langer Zeit, wo man mit ihnen lebte, vertraut geworden. Man litt wegen der Gewohnheit, mit der man sie ertrug, weniger davon. Im Gegentheil, man wußte nicht, was das für eine neue Gewalt sein würde, die an Stelle der Republik treten wollte. Das Königthum flößte den Römern, besonders seitdem sie den Orient erobert hatten, einen instinctiven Widerwillen ein. Hier hatten sie unter diesem Namen das verhaßteste Regime, die vollständigste Sclaverei mitten unter der raffiniertesten Civilisation gefunden, alle Genüsse des Luxus und der Künste, die schönste Entfaltung der Intelligenz mit der drückendsten und niedrigsten Tyrannei, Fürsten, die gewohnt waren, mit dem Glück, der Ehre, dem Leben der Menschen ihr Spiel zu treiben, verhätschelte Glückskinder, grausam, wie man sie nur noch in den afrikanischen Wüsten antrifft. Dies Gemälde war nicht geeignet, um sie zu verführen, und wie manche Inconvenienzen auch die Republik haben mochte, so fragten sie sich doch, ob es der Mühe verlohnte, sie gegen diejenigen, die das Königthum haben konnte, einzutauschen. Außerdem war es natürlich, daß der Sturz der Republik ihnen nicht so nahe und nicht so sicher erschien, wie uns. Es gibt Staaten und auch Menschen, bei denen man nach ihrem Untergange tausend Gründe vorfindet, weshalb sie endeten, und die Niemand, so lange sie lebten, ahnte. So lange das Räderwerk dieser alten Regierungsform noch im Gange war, konnte man nicht sehen, wie klapprig die Maschine war. Cicero hat zuweilen Augenblicke höchster Verzweiflung, wo er seinen Freunden verkündet, daß Alles verloren ist; aber diese Augenblicke währen nicht lange, und er faßt schnell wieder Muth. Es scheint ihm, daß eine kräftige Hand, ein beredtes Wort, das Einverständnis der guten Bürger Alles wieder gut machen könne, und daß die Freiheit leicht die Misbräuche und die Mängel der Freiheit heilen wird. Nie bemerkt er die ganze Schwere der Gefahr. In den trübsten Tagen geht sein Gedanke nicht über

die Intriganten und Ehrsüchtigen, die die öffentliche Ruhe stören, hinaus; er klagt stets den Catilina, Cäsar oder Clodius an, und er ist der Meinung, daß Alles gerettet ist, wenn es gelingt, diese zu zu besiegen. Er täuschte sich. Catilina und Clodius waren nur die Symptome eines tiefer liegenden Uebels, das man nicht heilen konnte; aber darf man ihn darum tadeln, daß er diese Hoffnung genährt hatte, so chimärisch sie auch war? Ist er wegen des Gedankens, daß es andere Mittel gäbe, die Republik zu retten, als die Aufopferung der Freiheit, strafbar? Ein vernünftiger Mensch und ein guter Bürger müssen nicht gleich das Aeußerste annehmen. Und wenn man ihnen noch so oft sagt, daß der Untergang der Regierung, die sie lieben und die sie zu vertheidigen gelobt haben, vom Schicksale bestimmt ist, sie handeln recht, sie erst dann für ganz verloren zu halten, wenn sie am Boden liegt. Man nenne sie, wenn man will, blind oder thöricht, es ist für sie ehrenvoll, daß sie nicht zu scharfsichtig sind, und es gibt Irrthümer und Täuschungen, die größeren Werth haben, als eine zu leichte Resignation. Die wirkliche Freiheit existierte, wie ich glaube, in Rom nicht mehr; es war nur noch der Schatten derselben vorhanden; aber auch der Schatten ist noch Etwas. Man kann denen nicht zürnen, die ihm nachgehen und verzweiflungsvolle Anstrengungen machen, um ihn nicht schwinden zu lassen; denn dieser Schatten, dieser Schein tröstet sie für die verlorne Freiheit und gibt ihnen einige Hoffnung, sie wieder zu gewinnen. So dachten die Guten, wie Cicero, die nach reiflicher Ueberlegung, ohne Zwang, ohne Leidenschaft, ja ohne Hoffnung sich dem Pompejus anschlossen; so läßt Lucanus den Cato sprechen in den bewundrungswürdigen Versen, die mir die Gesinnung aller derjenigen auszudrücken scheinen, die, ohne sich den düstern Zustand der Republik zu verheimlichen, bis ans Ende hartnäckig beharrten, sie zu vertheidigen:

„Wie ein der Kinder beraubter
Vater das Leichengefolge geleitet, vom Schmerze ergriffen,
Bis zu den Gräbern und selber die Hand nach den rauchenden Gluten
Ausstreckt, selber die brennende Fackel ergreift an dem Holzstoß,

Den man errichtet; so will ich von dir nicht werden gerissen,
Roma, bevor ich dich noch im Tode umfaßt, und ich deinen
Namen, o Freiheit, und noch den nichtigen Schatten geleitet[1])."

IV.

Pharsalus war nicht das Ende von Cicero's politischer Laufbahn, wie er es zu glauben schien. Die Ereignisse sollten ihn noch einmal zur Macht zurückführen und ihn wieder an die Spitze des Staates stellen. Sein zurückgezogenes Leben, sein Schweigen während der ersten Zeiten der Dictatur Cäsar's hatten seinem Rufe nicht geschadet, sondern im Gegentheil denselben erhöht. Die Staatsmänner verlieren nicht so viel, wie sie meinen, wenn sie sich einige Zeit von dem Staatsleben fern halten. Das Zurücktreten, würdevoll ertragen, macht sie noch größer. Daß sie nicht mehr an der Spitze stehen, genügt, um die Sehnsucht nach ihnen zu erwecken. Man hat weniger Grund, streng über sie zu urtheilen, wenn man nach ihrem Platze kein Gelüst hat, und da man von ihren Fehlern nichts mehr zu leiden hat, so verliert man diese leicht aus dem Gedächtnis und denkt nur noch an ihre guten Eigenschaften. Dies begegnete auch dem Cicero. Seine Ungnade entwaffnete alle Feinde, die ihm seine Macht zugezogen hatte, und nie wurde seine Popularität größer, als in dem Augenblick, wo er sich freiwillig fern von den Augen des Publicums hielt. Als er in der Folge glaubte, sich dem Cäsar mehr nähern zu müssen, benahm er sich so geschickt, verband er so klug Unterwürfigkeit und Unabhängigkeit, wußte er selbst in seinen Lobeserhebungen und Schmeicheleien so vortrefflich eine Art von Opposition zu bewahren, daß die öffentliche Meinung ihm stets günstig blieb. Ueberdies waren die glänzendsten Vertheidiger der

---

1) Luc. Phars., II, 300:

Non ante revellar
Exanimem, quam te complectar, Roma, tuumque
Nomen, libertas, et inanem prosequar umbram.

besiegten Partei, Pompejus, Cato, Scipio, todt. Von allen denen, die unter dem alten Regime hohe Stellungen mit Ehren eingenommen hatten, war nur er noch übrig; auch gewöhnte man sich, ihn als den letzten Repräsentanten der Republik anzusehen. Man weiß, daß an den Iden des März Brutus und seine Freunde, nachdem sie den Cäsar ermordet hatten, mit ihren blutigen Dolchen in der Hand den Cicero riefen. Es schien also, als ob sie ihn als den Führer ihrer Partei ansahen und ihn durch das Blut, was sie eben vergossen hatten, ehren wollten.

Also mehr noch die Verhältnisse, als sein Wille, haben ihn eine so große Rolle in den Ereignissen, die dem Tode Cäsar's folgten, spielen lassen. Ich werde späterhin[1]) darstellen, wie er dazu gebracht wurde, gegen den Antonius den Kampf zu führen, der seinen Tod zur Folge hatte. Ich werde zeigen, daß er diesen Kampf nicht aus eigenem Antriebe und freiwillig begann. Er hatte Rom verlassen und wollte nicht dahin zurückkehren. Er meinte, daß die Zeit des legalen Widerstandes vorüber sei, daß man den Veteranen des Antonius vielmehr gute Soldaten als gute Gründe entgegenstellen müßte, und er hatte nicht Unrecht. Ueberzeugt, daß seine Rolle beendet sei und daß die der Soldaten beginne, reiste er nach Griechenland, als ihn ein Windsturm an die Küste von Rhegium warf. Von dort begab er sich nach dem Hafen von Velia, wo er den Brutus vorfand, der sich ebenfalls anschickte, Italien zu verlassen, und dieser war es, der, immer scrupulös, immer ein Feind der Gewalt, ihn bat, noch einmal einige Anstrengungen zu machen, um das Volk zu entflammen und einen letzten Kampf auf dem Boden des Gesetzes zu versuchen. Cicero gab den Bitten seines Freundes nach, und wiewohl er keinen Erfolg verhoffte, so eilte er doch nach Rom, um dort diesen letzten Kampf zu liefern. Es war das zweite Mal, „daß er wie Amphiaraos sich lebendig in den Schlund stürzte."

1) S. den Abschnitt über Brutus.

Brutus erwies ihm an diesem Tage einen großen Dienst. Das verzweifelte Unternehmen, zu welchem er ihn fast wider seinen Willen veranlaßte, konnte dem Staate nicht von Nutzen sein, aber es erhöhte Cicero's Ruhm. Dieser Augenblick war vielleicht der schönste seines Lebens. Wir werden mit Freude und fast mit Staunen erfüllt, daß wir ihn fest und entschieden finden. Er scheint sich von allen den Bedenklichkeiten, die ihn gewöhnlich in seiner Handlungsweise hemmten, frei gemacht zu haben. Es war aber auch nicht gut möglich, hier zu zögern. Nie lag die Aufgabe klarer vor Augen. Bei jeder neuen Entwicklung der Verhältnisse zeichneten sich die Parteien schärfer ab. Zum ersten Male hatte Cäsar's Ehrgeiz, der Niemandem verborgen war, indem er um die römische Aristokratie alle diejenigen, welche wie sie die alten Institutionen erhalten wissen wollten, sammelte, die Pläne dieser alten Partei weiter ausgedehnt und ihr Programm modificiert. Indem sie sich durch neue Elemente verstärkte, änderte sie ihren Namen und ihren Charakter; sie wurde die Partei der Ordnung, die Partei der Gutgesinnten, optimates. So bezeichnet sie Cicero gern. Diese Benennung war noch etwas vage; nach Pharsalus wird sie bestimmter. Da in diesem Augenblick kein Zweifel mehr über die Intentionen des Siegers ist, da man ihn offen seine Autorität an die Stelle der Autorität des Senates und des Volkes setzen sieht, so nimmt die Partei, die ihm entgegen tritt, den Namen an, der ihr zukommt, und den ihr Niemand mehr verweigern kann; sie wird die republikanische Partei. Es erhebt sich also offen ein Kampf zwischen der Republik und dem Despotismus. Und damit noch weniger ein Zweifel möglich sei, zeigt sich der Despotismus nach Cäsar's Tode den Römern unter seiner am wenigsten verhüllten und sozusagen brutalsten Gestalt. Ein Soldat, ohne allen politischen Geist, ohne hervorstechende Eigenschaften, ohne Seelengröße, zugleich roh, ausschweifend und grausam, fordert mit Gewalt das Erbtheil des großen Dictators. Er gibt sich nicht die Mühe, seine Absichten zu verbergen, und weder Cicero, noch irgend ein Anderer, kann sich mehr

darin täuschen. Das mußte ein großer Trost für diese sonst so unentschiedene und ungewisse Seele sein, so klar die Wahrheit zu sehen, keine Wolke mehr zwischen seinem Geiste und der Wirklichkeit zu bemerken, ein so volles Vertrauen zu seiner gerechten Sache zu haben und nach so vielen Zweifeln und so großer Unklarheit endlich im vollsten Lichte zu kämpfen. Wie sieht man sein Herz voll Wonne, wie frei, wie munter ist er! welches Feuer in diesem Greise und welcher Kampfesmuth! Keiner von den jungen Männern in seiner Umgebung zeigt solche Entschlossenheit wie er, und er selbst ist in der That jünger, als zu jener Zeit, wo er gegen Catilina und Clodius kämpfte. Nicht allein beginnt er entschlossen den Kampf, sondern, was noch viel seltener bei ihm ist, er führt ihn ohne zu ermatten bis ans Ende durch. Ein seltsamer Contrast! Das gefahrvollste Unternehmen, was er je begonnen, und was ihm das Leben kostete, ist gerade das, wo er am besten gegen seine gewöhnliche Muthlosigkeit und Schwachheit gekämpft hat.

Gleich nach seiner Rückkehr nach Rom begab er sich, noch ganz begeistert von dem Feuer, welches die Unterredung mit Brutus zu Velia in ihm angefacht hatte, in den Senat und wagte dort zu reden. Die erste Philippica erscheint bei einer Vergleichung mit den andern schüchtern und matt; aber was für ein Muth gehörte dazu, sie in der indifferenten Stadt, vor den bestürzten Senatoren, nur wenige Schritte von dem wüthenden, drohenden Antonius zu halten, der durch seine Emissäre alle Reden, die man gegen ihn hielt, vernahm! Cicero endete also, wie er begonnen hatte. Zweimal in einem Zeitraume von fünfunddreißig Jahren protestierte er allein, während Alle schwiegen, gegen eine gefürchtete Macht, die keinen Widerstand duldete. Der Muth steckt an, wie die Furcht. Der, den Cicero in seiner Rede zeigte, fachte den der Anderen an. Sein freies Wort überraschte anfangs, aber bald beschämte es diejenigen, welche schwiegen. Cicero benutzte diese erste Begeisterung, wenngleich sie noch sehr schüchtern war, um einige Personen um sich zu sammeln und Vertheidiger für die fast vergessene Republik zu finden. Darin lag

aber die Schwierigkeit. Republikaner waren fast gar nicht vorhanden, und die Entschlossensten giengen zum Brutus nach Griechenland. Was man thun konnte, war, sich an die Gemäßigten aller Parteien, an alle diejenigen, die das gewaltsame Verfahren des Antonius verletzte, zu wenden. Cicero beschwor sie, ihre alten Feindschaften zu vergessen und sich zu vereinigen. „Es ist", sagt er, „nur noch ein Schiff für alle Gutgesinnte [1])." Man erkennt hierin seine gewöhnliche Politik. Er sucht abermals eine Coalition zu bilden, wie in der Zeit seines Consulates. Das ist für ihn entschieden die Rolle, die ihm am meisten gefällt, und die für ihn am besten paßt. Bei der Fügsamkeit seines Charakters und seiner Principien war er mehr als irgend Jemand dazu geeignet, die Meinungen zu versöhnen, und die Gewohnheit, welche er besaß, mit allen Parteien zu gehen, bewirkte, daß er keiner fernstand, und daß er überall Freunde hatte. Auch schien sein Unternehmen anfangs einen glücklichen Erfolg zu haben. Mehrere von Cäsars Feldherren hörten ihn gern, besonders diejenigen, die erkannten, daß sie im Ganzen weniger verlören, wenn sie Bürger eines freien Staates blieben, als wenn sie Unterthanen des Antonius würden, und die ehrgeizigen Subalternen, wie Hirtius und Pansa, die nach dem Tode ihres Herrn sich nicht stark genug fühlten, die erste Stelle zu beanspruchen, und sich doch nicht mit der zweiten begnügen wollten. Zum Unglück aber war dies nur wieder eine Verbindung von Anführern ohne Soldaten, und nie bedurfte man der Soldaten mehr, als in diesem Augenblick. Antonius befand sich zu Brundisium, wo er Legionen, die er aus Macedonien hatte kommen lassen, erwartete. Wüthend über den unerwarteten Widerstand, den er angetroffen hatte, erklärte er, daß er sich durch Plündern und Morden rächen würde. Man wußte, daß er der Mann war, der Wort hielt. Jeder glaubte schon sein Haus eingeäschert, sein Land vertheilt, seine Familie geächtet zu sehen. Ueberall herrschte Schrecken. Man zitterte, man

1) Ad fam., XII, 25.

versteckte sich, man floh. Die Unerschrockensten blickten sich überall hin um, um Jemanden zur Vertheidigung der Republik herbeizurufen. Nur von Decimus Brutus, der das cisalpinische Gallien mit einigen Legionen besetzt hielt, oder von Sextus Pompejus, der seine Truppen in Sicilien reorganisierte, war Hilfe zu hoffen, aber diese Hilfe war zweifelhaft, fern, und der Untergang war sicher und nahe. Mitten in dieser allgemeinen Bestürzung glaubte Cäsar's Neffe, der junge Octavius, den die Eifersucht des Antonius und das Mistrauen der Republikaner bis dahin bei Seite gehalten hatte, und der mit Ungeduld auf die Gelegenheit hervorzutreten wartete, daß dieselbe gekommen sei. Er gieng in der Umgegend von Rom umher und rief die Veteranen seines Oheims, die sich dort aufhielten, zu den Waffen. Sein Name, seine Spenden, die Versprechungen, die er in reichem Maße machte, führten ihm schnell Soldaten zu. In Calatia, in Casilinum fand er in wenigen Tagen 3000. Darauf wandte er sich an die Häupter des Senates, bot ihnen die Unterstützung seiner Veteranen an und forderte von ihnen weiter keinen Lohn, als ihn in seinen Bemühungen, die er zu ihrer Rettung mache, anzuerkennen. In einer solchen Noth konnte man unmöglich die Hilfe, ohne welche man verloren war, zurückweisen, und selbst Cicero, der anfänglich einiges Mistrauen gezeigt hatte, ließ sich zuletzt durch diesen Jüngling, der ihn um Rath fragte, ihm schmeichelte und ihn seinen Vater nannte, verleiten. Als man, Dank ihm, gerettet war, als man den von mehreren seiner Legionen verlassenen Antonius gezwungen sah, Rom zu verlassen, wo ihn Octavius in Schach hielt, da zeigte sich die Dankbarkeit des Senates in eben so reichlichem Maße, wie der Schrecken desselben groß gewesen war. Man überhäufte den Befreier mit Würden und Artigkeiten. Cicero stellte ihn in seinen Lobreden weit über seinen Oheim, er nannte ihn einen vom Himmel zur Vertheidigung des Vaterlandes gesendeten Göttersohn, er trat als Bürge für den Patriotismus und die Treue desselben auf: unvorsichtige Worte, worüber ihm Brutus sehr bittere Vorwürfe machte, und die die Folge sehr bald Lügen strafen sollte.

Man kennt die darauf folgenden Thatsachen zu gut, als daß ich nöthig hätte, sie zu berichten. Nie hat Cicero eine größere politische Rolle gespielt, als in diesem Augenblick; nie hat er den Namen Staatsmann, den seine Feinde ihm versagen, mehr verdient. Sechs Monate hindurch wurde er die Seele der republikanischen Partei, die sich auf seinen Ruf wieder bildete. „Ich", sagte er mit Stolz, „habe das Signal zu diesem Erwachen gegeben[1])", und er hatte Grund es zu sagen. Seine Stimme schien diesem indifferenten Volke einigen Patriotismus und einige Energie wieder zu geben. Er ließ es noch einmal die erhabenen Worte „Vaterland und Freiheit," welche das Forum bald nicht mehr hören sollte, mit Jubel begrüßen. Von Rom aus verbreitete sich die Begeisterung durch die benachbarten Municipien, und von Ort zu Ort wurde ganz Italien von ihr ergriffen. Doch das genügt ihm nicht; er sucht in noch weiterer Ferne Feinde gegen den Antonius und Vertheidiger für die Republik. Er schreibt an die Proconsuln der Provinzen und an die Befehlshaber der Heere. Von einem Ende der Welt bis zum andern zürnt er auf die Lauen, schmeichelt er den Ehrgeizigen, wünscht er den Energischen Glück. Er treibt den noch immer zögernden Brutus dazu, sich Griechenlands zu bemächtigen. Er rühmt den kühnen Handstreich des Cassius, der ihn zum Herrn von Asien macht, er regt den Cornificius an, des Antonius Soldaten aus Afrika zu verjagen; er macht dem Decimus Brutus Muth, um in Modena Widerstand zu leisten. Von allen Seiten strömen ihm, der mit solcher Leidenschaft arbeitet, Anhänger zu. Selbst Feinde und Verräther wagen es nicht, ihm offen ihren Beitritt zu versagen. Lepidus und Plancus betheuern ihm in emphatischen Ausdrücken ihre Treue. Pollio schreibt an ihn in feierlichem Tone, „er schwöre ein Feind aller Tyrannen zu sein[2])." Von allen Seiten bittet man ihn um seine Freundschaft, bemüht man sich um seine Stütze, stellt man sich unter seinen Schutz.

---

1) Philipp., XIV, 7. — 2) Ad fam., X, 31.

Seine Philippiken, die er zum Glück keine Zeit hat umzuarbeiten, verbreiten sich in der ganzen Welt fast so wie er sie hält und mit dem Feuer des ersten Entwurfs die Spuren der Unterbrechungen und des Beifalls des Volkes an sich tragend.

Diese leidenschaftlichen Improvisationen führen überall, wohin sie kommen, zu großen Volksauftritten. Man liest sie in den Provinzen, man verschlingt sie bei den Heeren, und aus den entferntesten Ländern gelangt zum Cicero das Zeugnis von der Bewunderung, die sie einflößen. „Deine Toga ist noch weit glücklicher, als unsere Waffen," schreibt ihm ein siegreicher Feldherr, und er fügt hinzu: „Bei dir hat der Consular den Consul besiegt[1])." — „Meine Soldaten gehören dir," schreibt ihm ein anderer[2]). Auf ihn häuft man den Ruhm von Allem, was der Republik Glückliches begegnet. Ihn beglückwünscht man, ihm dankt man für alle glücklichen Erfolge, die die Republik erhält. An dem Abende, als man zu Rom den Sieg bei Modena erfuhr, holte ihn das gesammte Volk aus seinem Hause ab, führte ihn im Triumph nach dem Capitol und wollte den Schlachtbericht aus seinem Munde hören. „Dieser Tag," schreibt er dem Brutus, „hat mich für alle meine Mühen belohnt[3])."

Dies war der letzte Triumph der Republik und des Cicero. Der glückliche Erfolg ist für die Coalitionen manchmal verhängnisvoller, als das Mislingen. Wenn der gemeinsame Feind, dessen Haß sie vereinigte, besiegt ist, dann treten die particulären Meinungsverschiedenheiten wieder hervor. Octavius wollte den Antonius schwächen, um das, was er wünschte, zu erlangen; er wollte ihn nicht vernichten. Als er ihn auf der Flucht nach den Alpen hin sah, reichte er ihm die Hand, und beide rückten zusammen auf Rom vor. Nun blieb dem Cicero nichts weiter übrig, „als dem Beispiele der tapferen Gladiatoren zu folgen, und wie diese auf eine ehrenvolle Weise den Tod zu suchen[4])."

1) Ad fam., XII, 13. — 2) ib., XII, 12. — 4) Ad Brut., 3. — 4) Philipp., IX, 14.

Sein Tod war ein muthiger, was auch Pollio sagen möge, der, weil er ihn verrathen, ein Interesse hatte, ihn zu verleumden. Ich schenke dem Titus Livius, der nicht zu seinen Freunden gehörte und an des Augustus Hof lebte, mehr Glauben. „Von allen seinen Leiden," sagt er, „ertrug er den Tod allein wie ein Mann[1])." Das ist wohl Etwas, man muß es gestehen. Er konnte sich retten, und einen Augenblick versuchte er es. Er wollte nach Griechenland reisen, wo er den Brutus wieder gefunden haben würde; aber nach einigen Tagen der Fahrt auf dem Meere schlug der Wind um, er bekam die Seekrankheit, und besonders von Kummer und Betrübnis gequält, ließ er sich lebensmüde bei Cajeta ans Land setzen und begab sich nach seinem Landgute bei Formiä, um daselbst zu sterben. Oft hat er dem Windstoße gedankt, der ihn das erste Mal, als er nach Griechenland fliehen wollte, nach Velia zurückführte. Dieser Umstand gab ihm die Gelegenheit, seine Philippiken zu halten. Der Wind, der ihn nach Cajeta warf, hat nicht weniger zu seinem Ruhme beigetragen. Sein Tod scheint mir die Schwächen seines Lebens wieder gut zu machen. Es ist viel für einen Mann wie er, der kein Cato sein wollte, daß er in diesem schrecklichen Augenblick so standhaft gewesen ist; je zaghafter er von Charakter war, desto mehr ergreift es mich, wenn ich ihn so entschlossen zu sterben finde. Wenn ich auch bei der Betrachtung seines Lebens in Versuchung gerathe, ihm seine Unentschlossenheit und seine Schwächen zum Vorwurf zu machen, so denke ich an sein Ende, ich sehe ihn, wie ihn Plutarchos so vortrefflich gezeichnet hat, „mit ungeordnetem Barte und Haupthaar, mit mattem Antlitz, seine linke Hand an sein Kinn legend, eine ihm gewöhnliche Geste, und seine Mörder fest anblickend[2])," und ich wage es nicht mehr streng zu sein. Trotz seiner Fehler war es ein Ehrenmann, „der sein Vaterland über Alles liebte," wie Augustus selbst einmal freimüthig und von Gewissensbissen erfüllt sagte. Wenn er manchmal

---

1) Bei Senec., Suas., 6. — 2) Plut., Cic., 48.

zu unentschlossen und schwach war, so hat er doch zuletzt immer das, was er als die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit erkannte, vertheidigt, und wenn diese für immer unterlag, so hat er ihr den letzten Dienst erwiesen, den sie von ihren Vertheidigern fordern konnte, er hat sie durch seinen Tod geehrt.

2.

Cicero's Privatleben.

I.

Diejenigen, welche den Briefwechsel des Cicero mit Atticus gelesen haben und wissen, welche Stelle die Geldfragen in diesen vertraulichen Mittheilungen einnehmen, werden nicht verwundert sein, wenn ich die Betrachtung über Cicero's Privatleben damit beginne, daß ich mir von seinen Vermögensverhältnissen Rechenschaft zu geben suche. Reichthum war einer der Lieblingsgedanken, der die damaligen, wie die jetzigen Menschen erfüllte, und darin sind sich diese beiden Zeitabschnitte, die man so oft und so gern mit einander verglichen hat, vielleicht am meisten ähnlich.

Man müßte die Verzeichnisse des Eros, Cicero's Buchhalters, aufbewahrt haben, um genau das Budget seiner Haushaltung aufstellen zu können. Alles, was wir hiervon mit Sicherheit wissen, ist, daß ihm sein Vater nur ein sehr mäßiges Vermögen hinterlassen hatte, und daß er dasselbe bedeutend vermehrte, ohne genau angeben zu können, bis auf welche Summe es sich belief. Seine Feinde pflegten es zu übertreiben, um über die Art und Weise, wie er es erworben hatte, einigen Argwohn entstehen zu lassen, und es ist allerdings wahrscheinlich, daß es uns, wenn wir die Summe wüßten, als sehr bedeutend erscheinen würde; aber man muß sich sehr hüten, es mit den Vorstellungen unserer Zeit zu taxieren. Reichthum ist nichts Absolutes; man ist reich oder arm je nach den Verhältnissen, in denen man lebt, und es ist möglich, daß das, was irgendwo großer Reichthum heißen würde, anderswo kaum Wohlhabenheit

ist. Nun weiß man aber, daß zu Rom das Vermögen durchaus nicht so gleichmäßig wie bei uns vertheilt war. Vierzig Jahre vor Cicero's Consulat sagte der Tribun Philippus, daß in dieser ungeheuern Stadt kaum zweitausend Personen wären, die Eigenthum besäßen[1]; aber diese besaßen auch das ganze Staatsvermögen. Crassus meinte, daß man, um reich zu heißen, eine Armee von seinen Einkünften müsse unterhalten können, und wir wissen, daß er es im Stande war, ohne in Verlegenheit zu gerathen. Milo fand Mittel, sich innerhalb einiger Jahre in eine Schuldenlast von mehr als 70 Millionen Sesterzen (14 Millionen Fr.) zu stürzen. Cäsar wandte noch als einfacher Privatmann mit einem Male 120 Millionen Sesterzen (24 Millionen Fr.) auf, um dem römischen Volke ein neues Forum zu schenken. Diese unsinnigen Verschwendungen setzen enormen Reichthum voraus. Im Vergleich hierzu sieht man wohl ein, daß das Vermögen Cicero's, das kaum für den Ankauf eines Hauses auf dem Palatinus hinreichte, und das die Ausschmückung seiner tusculanischen Villa fast erschöpfte, so ansehnlich es uns heut auch vorkommen möge, damals ziemlich mittelmäßig erscheinen mußte.

Auf welche Weise hatte er es erworben? Es ist nicht ohne Interesse es zu erfahren, um dem bösen Gerücht, das seine Feinde in Umlauf setzten, zu begegnen. Er sagt irgendwo, daß die Mittel, durch welche man auf honette Weise in Rom etwas erwarb, Handel, Verdingen oder Uebernahme von Staatspachtungen waren[2]; aber diese Mittel, die für Leute, welche es sehr eilig hatten, reich zu werden, äußerst bequem waren, konnten nur von denen angewendet werden,

---

1) De off., II, 21.. Die Dinge hatten sich zur Zeit, wo Cicero Consul war, nicht geändert. Wir sehen, daß sein Bruder in dem Briefe, den er damals an ihn schreibt, sagt, daß es in Rom wenig Ritter, pauci equites, gebe, d. h. wenige Leute, die mehr als 80,000 Fr. besitzen. — 2) Parad., 6. Qui honeste rem quaerunt mercaturis faciendis, operis dandis, publicis sumendis etc.

die keinen politischen Ehrgeiz besaßen; sie hielten von den Staatsämtern ab und paßten folglich nicht für einen Mann, der an der Staatsverwaltung Theil zu nehmen wünschte. Man sieht auch nicht, daß es Cicero wie Pompejus gemacht hat, der sein Vermögen bei einer bedeutenden Bankgesellschaft anlegte und an ihrem Gewinn Theil hatte; wenigstens findet sich in seinen Briefen keine Spur von Unternehmungen dieser Art. Er konnte ebensowenig daran denken, von den Werken, die er verfaßte, einen Vortheil für sein Vermögen zu ziehen. Damals war es nicht üblich, daß der Verfasser solche dem Verleger verkaufte, oder vielmehr es bestand kaum die Industrie der Buchhändler, wie wir sie jetzt kennen. Gewöhnlich borgten sich die, welche ein Buch lesen oder besitzen wollten, es von dem Verfasser oder seinen Freunden und ließen es von ihren Sclaven abschreiben. Hatten sie mehr Copisten, als sie zu ihrem Bedarf nöthig hatten, so ließen sie solche für das Publicum arbeiten und verkauften die Exemplare, die sie nicht gebrauchten; der Verfasser hatte aber mit dem Gewinne, den diese daraus zogen, nichts zu thun. Endlich konnten auch die Staatsämter den Cicero nicht reich machen; man weiß, daß sie weniger ein Mittel waren, sich Vermögen zu erwerben, als eine Gelegenheit zu Ausgaben und zum Ruin, theils weil man sie öfters für einen hohen Preis erkaufen mußte, theils wegen der Spiele und Feste, welche man von denen, die zu denselben gelangt waren, forderte. Nur die Verwaltung der Provinzen brachte unermeßliche Vortheile. Auf diese Vortheile rechneten gewöhnlich die Ehrsüchtigen, um den Verlust an ihrem Vermögen, den sie durch den Luxus in ihrem Privatleben und durch die Verschwendungen in ihrem öffentlichen Leben erlitten hatten, wieder gut zu machen. Cicero jedoch beraubte sich selbst dieser Vortheile, indem er seinem Collegen Antonius die Provinz abtrat, die er, wie es üblich war, nach seinem Consulate verwalten mußte. Allerdings vermuthet man, daß er damals mit ihm ein Abkommen traf, dem zufolge er sich einen Theil von dem hübschen Nutzen, den er ihm überließ, reservierte. Wenn dies Abkommen getroffen wurde, was zweifelhaft ist,

so ist es gewiß, daß es nicht gehalten wurde. Antonius sog seine Provinz aus, aber er sog sie für sich allein aus, und Cicero hatte nie etwas davon. Zwölf Jahre später wurde er, ohne es gewünscht zu haben, zum Proconsul von Cilicien ernannt. Wir wissen, daß er nicht länger als ein Jahr dort blieb, und daß ihm die Verwaltung, ohne daß er irgend einen ungesetzlichen Act begieng, indem er vielmehr für die Wohlfahrt der Einwohner der Provinz sorgte, 2 Millionen 200,000 Sesterzen (440,000 Fr.) eintrug, was uns eine Vorstellung von dem gibt, was man in den Provinzen erwerben konnte, wenn man sich kein Gewissen daraus machte, sie auszusaugen. Uebrigens brachte dies Geld dem Cicero keinen Nutzen; er lieh einen Theil davon dem Pompejus, der es ihm nicht zurückerstattete, und es ist wahrscheinlich, daß ihn der Bürgerkrieg auch um das Uebrige brachte, da er sich am Ende desselben ganz ohne Mittel befand.

Man muß also den Ursprung seines Vermögens wo anders suchen. Hätte er zu unseren Tagen gelebt, so würde es uns keine Mühe machen, zu erkennen, woher er es erhalten hat. Es würde sich hinreichend durch sein schönes Talent als Sachwalter erklären lassen. Mit einer Beredsamkeit, wie die seinige, würde es ihm als Advocat heut zu Tage nicht fehlen, schnell reich zu werden; aber damals bestand ein Gesetz, das den Rednern verbot, irgend ein Salaire, irgend ein Geschenk von denen, für welche sie plaidiert hatten, anzunehmen (lex Cincia, de donis et muneribus). Wiewohl es das Werk eines Tribunen war, der es, wie Titus Livius sagt, im Interesse des Volkes gegeben hatte[1]), so war es im Grunde ein aristokratisches Gesetz. Da es dem Anwalt nicht erlaubte, einen rechtmäßigen Gewinn aus seinem Talente zu ziehen, so hielt es von dem Gerichtshofe diejenigen, welche nichts hatten, fern und reservierte den Reichen die Ausübung dieses Geschäftes als ein Privilegium, oder vielmehr, es hinderte, daß es ein wirkliches

1) Hist., XXXIV, 4.

Geschäft wurde. Ich glaube indessen, daß dies Gesetz immer sehr wenig streng beobachtet wurde. Da es nicht Alles hatte vorhersehen können, so war es ihm auch gar nicht möglich, die Erkenntlichkeit der Clienten zu verhindern, irgend eine sinnreiche Form zu finden, die die Strenge des Gesetzes nicht traf. Wenn sie fest entschlossen waren, die Dienste, welche man ihnen auf irgend eine Weise erwiesen hatte, zu lohnen, so scheint es mir schwer, wie sie das Gesetz immer daran hätte hindern können. Zu Cicero's Zeit machte man sich gar kein Gewissen, es ganz offen zu verletzen. Verres sagte zu seinen Freunden, er habe das Geld, das er aus Sicilien mit bringe, in drei Theile getheilt; der beträchtlichste wäre zur Bestechung seiner Richter, der andere zur Bezahlung seiner Advocaten bestimmt, er selbst begnüge sich mit dem dritten Theile[1]). Cicero, der bei dieser Gelegenheit über des Verres Advocaten, Hortensius, herzog und über die Sphinx, die er von ihm auf Abschlag erhalten hatte, hütete sich wohl, dessen Beispiele zu folgen. Sein Bruder versichert, daß er zu der Zeit, als er sich um das Consulat bewarb, von Niemandem Etwas gefordert habe[2]). Indessen ist es bei allen Bedenklichkeiten, die man auch in ihm voraussetzen möge, schwer, sich zu überzeugen, daß er den guten Willen seiner Clienten stets zurückgewiesen habe. Ohne Zweifel lehnte er die Geschenke ab, welche ihm die Sicilier machen wollten, als er sie an Verres gerächt hatte; denn es wäre vielleicht nicht klug von ihm gewesen, sie nach einer so großes Aufsehen erregenden Sache, die Aller Blicke auf ihn gewendet und ihm mächtige Feinde gemacht hatte, anzunehmen; aber einige Jahre später sehe ich, daß er sich durch das Geschenk, das ihm sein Freund Papirius Pätus, für den er plaidiert hatte, macht, verlocken läßt[3]). Es waren schöne griechische und lateinische Werke, und Cicero liebte nichts so sehr, als die Bücher. Ich sehe auch, daß er sich, wenn er Geld brauchte, was ihm sehr oft begegnete, vor-

---

1) In Verrem, act. prim., 14. — 2) De petit. cons., 5 u. 9. — 3) Ad Att., I, 20.

zugsweise an die reichen Leute, die er vertheidigt hatte, wandte. Dies waren für ihn minder harte und geduldigere Gläubiger, als die andern, und es war natürlich, daß er deren Credit in Anspruch nahm, nachdem er ihnen durch seine Rede geholfen hatte. Er selbst sagt uns, daß er des Crassus Haus mit dem Gelde seiner Freunde kaufte. Unter diesen lieh ihm P. Sulla, für den er kurz vorher plaidiert hatte, zwei Millionen Sesterzen (400,000 Fr.). Als er deshalb in dem Senate angegriffen wurde, wickelte er sich durch einen Scherz heraus, was den Beweis liefert, daß das Cincische Gesetz nicht mehr in großer Achtung stand, und daß diejenigen, welche es übertraten, keine sonderliche Furcht vor Bestrafung hatten [1]). Es ist also wohl möglich, daß die großen Herren, deren Ehre oder Gut er gerettet hatte, daß die Städte oder die Provinzen, die er gegen habgierige Statthalter geschützt hatte, daß die fremden Fürsten, deren Interesse er in dem Senate vertheidigte, besonders daß die reichen Gesellschaften von Staatspächtern, durch deren Hände alles Geld, was das ganze römische Reich nach der Hauptstadt schickte, gieng, und denen er so bereitwillig mit seinem Credit oder mit seiner Rede diente, oft die Gelegenheit gesucht und manchmal gefunden haben, ihm ihre Erkenntlichkeit zu beweisen. Diese Großmuth erscheint uns heut so natürlich, daß es uns wohl einige Mühe machen möchte, den Cicero zu vertheidigen, daß er sie nicht immer zurückgewiesen habe; aber davon können wir fest überzeugt sein, daß, wenn er zuweilen sie anzunehmen geglaubt hat, er hierin stets bescheidener und zurückhaltender gewesen ist, als die meisten seiner Zeitgenossen.

Wir kennen eine der gewöhnlichsten und wie es scheint legalsten Formen, unter denen diese Generosität ausgedrückt wurde. Es war in Rom üblich, daß man nach seinem Tode und durch sein Testament alle Schulden der Dankbarkeit und des Wohlwollens, die man während seines Lebens contrahiert hatte, abtrug. Es war ein Mittel, welches sich dem Clienten darbot, um sich gegen seinen Ver-

---

1) A. Gell., XII, 12.

theidiger dankbar zu erweisen, und es scheint nicht, daß die lex Cincia dem irgendwie entgegen war. Bei uns finden wir nichts dem Aehnliches. Zu jener Zeit konnte ein Familienvater, der natürliche Erben hatte, eine beliebige Summe von seinem Vermögen abzweigen und seinen Verwandten, Freunden, allen denen, die ihm nützlich gewesen waren oder sich liebenswürdig gegen ihn benommen hatten, ein gutes Theil von seiner Hinterlassenschaft geben Dieser Gebrauch war zu einem Misbrauch ausgeartet. Die Mode und Eitelkeit hatten sich eingemischt. Man wollte viele Freunde zu haben scheinen, indem man eine Menge Personen in seinem Testamente aufführte, und natürlich führte man die berühmtesten darin auf. Manchmal brachte man Leute zusammen, die sich nur hier begegneten, und die überrascht sein mußten, daß sie sich da zusammenfanden. Cluvius, ein reicher Banquier von Puteoli, hinterließ dem Cicero und Cäsar sein Vermögen nach der Schlacht bei Pharsalus [1]). Der Architekt Cyrus führte unter seinen Erben zugleich den Clodius und Cicero, d. h. die beiden Personen, die sich in Rom aus dem Innersten der Seele verabscheuten [2]), auf. Dieser Architekt sah es ohne Zweifel als einen großen Ruhm an, Freunde aus allen Feldlagern zu haben. Es geschah sogar, daß man Personen, die man nie gesehen hatte, in sein Testament setzen ließ. Lucullus vergrößerte sein unermeßliches Vermögen durch die Legate, welche ihm, während er Asien verwaltete, Unbekannte vermachten. Atticus machte eine Menge Erbschaften von Personen, von denen er nie gehört hatte, und die nur seinen Ruf kannten. Um wie viel mehr mußte ein großer Redner, wie Cicero, der sich so Viele verpflichtet hatte, und auf den alle Römer stolz waren, der Gegenstand solcher testamentarischen Freigebigkeiten sein. Man ersieht aus seinen Briefen, daß er viele Personen beerbte, die in seiner Lebensgeschichte keine große Stelle einzunehmen scheinen. Im Allgemeinen sind die Summen, die man ihm vermachte, nicht sehr bedeutend. Eine der größesten ist die,

1) Ad Att., XIII, 45 u. f. — 2) Pro Mil., 18.

welche er von seinem alten Lehrer, dem Stoiker Diodotus, den er bis zu seinem Tode bei sich gehabt hatte, erbte[1]). Diodotus hinterließ ihm Alles, was er als Philosoph und Lehrer erspart hatte. Es betrug etwa 100,000 Sesterzen (20,000 Fr.). Jedoch machten alle diese kleinen Legate zuletzt eine bedeutende Summe aus. Cicero selbst schlägt sie auf mehr als 20 Mill. Sesterzen (4 Mill. Fr.) an[2]). Es scheint mir also nicht zweifelhaft, daß diese Erbschaften mit den Geschenken, die er von seinen Clienten aus Erkenntlichkeit hat erhalten können, die Hauptquellen seines Vermögens gewesen sind.

Dieses Vermögen bestand in Grundstücken verschiedener Art. Zuvörderst besaß er in Rom Häuser. Außer demjenigen, welches er auf dem Palatinus bewohnte, und dem, welches er von seinem Vater in den Carinä besaß, hatte er noch andere im Argiletum und auf dem Aventin, die ihm 80,000 Sesterzen (16,000 Fr.) Revenüen einbrachten[3]). Ferner besaß er zahlreiche Villen in Italien. Wir kennen acht sehr bedeutende[4]) von ihm, ohne die kleinen Häuser (diversoria) zu rechnen, welche die Vornehmen auf den Hauptstraßen kauften, um dort ein Absteigequartier zu haben, wenn sie sich von einem Gute zum andern begaben. Er besaß aber auch Geldsummen, welche er, wie wir aus seinen Briefen ersehen, auf verschiedene Weise anlegte. Diesen Theil seines Vermögens können wir nicht genau abschätzen; aber erwägt man die Sitte der reichen Römer aus jener Zeit, so kann man behaupten, daß dieser Theil seines Vermögens nicht weniger beträchtlich war, als seine Häuser oder Landgüter. Einmal, als er den Atticus dringend ersucht, für ihn Gärten, die er gern haben möchte, zu kaufen, schreibt er ihm in

1) Ad Att., II, 20. — 2) Philipp., II, 16. — 3) Ad Att., XVI, 1. — 4) Seine Villa von Tusculum namentlich hatte ihn sehr viel gekostet. Was den Beweis liefert, daß sie einen sehr bedeutenden Werth haben mußte, ist, daß der Senat ihm bei seiner Rückkehr aus dem Exil 500,000 Sesterzen (100,000 Fr.) bewilligte, um den Schaden, den sie während seiner Abwesenheit erlitten, wieder zu ersetzen, und daß man ihm nach seiner Meinung viel zu wenig gegeben hatte.

einem ganz ruhigen Tone, daß er etwa 600,000 Sesterzen (120,000 Fr.) könne liegen haben[1]). Wir berühren hier vielleicht einen der merkwürdigsten Unterschiede zwischen dem damaligen socialen Zustande und dem unsrigen. Heut zu Tage sind so bedeutende Capitalien wohl nur in den Händen der eigentlichen Banquiers. Unsere Aristokratie hat immer etwas darin gesucht, die Finanzfragen für geringschätzig zu behandeln. Die römische Aristokratie dagegen kannte sie sehr gut und beschäftigte sich gern mit denselben. Ein großes Vermögen diente dem politischen Ehrgeize. Man nahm keinen Anstand, einen Theil davon anzuwenden, um sich Creaturen zu schaffen. Der Beutel eines Menschen, der sich um eine öffentliche Ehrenstelle bewarb, war allen denen, die ihm dienen konnten, offen. Ein solcher Candidat machte den weniger Reichen Geschenke, den Andern lieh er und suchte mit ihnen Verhältnisse anzuknüpfen, die sie seiner Sache dienstbar machten. Der Erfolg gehörte gewöhnlich denen, die es verstanden hatten, sich die Meisten zu verpflichten. Cicero, wiewohl weniger reich, als die Mehrzahl unter denselben, ahmte ihnen nach. In seinen Briefen an Atticus ist fast überall von Wechseln, von Zahlungsterminen die Rede, und man sieht, daß sein Geld nach allen Seiten hin circuliert. Er steht mit den größten Personen in fortlaufenden Geschäftsverbindungen und, wie man jetzt sagen würde, in Conto-Corrent. Bald leiht er dem Cäsar, bald borgt er von ihm. Unter seinen zahlreichen Schuldnern findet man Leute jedes Standes und von jedem Vermögen, von Pompejus bis zum Hermogenes, der ein gewöhnlicher Freigelassener zu sein scheint. Leider sind bei genauer Betrachtung seine Gläubiger noch weit zahlreicher. Trotz des Atticus Beispiel und Rath verstand er es schlecht sein Vermögen zu verwalten. Er hatte fortwährend kostspielige Neigungen. Er mußte um jeden Preis Statuen und Gemälde haben, um seine Galerien auszuschmücken und ihnen das Aussehen griechischer Gymnasien zu geben. Er ruinierte sich bei seinen Landhäusern, um

---

1) Ad Att., XII, 25.

sie zu verschönern. Großmüthig zur Unzeit, sieht man ihn Andern Darlehne geben in dem Augenblick, wo er genöthigt ist, solche für sich selbst zu nehmen. Wenn er am meisten verschuldet ist, hat er immer die größte Lust, eine neue Villa zu kaufen. Dann nimmt er keinen Anstand, sich an alle Banquiers von Rom zu wenden; er begibt sich zu Considius, Axius, Vectenus, Vestorius; er würde selbst versuchen, den Cäcilius, den Oheim seines Freundes Atticus, zu erweichen, wenn er ihn nicht als hartherzig kennte. Uebrigens erträgt er seine Noth ganz heiter. Wenn ihm auch der weise Atticus sagt, es sei unehrenhaft, Schulden zu haben; da er diese Unehrenhaftigkeit mit vielen Leuten theilt, so scheint sie ihm nicht so groß, und er ist der Erste, der darüber seinen Spaß macht. Eines Tages erzählt er einem von seinen Freuden, er wäre so verschuldet, daß er sich gern einer Verschwörung anschließen würde, wenn man ihn aufnehmen wollte; aber seitdem er die des Catilina bestraft habe, fände er bei den andern kein Vertrauen mehr[1]); und wenn der Erste des Monats, der Zahlungstag, kommt, schließt er sich auf seinem Tusculum ein und überläßt es dem Eros oder Tiro, sich mit seinen Gläubigern herum zu streiten.

Diese Verlegenheit und diese Noth, wovon seine Briefe voll sind, lassen uns fast wider Willen an gewisse Stellen in seinen philosophischen Werken denken, die sehr auffallen, wenn man sie mit seiner Lebensweise vergleicht, und die man leicht gegen ihn kehren könnte. Ist das wirklich der Sorgenlose und der Verschwender, der immer bereit ist, auszugeben, ohne die Rechnung zu machen, derselbe, der eines Tages mit einem uns ergreifenden Ton der Ueberzeugung ausrief: „O ihr unsterblichen Götter! Die Menschen erkennen gar nicht, was für ein großes Einkommen die Sparsamkeit ist[2])." Wie hat dieser glühende Liebhaber von Kunstgegenständen, dieser leidenschaftliche Freund der Pracht und des Luxus es wagen können, die Menschen, welche die Statuen und Gemälde zu sehr

---

1) Ad fam., V, 6. — 2) Parad., 6.

lieben, und die sich prächtige Häuser erbauen, wie Thoren zu behandeln? Er hat sich selbst gerichtet, und ich habe keine Lust, ihn gänzlich frei zu sprechen; aber in dem Augenblicke, wo wir ein strenges Urtheil über ihn fällen, müssen wir daran denken, in welcher Zeit er lebte, und uns seiner Zeitgenossen erinnern. Ich will ihn nicht mit den schlechtesten vergleichen, sein Triumph würde zu leicht sein; aber unter denen, die man für die achtungswerthesten ansieht, nimmt er noch eine der ersten Stellen ein. Er verdankt sein Vermögen nicht dem Wucher, wie Brutus und seine Freunde; er hat es nicht durch die schmutzige Habsucht, die man dem Cato vorwarf, vergrößert; er hat nicht wie Appius oder Cassius die Provinzen ausgesogen; er hat nie, wie Hortensius, seinen Theil von diesen Plünderungen genommen. Man muß demnach wohl anerkennen, daß er, trotz der Vorwürfe, die man ihm machen kann, in dem Geldpuncte zarter und uneigennütziger war, als die Andern. Mit einem Worte, seine zerrütteten Vermögensverhältnisse haben nur ihm selbst geschadet[1]), und wenn er an verderblichen Verschwendungen zu großen Geschmack fand, so hat er sich wenigstens nicht, um ihn zu befriedigen, schamlosem Gewinn hingegeben. Diese seine Bedenklichkeiten machen ihm um so mehr Ehre, als sie damals sehr selten waren, und als Wenige ohne Schmutz durch die habgierige und verdorbene Gesellschaft, in der er lebte, hindurchgegangen sind.

---

1) Es ist nicht wahrscheinlich, daß Cicero seine Gläubiger so gedrückt hat, wie Milo, der ihnen nur 4 Procent gab. In dem Augenblicke, wo Cicero nach Cäsar's Tode Rom verließ, schrieb er an Atticus, daß das Geld, welches er ausstehen habe, hinreichen würde, um seine gemachten Schulden zu bezahlen, aber in dieser Zeit war das Geld knapp, und da die Schuldner sich erbitten ließen, befahl er ihm, seine Güter zu verkaufen, wenn es nöthig wäre, und fügte hinzu: „Ne quid tibi sit fama mea potius“ (Ad Att., XVI, 2).

II.

Ebenso großes Lob verdient er wegen seines vortrefflichen und musterhaften Familienlebens. Hierin stand ihm keiner unter seinen Zeitgenossen gleich.

Es ist wahrscheinlich, daß seine Jugendzeit eine harte war[1]). Er wollte durchaus ein großer Redner werden, und dazu gelangte man nicht ohne große Mühe. Wir wissen von ihm, welche Entbehrungen sich der Schüler der Beredsamkeit auferlegen mußte. „Um das Ziel zu erreichen," sagt er uns, „muß man auf alle Freuden verzichten, Alles, was Vergnügen gewährt, meiden, den Zerstreuungen, Spielen, Festen, ja fast dem Umgange mit seinen Freunden entsagen[2])." Für solchen Preis erkaufte er seine Erfolge. Die Ehrbegierde, die ihn verzehrte, bewahrte ihn vor den andern Leidenschaften und genügte ihm. Das Studium beschäftigte und erfüllte seine Jugend. Nachdem einmal diese ersten Jahre vorüber waren, war die Gefahr geringer; die Gewöhnung an Arbeit und die wichtigen Angelegenheiten, denen er sich unterzog, waren hinreichend, um ihn vor jeder gefährlichen Neigung zu bewahren. Die Schriftsteller, welche ihm nicht gewogen sind, haben sich vergeblich bemüht, in seinem Leben eine Spur von den Ausschweifungen, die rings um ihn her so allgemein waren, zu entdecken. Die Böswilligsten, wie Dio[3]), ziehen ihn mit einer geistreichen Frau, Namens Cärellia, auf, die er an einer Stelle seine innigste Freundin nennt[4]). Sie war es auch in der That, und es scheint allerdings, daß sie nicht ohne Einfluß auf ihn war. Man hatte seinen Briefwechsel mit ihr aufbewahrt und veröffentlicht. In diesem Briefwechsel herrschte, wie man sagt, ein ziemlich freier Ton, und dieser schien zunächst den Uebelwollenden

1) Ad fam., IX, 26: me nihil istorum ne iuvenem quidem movit unquam. — 2) Pro Caelio, 19. — 3) Dio Cass., XLVI, 18. — 4) Ad fam., XIII, 72.

Grund zu ihren Schmähungen zu geben; aber man muß bemerken, daß Cärellia weit älter war, als er; daß, fern davon, irgend eine Störung in seinem Hauswesen zu verursachen, sie vielmehr durch ihre Vermittelung ihn mit seiner Frau auszusöhnen trachtet[1]); endlich, daß ihre Freundschaft ihren Ursprung in einer gemeinsamen Neigung zur Philosophie zu haben scheint[2]). Das ist ein unschuldiger Ursprung und der keine bösen Folgen voraussehen läßt. Cärellia war eine wohlunterrichtete Person, deren Umgang dem Cicero sehr gefallen mußte. Ihr Alter, ihre Bildung, die nicht die der gewöhnlichen Frauen war, ließen ihn gern mit ihr zusammen sein; und da er in seiner Erwiederung von Natur äußerst lebendig war, so daß er, durch das Feuer der Unterhaltung einmal angeregt, seine Antwort nicht immer zu zügeln und seinen Geist zurückzuhalten wußte, und da er überdies aus Patriotismus und zu seinem Vergnügen nichts über die freie und kecke Heiterkeit stellt, worin ihm Plautus das Vorbild zu sein schien, so hat es geschehen können, daß er sich, ohne sich zu genieren, in seinen Briefen an sie witzigerer Scherze, als die attischen, und echt römischer bediente, „non Attici, sed salsiores quam illi Atticorum, Romani veteres atque urbani sales[3]).“ In der spätern Zeit, als diese bäurische und republikanische Urbanität nicht mehr Mode war, als unter dem Einflusse eines sich bildenden Hofes die Bildung eine feinere und die Manieren ceremonieller wurden, da verletzte die Freiheit solcher Reden ohne Zweifel manchen Zartfühlenden und konnte zu bösen Gerüchten Veranlassung geben. Für uns sind von allen verloren gegangenen Briefen des Cicero die, welche er an Cärellia geschrieben hatte, vielleicht die, welche wir am schmerzlichsten vermissen. Sie hätten uns einen tieferen Blick als alle übrigen in die socialen Verhältnisse und in das gesellschaftliche Leben jener Zeit verstattet.

Man meint, daß er beinahe dreißig Jahre alt war, als er sich verheiratete. Es war gegen Ende von Sulla's Herrschaft, zur

1) Ad Att., XIV, 19. — 2) ib., XIII, 21. — 3) Ad fam., IX, 15.

Zeit seiner ersten oratorischen Erfolge. Seine Frau gehörte einer vornehmen und reichen Familie an. Sie brachte ihm, nach Plutarchos[1]), 120,000 Drachmen (111,000 Fr.) als Mitgift zu, und wir finden, daß sie außerdem Häuser in Rom und einen Forst in der Nähe von Tusculum besaß[2]). Es war eine für einen jungen Mann, der in dem politischen Leben mit größerem Talent als Vermögen auftrat, vortheilhafte Ehe. Cicero's Briefwechsel gibt uns von Terentia keine sehr hohe Idee. Wir stellen sie uns als eine sparsame und ordentliche Hausfrau, aber unfreundlich und unangenehm vor. Es war schwer, mit ihr zu leben. Sie stand in keinem guten Vernehmen mit ihrem Schwager Quintus und in einem noch weniger guten mit ihrer Schwägerin Pomponia, die sich übrigens mit Niemandem vertrug. Sie übte auf ihren Mann den Einfluß aus, welchen immer ein eigenwilliges und eigensinniges Weib auf einen unentschlossenen und indifferenten Geist hat. Cicero ließ ihr lange Zeit die unumschränkte Herrschaft im Hause; es war ihm sehr lieb, wenn er die Beschäftigungen, welche ihm nicht zusagten, von sich auf einen andern abwälzen konnte. Sie war nicht ohne Einwirkung auf sein politisches Leben. Sie rieth ihm in der Zeit seines wichtigen Consulats zu energischen Maßregeln, und später entzweite sie ihn mit Clodius aus Haß gegen Clodia, die sich, wie es ihr schien, um seine Zuneigung bemühte. Da ihr jeder Vortheil recht war, so gelang es ihr, ihn zu einigen Geldgeschäften zu veranlassen, die Atticus selbst, der doch sonst nicht bedenklich war, für nicht sehr anständig hielt; aber da hatte ihre Macht ein Ende. Es scheint, daß sie bei dem litterarischen Ruhme ihres Mannes unbetheiligt und gleichgiltig gegen ihn blieb. In keiner der schönen Schriften Cicero's, worin der Name seiner Tochter, seines Bruders und seines Sohnes so häufig wiederkehren, ist von seiner Frau die Rede. Terentia hatte keinen Einfluß auf seinen Geist. Er theilte ihr nie seinen innersten Gedanken über die ernsthaftesten Dinge des

1) Plut., Cic., 8. — 2) Ad Att., II, 4.

Lebens mit, suchte nie an ihr eine Theilnehmerin seiner Ueberzeugung und seines Glaubens zu finden. Davon haben wir in seinem Briefwechsel einen auffallenden Beweis. Terentia war im höchsten Grade religiös. Sie befragte die Wahrsager, sie glaubte an die Wunder. Cicero gab sich nicht die Mühe, sie von dieser Verkehrtheit zu heilen. Er scheint sogar irgend wo eine seltsame Theilung in ihrer beiderseitigen Lebensaufgabe zu machen; sie stellt er als eine fromme Verehrerin der Götter dar, während er als seine Aufgabe bezeichnet, sich den Menschen dienstbar zu erweisen[1]). Er hinderte nicht allein ihre Religiösität nicht, sondern gab sogar in einer uns überraschenden Weise sein Wohlgefallen an derselben zu erkennen. Folgendes schrieb er ihr bei seiner Abreise in das Feldlager des Pompejus: „Alle Beschwerden und Sorgen, durch die du und, was mich sehr betrübt, Tullia so unglücklich waren, habe ich entfernt und verbannt. Die Ursache davon habe ich am Tage nach unserer Trennung erkannt; reine Galle habe ich in der Nacht von mir gegeben; darauf fühlte ich mich gleich so erleichtert, als ob mir ein Gott eine Arznei gegeben hätte. Du wirst also diesem Gotte in deiner gewohnten frommen und andächtigen Weise Dank sagen[2])." Diese Sprache klingt seltsam in dem Munde des Skeptikers, der die Abhandlung über das Wesen der Götter geschrieben hat; aber Cicero gehörte zweifelsohne zu den Leuten wie Varro und viele Andere, die, wenn sie auch selbst wenig die Religion praktisch übten, dennoch fanden, daß die religiösen Ceremonien für das Volk und für die Weiber nicht schlecht seien.

Wir haben ein ganzes Buch Briefe von Cicero an die Terentia; dies Buch enthält die Geschichte seines Hauswesens. Was beim ersten Blick befremdet, ist, daß die Briefe gegen Ende immer kürzer werden; die letzten sind blos noch ganz kurze Billets. Und nicht

---

1) Ad fam., XIV, 4: Neque dii, quos tu castissime coluisti, neque homines, quibus ego semper servivi, etc. — 2) Ad fam., XIV, 7.

allein nimmt die Länge der Briefe ab, sondern auch der Ton ist nicht mehr derselbe, und die Beweise von seiner Zärtlichkeit werden darin immer seltener. Daraus kann man zunächst den Schluß ziehen, daß die Liebe zu ihr nicht eine solche war, die mit der Zeit stärker wird; denn die Gewohnheit des Zusammenlebens, welche zum großen Theile in die Verbindungen mit eintritt, schwächt die Liebe. Anstatt stärker zu werden, nahm sie mit der Dauer ab. Die ersten Briefe sind voll von einer unglaublichen Leidenschaft. Dennoch war Cicero beinahe zwanzig Jahre verheirathet; aber er war zu der Zeit sehr unglücklich, und es scheint, als ob das Unglück die Menschen viel zärtlicher macht, und als ob die Familien das Bedürfnis fühlen, sich mehr an einander zu schließen, wann harte Schläge sie treffen. Cicero war eben zum Exil verurtheilt worden. Er schied sehr traurig von Rom, wo man, das wußte er, sein Haus in Brand steckte, seine Freunde verfolgte, seine Familie beschimpfte. Terentia hatte sich sehr energisch benommen; sie hatte für ihren Gemahl geduldet und muthig geduldet. Als Cicero vernahm, wie man sie behandle, schrieb er voll Verzweiflung an sie: „Me miserum! te ista virtute, fide, probitate, humanitate in tantas aerumnas propter me incidisse[1])!“ „Wie unglücklich bin ich darüber, daß du bei dieser Mannhaftigkeit, Treue, Rechtschaffenheit und edeln Gesinnung meinetwegen in solche Trübsal gerathen bist.“ „Lebe wohl,“ sagt er an einer anderen Stelle, „und sei überzeugt, daß du mir das Theuerste bist und stets gewesen bist. Lebe wohl, meine liebe Terentia, ich glaube dich immer vor Augen zu haben; daher meine Thränen[2]).“ Noch zärtlicher fügt er hinzu: „Ich habe nur den Wunsch, dich, theures Leben, noch einmal zu sehen und in deinen Armen zu sterben[3]).“ Hierauf sistiert der Briefwechsel sechs Jahre hindurch. Er beginnt wieder zu der Zeit, als Cicero Rom verließ, um die Verwaltung von Cilicien zu übernehmen. Aber der Ton ist ein ganz anderer. In dem einzigen Briefe, der uns aus dieser Zeit

1) Ad fam., XIV, 1. — 2) ib., XIV, 3. — 3) ib., XIV, 4.

übrig ist, sind an Stelle der Zärtlichkeiten Geschäfte getreten. Es ist darin von einer Erbschaft die Rede, die für die Vermögensverhältnisse des Cicero zu sehr gelegener Zeit ihm zugefallen war, und von den Mitteln, die möglich größten Vortheile daraus zu ziehen. Zwar nennt er noch Terentia seine suavissima atque optatissima, aber diese Worte scheinen nichts weiter als Höflichkeitsformeln zu sein. Indessen zeigt er ein großes Verlangen, sie wieder zu sehen, und bittet sie, ihm, soweit sie nur kann, entgegen zu kommen [1]). Sie gieng bis Brundisium, und durch ein glückliches Ungefähr betrat sie gerade in dem Augenblick die Stadt, als ihr Gemahl im Hafen ankam; sie trafen auf dem Marktplatze zusammen und umarmten sich. Das war ein glücklicher Augenblick für Cicero. Er kehrte mit dem Titel imperator und mit der Hoffnung auf den Triumph zurück; er fand seine Familie zusammen und voller Freude wieder. Leider stand der Ausbruch des Bürgerkrieges bevor. Die Parteien hatten während seiner Abwesenheit zuletzt gebrochen; sie waren im Begriff handgemein zu werden, und am Tage nach seiner Ankunft war Cicero genöthigt, zwischen ihnen zu wählen und sich zu erklären.

Dieser Krieg schadete nicht allein seiner politischen Situation, er wurde auch für seine persönliche Wohlfahrt verhängnisvoll. Als die Correspondenz nach der Schlacht bei Pharsalus wieder beginnt, wird sie äußerst trocken. Cicero kehrt nach Italien zurück und landet wieder in Brundisium, aber nicht mehr triumphierend und glücklich, sondern besiegt und in Verzweiflung. Dies Mal wünscht er nicht mehr seine Gattin wiederzusehen, obwohl er des Trostes nie mehr bedurft hat. Er hält sie von sich zurück, und ohne große Förmlichkeiten zu beobachten, sagt er: „Ich sehe nicht, was du mir nützen kannst, wenn du kommst [2])." Was diese Antwort noch härter machte, ist, daß er zu demselben Augenblick seine Tochter kommen ließ und in ihrer Unterredung Trost fand. Seine Gemahlin erhält von ihm

---

1) Ad fam., XIV, 5. — 2) ib., XIV, 12.

nur noch Billets von einigen Zeilen, und er erkühnt sich, ihr zu gestehen, daß er keine längeren Briefe schreibt, weil er ihr nichts zu sagen hat[1]). Zugleich verweist er dieselbe an Lepta, an Trebatius, Atticus, Sicca, um von diesen seinen gefaßten Entschluß zu erfahren. Das läßt ziemlich klar erkennen, daß sie nicht mehr sein Vertrauen besitzt. Das einzige Zeichen von Interesse, das er ihr noch gibt, ist, daß er sie von Zeit zu Zeit bittet, für ihre Gesundheit zu sorgen, eine fast überflüssige Anempfehlung, da sie länger als hundert Jahr lebte. Der letzte Brief, den er an sie schreibt, ist gerade ebenso, wie man einem Hausverwalter schreiben würde, um ihm einen Auftrag zu geben: „Ich gedenke in meinem Tusculum am 7. dieses Monats oder den Tag darauf anzukommen. Daß nur Alles dort bereit ist. Denn es werden vielleicht Mehrere mitkommen, und wie ich glaube, werden sie dort längere Zeit bleiben. Wenn keine Wanne im Bade ist, — daß sie ja da ist, und ebenso alles Uebrige, was zum anständigen Leben und zur Gesundheit nothwendig ist. Lebe wohl[2])." Einige Monate darauf fand eine Trennung der beiden Eheleute, die dieser Ton schon voraussehen läßt, Statt. Cicero ließ sich von ihr scheiden nach einer mehr als dreißigjährigen Ehe, und als sie Kinder und Kindeskinder hatten.

Welches waren die Motive, die ihn zu diesem unangenehmen Schritte führten? Wahrscheinlich kennen wir sie nicht alle. Der unfreundliche Charakter Terentia's hatte oft in der Ehe jene kleinen Zwistigkeiten herbeiführen müssen, die, da sie immer wiederkehrten, zuletzt die innigsten Zuneigungen abschwächten. Um die Zeit, wo Cicero aus dem Exil zurückberufen wurde, kaum einige Monate, nachdem er die glühendsten Briefe, von denen ich gesprochen, geschrieben hatte, sagte er zu Atticus: „Außerdem gibt es einige häusliche Dinge, die ich einem Briefe nicht anvertraue[3])." Und um verständlich zu sein, fügte er hinzu: „Meine Tochter und mein Bruder lieben mich stets." Man muß glauben, daß er einen wichtigen

---

1) Ad fam., XIV, 17. — 2) ib., XIV, 20. — 3) Ad Att., IV, 1.

Grund hatte, sich über seine Frau zu beklagen, da er sie nicht mit unter denen nennt, von denen er sich geliebt glaubte. Man vermuthet auch, daß Terentia darüber hat eifersüchtig sein können, daß Cicero eine so große Liebe zu seiner Tochter zeigte. Diese Liebe war in solchem Maße und so vorzugsweise vorhanden, daß Terentia sich dadurch verletzt fühlen konnte, und sie war nicht ein Weib, die es ertrug, ohne sich zu beklagen. Glaublich ist, daß die Vorhaltungen darüber die Ehescheidung vorbereitet und zum Theil herbeigeführt haben, aber sie bestimmten ihn nicht. Der Grund dazu war prosaischer und gewöhnlicher Art. Cicero rechtfertigt die Trennung durch die Verschwendungen und Unterschlagungen seiner Frau, und er beschuldigt sie mehrmals, daß sie ihn zu ihrem Vortheil ruiniert habe. Einer der merkwürdigsten Charakterzüge jener Zeit ist es, daß die Frauen sich ebenso mit Geschäften abzugeben, ebenso speculationssüchtig zu sein scheinen, wie die Männer. Das Geld ist ihre erste Sorge. Sie suchen von ihrem Vermögen Nutzen zu ziehen, legen ihre Capitalien an, borgen und verborgen. Wir finden eine unter Cicero's Gläubigern und zwei unter seinen Schuldnern. Allein da sie nicht immer selbst bei diesen Finanzunternehmungen auftreten konnten, so nahmen sie ihre Zuflucht zu einem gefälligen Freigelassenen oder zu einem verdächtigen Geschäftsmann, der ihr Interesse überwachte und von ihrem Gewinn Nutzen zog. In seiner Rede für Cäcina gibt Cicero, der auf seinem Wege einem solchen Menschen begegnet, welcher ein Gewerbe daraus machte, sich an das Vermögen der Frauen heranzudrängen und sich oft eins auf deren Kosten zu erwerben, ein Bild von ihm in folgenden Worten: „Diesen Charakter kennt ihr schon aus dem täglichen Leben, Richter, den eines Frauenschmeichlers, eines Wittwenbeistandes, eines äußerst zanksüchtigen Vertheidigers, eines zum Streit leicht erregbaren, unter Männern abgeschmackten und einfältigen, bei Weibern rechtskundigen und schlauen Menschen; — ein freiwilliger Freund der Frau, der nicht durch irgend ein Verhältnis, sondern durch erkünstelten Diensteifer und erheuchelte Geschäftigkeit mit ihr verbunden war,

dessen Gefälligkeiten zuweilen mehr von ihr gewünscht, als zur rechten Zeit getreu waren [1])." Es war ein wunderbarer Beistand für die Frauen, die von dem Durste, sich Vermögen zu erwerben, gequält wurden; auch Terentia hatte einen solchen bei sich, ihren Freigelassenen Philotimus, einen gewandten, aber wenig gewissenhaften Geschäftsmann, dem dies Handwerk geglückt war, weil er reich war und selbst Sclaven und Freigelassene hatte. In den ersten Zeiten gebrauchte ihn Cicero oft, ohne Zweifel auf Bitten der Terentia. Er ist es, der ihn einen Theil von Milo's Gütern zu einem niedrigen Preis kaufen ließ, als Milo verbannt wurde. Die Sache war gut, aber durchaus nicht delicat, und Cicero, der es wohl fühlte, spricht nur mit Erröthen davon. Bei seiner Abreise nach Cilicien überließ er dem Philotimus die Verwaltung von einem Theile seines Vermögens, aber er bereute es bald. Dem Philotimus lag als Intendanten eines großen Hauses weniger das Interesse seines Herrn, als sein eigenes am Herzen. Er behielt für sich den Gewinn, den er bei den Gütern des Milo gemacht hatte, und als Cicero zurückkehrte, überreichte er diesem einen Wechsel, wonach ihm Cicero eine bedeutende Summe schuldig war. „Es ist ein erstaunlicher Spitzbube [2])," sagte Cicero wüthend. Nur gieng sein Verdacht nicht weiter, als Philotimus; als er von Pharsalus zurückkehrte, bemerkte er klar, daß Terentia mit darunter stecke. „Ich habe," schrieb er einem Freunde, „die Angelegenheiten meines Hauses in einem so schlechten Zustande gefunden, wie die der Republik [3])." Die Noth, worin er sich zu Brundisium sah, machte ihn mistrauisch. Er sah seine Rechnungen näher an, was er für gewöhnlich nicht that, und es wurde ihm nicht schwer zu erkennen, daß ihn Terentia oft betrogen habe. Bei einem ~~einem~~ einzigen Falle hatte sie 60,000 Sesterzen (12,000 Fr.) für die Mitgift ihrer Tochter einbehalten [4]). Das war ein hübscher Vortheil; aber sie nahm auch ebenso die kleinen

1) Pro Caec., 5. — 2) Ad Att., VII, 1 u. 3. — 3) Ad fam., IV, 14. — 4) Ad Att., XI, 2.

Vortheile wahr. Einmal betraf sie ihr Gatte, als sie 2000 Sesterzen (400 Fr.) an einer Summe, die er von ihr forderte, unterschlug[1]). Diese Raubsucht brachte den Cicero endlich auf, den ohne Zweifel andere Gründe erbittert und seit langer Zeit gekränkt hatten. Er entschloß sich zur Scheidung, aber er entschloß sich nicht ohne Schmerz dazu. Man zerreißt nicht ungestraft Bande, die die Gewohnheit in Ermangelung der Liebe hätte fester knüpfen müssen. Es scheint, daß im Augenblick der Trennung nach so vielen zusammen glücklich verlebten Tagen, nach so vielen gemeinsam getragenen Leiden, doch immer eine Erinnerung erwacht und mahnt. Was das Düstere dieser peinlichen Augenblicke vermehrt, ist, daß sich, wenn man sich sammeln und in seinem Schmerze isolieren möchte, die Geschäftsmänner sich einfinden; man muß seine Interessen vertheidigen, mit ihnen verhandeln und debattieren. Diese Verhandlungen, die dem Cicero nie zugesagt hatten, ließen ihn damals mehr als sonst leiden. Er sagte zu dem freundlichen Atticus, indem er ihn bat, sich statt seiner dem zu unterziehen: „Das sind ja die Wunden, die ich nicht ohne die größten Schmerzen berühren kann[2]).“ Und da Terentia fortwährend chicanierte, so wollte er, daß man den Streit beende, indem er ihr Alles, was sie forderte, bewilligte. „Wenn sie mich auch betrogen hat, so will ich lieber, daß sie, als daß ich es bereue,“ schrieb er an Atticus[3]).

Man sieht wohl leicht ein, daß die Uebelwollenden nicht verfehlten, sich über diese Scheidung lustig zu machen. Es war eine gerechte Wiedervergeltung, und Cicero hatte sich zu oft über die Andern lustig gemacht, als daß er seinerseits hätte Schonung von ihnen verlangen können. Leider gab er ihnen kurze Zeit darauf eine neue Gelegenheit, sich über ihn lustig zu machen. Ungeachtet seiner dreiundsechszig Jahre dachte er daran, sich wieder zu verheiraten, und seine Wahl fiel auf ein sehr junges Mädchen, Publilia, welche ihr sterbender Vater seiner Vormundschaft anvertraut hatte. Die Ver-

1) Ad Att., XI, 24. — 2) ib., XII, 22. — 3) ib., XII, 21.

heiratung eines Vormundes mit seiner Mündel hat immer etwas Komisches, und es geschieht zu oft, daß es dem Vormunde dabei übel ergeht. Wie hat sich Cicero bei seiner Lebens- und Welterfahrung zu diesem unvorsichtigen Schritte können verleiten lassen? Terentia, die Rache suchte, erklärte überall, daß er in dieses junge Mädchen ganz vernarrt sei; aber sein Secretär Tiro behauptet, er hätte sie nur geheiratet, um mit ihrem Vermögen seine Schulden zu bezahlen, und ich bin der Meinung, daß man dem Tiro Glauben schenken muß, wenngleich es nicht gewöhnlich ist, daß bei solcher Verheiratung der älteste auch der ärmste ist. Wie man voraussehen konnte, es blieb die Störung in der Ehe nicht lange aus. Publilia, die jünger als ihre Stieftochter war, vertrug sich nicht mit dieser, und sie scheint auch ihre Freude bei dem Tode derselben nicht haben verbergen zu können. Dies war für Cicero ein unverzeihliches Vergehen; er wollte sie nicht mehr sehen. Das Seltsame ist, daß diese junge Frau, fern davon, die Freiheit, welche man ihr wieder geben wollte, freudig anzunehmen, die größten Anstrengungen machte, um in das Haus dieses Greises, der sie verstieß, wieder einzutreten [1]; aber er war unbeugsam. Dies Mal hatte er an der Ehe genug, und man erzählt, daß, als sein Freund Hirtius ihm die Hand seiner Schwester antrug, er sie ausschlug, unter dem Vorwande, daß es nicht zusammen passe, sich zugleich mit einer Frau und mit der Philosophie zu beschäftigen. Die Antwort war klug, aber er hätte das etwas früher bedenken sollen.

III.

Cicero hatte von der Terentia zwei Kinder. Seine Tochter Tullia war die älteste. Er hatte sie nach seiner Weise erzogen, indem er sie in seine Studien einweihte und in ihr den Geschmack an den geistigen Dingen erweckte, die er selbst so sehr liebte, und für die

1) Ad Att., XII, 31.

sich seine Frau, wie es scheint, nicht interessierte. „Dann vermisse ich zu gleicher Zeit meine Tochter," sagte er; „wie zärtlich, wie bescheiden, wie geistvoll ist sie! wenn man sie sieht, wenn man sie hört, in ihrem ganzen Wesen mein Ebenbild[1]." Er liebte sie auch zärtlich. Sie war noch sehr jung, als sich schon ihr Vater in einer von seinen Reden nicht enthalten konnte, auf die Liebe, die er zu ihr hatte, anzuspielen[2]. Diese Zärtlichkeit, gewiß die größte, die er gefühlt hat, war für sie eine Qual in ihrem Leben. Unmöglich kann man sich ein traurigeres Loos denken, als das dieses armen Weibes. Mit dreizehn Jahren an Piso, darauf an Crassipes verheiratet, und von denselben getrennt durch Tod und Ehescheidung, verheiratete sie sich zum dritten Male, während ihr Vater abwesend war und Cilicien verwaltete. Sie hatte eine Menge Bewerber, sogar junge Männer aus vornehmem Hause, und es war, wie man glauben möchte, nicht allein der Ruhm des Schwiegervaters, der dieselben anzog. Er sagt uns, man habe vermuthet, daß er sehr reich aus Cilicien heimkehren würde. Durch die Verbindung mit seiner Tochter meinten diese jungen Leute eine vortheilhafte Ehe zu schließen, die ihnen gestatten würde, ihre Schulden zu bezahlen[3]. Unter denselben befanden sich der Sohn des Consuls Sulpicius und Tiberius Nero, der Vater des Tiberius und Drusus. Cicero neigte sich zu diesem letztern hin, der bis nach Cilicien gereist war, um seine Einwilligung zu erhalten; seine Frau und seine Tochter, denen er bei seiner Abreise freie Wahl gelassen hatte, entschieden sich aber ohne ihn für Cornelius Dolabella. Dies war ein junger Mann aus vornehmer Familie, ein Freund Curio's, Cälius' und Antonius', der bisher ein Leben wie diese geführt, d. h. seinen Ruf aufs Spiel gesetzt und sein Vermögen verthan hatte, übrigens ein Mensch von Geist und ein Modemann. Solcher Gemahl war gar nicht nach des Atticus Geschmack; aber Terentia hatte sich, wie es scheint, durch

---

1) Ad Quint., I, 3. — 2) In Verr. act. sec., I, 44. — 3) Ad Att., VII, 4.

seinen vornehmen Namen bestechen lassen, und vielleicht war Tullia für seine schönen Manieren nicht unempfänglich gewesen. Die erste Zeit dieser Ehe schien eine glückliche. Dolabella entzückte seine Schwiegermutter und seine Frau durch seine Zuvorkommenheit und Güte. Cicero selbst, der anfangs über das rasche Verfahren in dieser Angelegenheit erstaunt war, fand, daß sein Schwiegersohn ein sehr geistreicher und feiner Mann sei. „Das Weitere, wie du ja weißt," schreibt er an Atticus, „muß man sich gefallen lassen[1])." Er wollte von dem leichten und zerstreuungssüchtigen Leben sprechen, wovon Dolabella trotz seiner Verheiratung nicht abließ. Er hatte nämlich versprochen, ordentlich zu werden, aber er hielt sein Versprechen nicht, und wenn auch Cicero in seiner Gutmüthigkeit ein Auge bei dem wilden Leben des Dolabella zudrückte, er machte ihm schließlich seine Resignation doch recht schwer. Er setzte seine Lebensweise wie die damaligen jungen Leute fort, lärmte während der Nacht in den Straßen unter den Fenstern der gefeierten Frauen, und sein ausschweifendes Leben schien in einer an Scandal gewöhnten Stadt scandalös. Ihn fesselte eine durch ihre galanten Abenteuer berüchtigte Weltdame, Cäcilia Metella, die Gattin des Consularen Lentulus Spinther. Es ist dieselbe, die später den Sohn des großen tragischen Schauspielers Aesopus zu Grunde richtete, jenen Thoren, der, nicht wissend, was er ersinnen sollte, um so schnell als möglich seinen Untergang zu finden, die sonderbare Eitelkeit besaß, bei einem Diner, das er seiner Freundin gab, eine Perle von einer Million Sesterzen (200,000 Fr.) Werth aufzulösen und zu verschlucken[2]). Mit einer Person wie Metella hatte Dolabella sehr bald sein Vermögen durchgebracht. Er brachte darauf das seiner Frau durch, und nicht zufrieden sie schändlich zu behandeln und zu ruinieren, drohte er ihr, daß er sich von ihr scheiden lassen würde, wenn sie es wagte, Klage zu führen. Es scheint, daß Tullia ihn sehr liebte, und daß sie lange denen widerstand, die ihr zur Ehescheidung riethen. Cicero klagt auch an

1) Ad Att., VII, 3. — 2) Horat. Sat., II, 3, 239.

einer Stelle über die Thorheit seiner Tochter[1]); jedoch mußte sie sich endlich nach einer neuen Beschimpfung entschließen und das Haus ihres Mannes verlassen, um zu ihrem Vater zurückzukehren. Sie war schwanger. Eine unter diesen peinlichen Umständen unvermuthet eintretende Entbindung hatte ihren Tod zur Folge. Sie starb zu Tusculum in einem Alter von einunddreißig Jahren.

Cicero war über ihren Tod untröstlich, und der Schmerz über ihren Verlust ist gewiß in seinem Leben der größte gewesen. Da man seine Liebe zu seiner Tochter kannte, so giengen ihm von allen Seiten Briefe zu, die gemeiniglich nur diejenigen trösten, die keines Trostes bedürfen. Die Philosophen, deren Stolz er war, suchten durch ihre Zusprüche ihn diesen Verlust mit größerer Standhaftigkeit ertragen zu lassen. Cäsar schrieb an ihn von Spanien aus, wo er den letzten Schlag gegen die Söhne des Pompejus vollführte. Die bedeutendsten Personen aller Parteien, Brutus, Lucceius, selbst Dolabella theilten seinen Schmerz; aber kein Brief mußte ihn tiefer ergreifen, als der, den er von einem seiner ältesten Freunde, Sulpicius, dem großen Rechtskundigen, der damals Griechenland verwaltete, erhielt. Er ist glücklicher Weise auf uns gekommen. Er ist durchaus würdig des großen Geistes, der ihn schrieb, und dessen, an den er gerichtet war. Man hat daraus oft folgende Stelle angeführt: „Was mir einen großen Trost gewährt hat, will ich dir mittheilen; vielleicht könnte es deinen Schmerz lindern. Auf meiner Rückkehr aus Asien, als ich von Aegina nach Megara segelte, fiel mein Blick auf die ringsum liegenden Gegenden. Hinter mir lag Aegina, vor mir Megara, rechts der Piräeus, links Korinth. Diese Städte standen einmal in der höchsten Blüte, jetzt liegen sie zerstört und in Trümmern vor meinen Augen. Da dachte ich bei mir: O, wir schwachen Erdenkinder, wie können wir klagen, wenn einer von den Unsrigen stirbt oder dahin sinkt, wir, deren Leben ein so kurzes ist, während hier an einem Orte die Leichname so vieler Städte

---

1) Ad Att., XI, 25.

hingeworfen daliegen[1])!“ Der Gedanke ist erhaben und neu. Diese von den Ruinen hergenommene Lehre, diese Weise, die Natur zum Nutzen der Moral zu interpretieren, diese ernste mit der Anschauung einer schönen Landschaft verbundene Melancholie sind Gedanken, die das heidnische Alterthum wenig gekannt hat. Die Stelle scheint in der That von einem christlichen Hauche durchweht. Man möchte sagen, daß sie von einem geschrieben ist, der mit den heiligen Schriften vertraut war, und der schon mit dem Propheten auf den Trümmern der verwüsteten Städte saß. Dies ist so wahr, daß der heilige Ambrosius, als er einen Trostbrief schreiben wollte, diesen zum Muster genommen hat, und daß er ganz natürlich christlich gefunden wurde. Cicero's Antwort ist nicht minder schön. Man findet darin die ergreifendste Schilderung von seiner Traurigkeit und seiner Einsamkeit. Nachdem er den Schmerz beschrieben, der ihn bei dem Sturz der Republik betroffen hat, setzt er hinzu: „Meine Tochter blieb mir wenigstens. Ich wußte, wohin ich mich zurückziehen und wo ich Ruhe finden könnte. Der Reiz ihrer Unterhaltung ließ mich alle meine Sorgen und all meinen Kummer vergessen; aber die schwere Wunde, welche mir ihr Verlust geschlagen, hat in meiner Seele alle die, welche ich schon vernarbt glaubte, wieder aufgerissen. Sonst flüchtete ich mich in den Schooß meiner Familie, um das Unglück des Staates zu vergessen; aber kann mir jetzt der Staat ein Mittel bieten, um mich das Unglück meiner Familie vergessen zu lassen? Darum halte ich mich sowohl vom Hause als auch vom Forum fern, denn mein Haus tröstet mich nicht mehr für den Schmerz, den mir das Gemeinwesen verursacht, und das Gemeinwesen kann die Leere nicht ausfüllen, die ich in meinem Hause finde[2]).“

Dies traurige Geschick der Tullia und der Schmerz, den ihr Tod ihrem Vater verursachte, ziehen uns zu ihr hin. Indem wir sie so sehr bedauert sehen, tritt in uns der Wunsch hervor, sie näher

1) Ad fam., IV, 5. — 2) ib., IV, 6.

zu kennen. Leider befindet sich auch nicht mehr ein einziger Brief von ihr in dem Briefwechsel des Cicero; wenn er in so reichem Maße ihren Geist rühmt, so werden wir genöthigt, ihm aufs Wort zu glauben, und das Lob eines Vaters ist immer etwas verdächtig. Nach dem, was man von ihr weiß, kann man ohne große Besorgnis zugeben, daß sie ein ausgezeichnetes Weib war, lectissima femina, ein Lob, welches ihr Antonius zugestand, der sonst die Familie nicht liebte [1]). Dennoch möchte man wohl wissen, wie sie die Erziehung, die ihr der Vater gegeben, ertragen hatte. Diese Erziehung erregt wider unsern Willen unser Mistrauen, und wir werden von Besorgnis erfüllt, daß Tullia sehr darunter gelitten habe. Die Weise selbst, wie sie der Vater beweint hat, schadet ihrem Andenken für uns. Er hat ihr vielleicht keinen Dienst erwiesen, wenn er bei ihrem Tode die Abhandlung über den Trost, die voll ihres Lobes war, schrieb. Ein so unglückliches junges Weib verdiente eine Elegie; eine philosophische Abhandlung scheint für ihr Andenken plump. Ist es nicht möglich, daß ihr Vater sie ein wenig verzogen hat, da er sie zu klug machen wollte? Es war damals sehr üblich. Hortensius hatte aus seiner Tochter einen Redner gemacht, und man sagt, daß sie einmal einen sehr bedeutenden Rechtsfall besser als ein guter Advocat behandelt hat. Ich habe den Verdacht, daß Cicero aus der seinigen eine Philosophin hat machen wollen, und ich fürchte, daß es ihm zu gut gelungen ist. Die Philosophie hat für ein Weib große Gefahren, und Frau v. Sévigné darf sich nicht sehr rühmen, daß sie ihre Tochter in den Grundsätzen des Descartes erzogen hat. Diese pedantische und trockene Gestalt ist nicht geeignet, unsere Liebe zu den philosophischen Weibern zu erregen. Es gibt Kenntnisse und Studien, die ihrem Geiste meiner Ueberzeugung nach angemessener sind. Wenn auch La Bruyère behauptet, daß man nichts über eine schöne Person stellen kann, die die Eigenschaften eines gebildeten Mannes besitzt, so gestehe ich

1) Ad Att., X, 8.

doch, daß es mir ebenso schwer wird, einem Weibe die Eigenschaften und die Talente eines Mannes zu wünschen, als diesem das Gesicht und die Züge eines Weibes.

Weniger glückte es Cicero's Sohne Marcus mit der Philosophie, als seiner Tochter. Der Vater täuschte sich vollständig in Betreff der Neigungen und Fähigkeiten desselben, was nicht sehr ungewöhnlich ist, denn die Zärtlichkeit des Vaters ist oft stärker als einsichtsvoll. Marcus fühlte nur die Neignng zum Soldaten in sich, Cicero wollte aus ihm einen Philosophen und Redner machen; seine Mühe war vergebens. Wenn jene Neigung in dem Marcus auch wohl zeitweise unterdrückt wurde, sie trat jedoch wieder immer stärker hervor. Als achtzehnjähriger Jüngling lebte er so wie alle jungen Leute jener Zeit, und man sah sich genöthigt, ihm Vorhaltungen über seine Ausgaben zu machen. An dem Unterrichte seines Lehrers Dionysius und an der Rhetorik, worin ihn sein Vater zu unterrichten versuchte, fand er Langeweile. Er wollte mit Cäsar in den spanischen Krieg ziehen. Cicero hörte nicht auf ihn und schickte ihn nach Athen, um hier seine Erziehung zu vollenden. Marcus führte ein Haus wie der Sohn eines großen Herrn. Man gab ihm Freigelassene und Sclaven, damit er ebenso glänzend wie die jungen Bibulus, Acidinus und Messala, die mit ihm studierten, auftreten könne. Er erhielt zu seinen jährlichen Ausgaben beinahe 100,000 Sesterzen (20,000 Fr.), was eine anständige Summe für einen Studierenden der Philosophie ist; aber Marcus war ungern dahin gegangen, und sein Aufenthalt zu Athen hatte für ihn nicht die Resultate, die sichCicero versprach. Fern aus den Augen seines Vaters gab er sich ohne Rückhalt seinen Neigungen hin. Anstatt die Vorträge der Rhetoren und Philosophen zu besuchen, gab er glänzende Diners und rauschende Feste. Seine Lebensweise war eine um so mehr ausschweifende, da er, wie es scheint, von seinem Lehrer selbst, dem Rhetor Gorgias, hierin bestärkt wurde. Dieser Rhetor war ein echter Grieche, d. h. ein Mensch, der bereit ist, Alles zu thun, um nur Geld zu verdienen. Er sah bei einer

genaueren Beobachtung seines Zöglings, daß er mehr gewinnen würde, wenn er seinen Fehlern schmeichelte, als wenn er seine Anlagen ausbildete, und er schmeichelte seinen Fehlern. In dieser Schule erhielt Marcus, anstatt sich mit Platon oder Aristoteles abzugeben, wie sein Vater es ihm anempfohlen hatte, an dem Falerner und Chier Geschmack, und diesen Geschmack behielt er bei. Der einzige Ruhm, worauf er noch späterhin stolz war, war der des größten Trinkers seiner Zeit; er suchte und erhielt die Ehre, den Triumvir Antonius zu übertreffen, der in dieser Hinsicht einen großen Ruhm besaß und darauf sehr stolz war. Das war seine Art, seinen Vater, den Antonius hatte ermorden lassen, zu rächen. Späterhin machte ihn Augustus, der dem Sohne die Schuld, zu welcher er seinem Vater verpflichtet war, abtragen wollte, zu einem Consul; aber es gelang ihm nicht, ihn aus seiner ausschweifenden Lebensweise heraus zu reißen. Die einzige That, die man von ihm anführt, ist, daß er eines Tages, als er betrunken war, dem Agrippa seinen Becher an den Kopf warf[1]).

Man kann sich leicht vorstellen, wie groß Cicero's Schmerz sein mußte, als er von den ersten Ausschweifungen seines Sohnes hörte. Ich denke mir, daß er lange Anstand nahm, es zu glauben; denn er täuschte sich oft in Betreff seiner Kinder. Auch als Marcus, der von der ganzen Familie Strafpredigten erhielt, den Gorgias verlassen und versprochen hatte, vernünftiger zu sein, glaubte ihm sein Vater, der nichts mehr wünschte, als daß er hintergangen wäre, sofort. Von diesem Augenblicke an sieht man ihn nur eifrig bemüht, den Atticus zu bitten, seinem Sohne es an Nichts fehlen zu lassen und die Briefe, die er von ihm erhält, aufmerksam zu lesen, um darin einige Fortschritte zu entdecken. Wir besitzen gerade einen von den Briefen des Marcus aus der Zeit, wo er vernünftiger geworden zu sein schien. Er ist an Tiro gerichtet und voll von Versprechungen und Zeichen der Reue. Er zeigt sich so demüthig, so voll Schmerz

1) Plin., Hist. nat., XIV, 22.

über seine Fehltritte, „daß nicht allein seine Seele sie verabscheut, sondern daß seine Ohren nicht mehr davon können reden hören." Um ihn vollständig von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, macht er ihm ein Bild von seinem Leben. Es ist unmöglich, ein besser beschäftigtes zu sehen. Er bringt die Tage und fast die Nächte mit dem Philosophen Cratippus zu, der ihn wie seinen Sohn behandelt. Er behält ihn beim Essen, um seiner so wenig wie möglich zu entbehren. Er ist von den gelehrten Unterredungen des Bruttius so entzückt, daß er ihn ganz bei sich haben wollte, und daß er für ihn Tisch und Wohnung bezahlt. Er disputiert in lateinischer, griechischer Sprache mit den gelehrtesten Rhetoren. Er geht nur mit wissenschaflich gebildeten Männern um; er sieht nur gelehrte Greise, den weisen Epikrates, den verehrungswürdigen Leonidas, kurz den ganzen Areopag, und diese erbauliche Schilderung schließt mit folgenden Worten: „Vor Allem trage recht große Sorge für deine Gesundheit, damit wir uns zusammen über Wissenschaft und Philosophie unterhalten können[1])." Der Brief ist sehr angenehm, aber wenn man ihn liest, erhebt sich in der Seele doch einiges Mistrauen. Diese Betheuerungen sind so übertrieben, daß man auf die Vermuthung geräth, Marcus habe dabei ein geheimes Interesse, zumal wenn man daran denkt, daß Tiro das Vertrauen seines Herrn besaß und ganz über seine Freigebigkeit disponierte. Wer weiß, ob diese Reue und diese festen Versprechungen nicht einer Bitte um Geld vorhergegangen sind und dieselbe entschuldigt haben?

Man muß zur Rechtfertigung des Marcus sagen, daß, nachdem er seinen Vater durch sein ausschweifendes Leben betrübt hatte, er wenigstens seine letzten Augenblicke beruhigt hat. Als Brutus durch Athen kam und die jungen Römer, welche sich dort befanden, zu den Waffen rief, fühlte Marcus in sich seine Neigung zum Soldaten wieder erwachen. Er dachte daran, daß er in einem Alter von siebzehn Jahren ein Cavalleriecorps bei Pharsalus mit Glück befehligt

1) Ad fam., XVI, 21.

hätte, und er folgte als einer der Ersten des Brutus Aufforderung. Er war einer von seinen geschicktesten, ergebensten, muthigsten Unterfeldherrn und verdiente oft seinen Beifall. „Ich bin mit des Marcus Tapferkeit, Thätigkeit und Energie so zufrieden," schrieb Brutus an Cicero, „daß er mir durchaus nie zu vergessen scheint, welches Vaters Sohn er ist [1])." Man kann sich denken, wie glücklich Cicero über dies Zeugnis sein mußte. In seiner Freude über dieses Erwachen seines Sohnes schrieb er seine Abhandlung über die Pflichten und widmete sie demselben, vielleicht sein schönstes Werk. Es war sein letzter Abschied von seiner Familie und von seinem Vaterlande.

IV.

Diese Untersuchung über das Privatleben des Cicero ist noch nicht vollständig; es bleiben einige Einzelnheiten zu erwähnen übrig. Man weiß, daß die römische Familie nicht allein aus den freien, durch die Verwandtschaft verbundenen Personen bestand, sondern daß sie auch die Sclaven, die zu ihnen gehörten, mit umfaßte. Diener und Herr standen damals in engerer Beziehung zu einander, als heut zu Tage, und ihr Leben vermischte sich mehr. Um den Cicero in seiner Familie vollständig kennen zu lernen, ist es nöthig, auch einige Worte über sein Verhältnis zu seinen Sclaven zu sagen.

Theoretisch hatte er keine von der seiner Zeit verschiedene Ansicht über die Sclaverei. Er faßte die Einsetzung derselben wie Aristoteles auf und erkannte sie als rechtmäßig. Wenn er erklärte, daß man gegen seine Sclaven Pflichten zu erfüllen habe, so gestand er andererseits ohne Bedenken, daß man gegen sie hart verfahren müsse, da man kein anderes Mittel habe, Herr über dieselben zu zu sein [2]); aber in der Praxis behandelte er sie mit großer Milde. Er hatte eine so große Anhänglichkeit an sie, daß er sogar Thränen

1) Brut. ad Cic., II, 3. — 2) De off., II.

vergoß, wenn er das Unglück hatte, sie zu verlieren. Das war wahrscheinlich nicht gewöhnlich der Fall; denn wir sehen, daß er seinen Freund Atticus deshalb fast um Verzeihung bat. „Mein Sinn ist ganz verwirrt," schrieb er ihm; „ich habe einen jungen Menschen, Namens Sositheus, meinen Vorleser, verloren, und ich bin darüber mehr betrübt, als man denken sollte, daß es bei dem Tode eines Sclaven der Fall sei [1])." Ich finde in allen seinen Briefen nur einen, gegen den er sehr aufgebracht zu sein scheint, nämlich einen gewissen Dionysius, den er bis tief in Illyrien suchen läßt, und den er um jeden Preis wieder haben will [2]); aber Dionysius hatte ihm Bücher gestohlen, und das war ein Vergehen, welches Cicero nicht verzieh. Seine Sclaven liebten ihn auch sehr. Er rühmt die Treue, die sie ihm in seinem Unglück bewiesen haben, und wir wissen, daß sie sich für ihn im letzten Augenblick wollten niederstechen lassen, wenn er sie nicht daran gehindert hätte.

Unter denselben befindet sich einer, den wir besser kennen, als die andern, und dem Cicero besonders gewogen war, nämlich Tiro. Der Name, den er führt, ist lateinisch, was vermuthen läßt, daß er einer von den in dem Hause des Herrn gebornen Sclaven (vernae) war, die man noch mehr als die andern als zur Familie gehörig betrachtete, weil sie dieselbe nie verlassen hatten. Cicero nahm sich seiner früh an und ließ ihn mit Sorgfalt unterrichten. Vielleicht nahm er sich die Mühe, selbst seine Erziehung zu vollenden. Er nennt sich an einer Stelle seinen Lehrer und tadelt ihn gern wegen seiner Schreibweise. Er hatte zu ihm eine sehr große Zuneigung und konnte zuletzt gar nicht mehr ohne ihn sein. Tiro's Stellung in Cicero's Hause war nicht unbedeutend, und seine Befugnisse waren sehr mannigfaltig. Er repräsentierte darin die Ordnung und Sparsamkeit, zwei seinem Herrn nicht gewöhnliche Eigenschaften. Er war der Vertrauensmann, durch dessen Hände alle Finanzangelegenheiten

---

1) Ad Att., 1, 12. — 2) Ad fam., XIII, 77.

giengen. Er schalt am Ersten des Monats auf die säumigen Schuldner, oder ersuchte die zu sehr drängenden Gläubiger, Geduld zu haben; er revidierte die Rechnungen des Intendanten Eros, die nicht immer in Ordnung waren; er besuchte die dienstfertigen Banquiers, durch deren Credit Cicero in schweren Zeiten gehalten wurde. Sollte irgend eine delicate Sache ausgeführt werden, so wandte man sich an Tiro, wie z. B. als es sich darum handelte, von Dolabella Geld zu fordern, ohne ihm zu wehe zu thun. Die Sorgfalt, welche er auf die wichtigsten Angelegenheiten verwendete, war kein Hindernis, ihn auch zu den geringfügigsten Dingen zu gebrauchen. Er muß die Gärten beaufsichtigen, die Arbeiter antreiben, die Bauten inspicieren; der Speisesaal sogar gehört mit zu seinen Besorgungen, und ich finde, daß er den Auftrag erhält, die Einladungen zu einem Diner zu veranstalten, was nicht immer so leicht ist, denn man darf nur die Gäste, welche zu einander passen, zusammenbringen, „und Tertia will nicht kommen, wenn Publius eingeladen wird[1]." Aber besonders als Secretär leistete er dem Cicero die größesten Dienste. Er schrieb fast ebenso schnell, wie man sprach, und er allein konnte die Handschrift seines Herrn lesen, welche die gewöhnlichen Copisten nicht zu entziffern vermochten. Er war für ihn mehr, als Secretär, er war sein Vertrauter, sogar sein Mitarbeiter. Aulus Gellius meint, er sei ihm bei der Abfassung seiner Werke behilflich gewesen[2], und der Briefwechsel widerspricht nicht dieser Meinung. Als Tiro einmal in einem Landhause krank lag, schrieb ihm Cicero, daß Pompejus, der gerade bei ihm zum Besuche war, ihn gebeten habe, ihm etwas vorzulesen, und daß er ihm geantwortet habe, Alles wäre stumm in seinem Hause, wenn Tiro nicht da sei. „Meine wissenschaftlichen Studien," setzte er hinzu, „oder vielmehr die unsrigen, ruhen in deiner Abwesenheit. Komm so schnell wie möglich zurück, um unsere Musen wieder zu beleben[3]." Zu dieser Zeit war Tiro

1) Ad fam., XVI, 22. — 2) A. Gell., VII, 3. — 3) Ad fam., XVI, 10.

noch Sclave. Er wurde erst ziemlich spät, gegen das Jahr 700, Freigelassener. Alle in der Umgebung Cicero's billigten diese gerechte Belohnung für so viele treue Dienste. Quintus, der damals gerade in Gallien war, schrieb ganz besonders deshalb an seinen Bruder, um ihm zu danken, daß er ihm einen neuen Freund gegeben habe. In der Folge kaufte Tiro, ohne Zweifel mit Unterstützung seines Herrn, ein Landgütchen, und Marcus neckt ihn in dem Briefe, den er ihm aus Athen schreibt, wegen des neuen Geschmacks, den diese Erwerbung in ihm anregen wird. „Du hast ein Landgut gekauft; ich wünsche dir Glück dazu. Nun mußt du das städtische Wesen ablegen; denn du bist ein römischer Bauer geworden. Welch hübsches Bild von dir schwebt mir jetzt vor Augen. Ich sehe dich, wie du die Bedürfnisse für die Landwirthschaft einkaufst, mit dem Verwalter sprichst, im Zipfel deines Kleides Obstkerne vom Nachtisch aufbewahrst[1])." Aber auch als Eigenthümer und Freigelassener blieb Tiro nach wie vor im Dienste seines Herrn.

Seine Gesundheit war schlecht, und man schonte sie wenig. Jedermann liebte ihn, aber gerade deshalb gab ihm auch Jeder zu arbeiten. Man misbrauchte seine Gefälligkeit, die man als eine unermüdliche kannte. Quintus, Atticus, Marcus verlangten, daß er ihnen fortwährend Nachrichten aus Rom und über Cicero zugehen ließe. Wuchs die Arbeit seinem Herrn über den Kopf, so übernahm Tiro gleich einen solchen Theil, daß er schließlich krank wurde. Er strengte sich während Cicero's Statthalterschaft von Cilicien so an, daß dieser auf seiner Rückreise sich genöthigt sah, ihn in Patras zurückzulassen. Sehr ungern trennte er sich von ihm, und um ihm zu zeigen, wie sehr es ihn schmerze, ihn verlassen zu müssen, schrieb er an ihn wohl drei Mal an einem und demselben Tage. Die Sorge, welche Cicero bei jeder Gelegenheit um diese zarte und kostbare Gesundheit nahm, wahr sehr groß: er wurde Arzt, um ihn zu

1) Ad fam., XVI, 21.

heilen. Als er ihn einmal unwohl zu Tusculum zurückgelassen hatte, schrieb er ihm: „Sorge nun für deine Gesundheit, die du bisher, um mir dienstbar zu sein, vernachlässigt hast. Du weißt, was dazu nöthig ist: gute Verdauung, keine Anstrengung, mäßige Bewegung, Zerstreuung und offener Leib. Komm munter und gesund zurück; ich werde dich und mein Tusculum um so lieber haben [1])." Wann das Uebel zunahm, so waren die Anempfehlungen länger. Die ganze Familie vereinigte sich, um zu schreiben, und Cicero, der die Feder in der Hand hielt, sagte ihm im Namen seiner Frau und seiner Kinder: „Wenn du uns Alle liebst und besonders mich, der ich dich erzogen habe, so wirst du nur an deine Wiederherstellung denken . . . Ich bitte dich dringend, nicht auf die Kosten zu sehen. Ich habe Curius geschrieben, daß er dir Alles, was du fordern würdest, geben soll, daß er den Arzt anständig behandele, damit er größere Sorgfalt anwende. Du hast mir unzählige Dienste im Hause, auf dem Forum, in Rom, in meiner Provinz, in meinen öffentlichen und Privatangelegenheiten, in meinen Studien und wissenschaftlichen Arbeiten geleistet; aber den größten Dienst wirst du mir erweisen, wenn ich dich, wie ich es hoffe, gesund wiedersehe [2])." Tiro lohnte diese Liebe durch eine nie zu ermüdende Ergebenheit. Bei seiner wankenden Gesundheit wurde er älter als 100 Jahre, und man kann sagen, daß dies ganze lange Leben dem Dienste seines Herrn gewidmet wurde. Sein Eifer erkaltete nicht, als er ihn verloren hatte, und er beschäftigte sich mit ihm bis zu seinem letzten Augenblicke. Er schrieb seine Lebensgeschichte, veröffentlichte seine noch nicht herausgegebenen Werke; um nichts verloren gehen zu lassen, sammelte er sogar seine kleinsten Bemerkungen und seine treffenden Einfälle, wovon er, sagt man, eine etwas zu große Sammlung gemacht hat, denn seine Bewunderung verstattete ihm keine Auswahl. Endlich gab er vortreffliche Ausgaben von seinen Reden, die noch zur Zeit des Aulus Gellius zu Rathe gezogen

1) Ad fam., XVI, 18. — 2) ib., XVI, 3 u. 4.

wurden[1]). Gewiß, das waren Dienste, wofür Cicero, der so viel auf seinen litterarischen Ruhm gab, seinem treuen Freigelassenen im höchsten Grade würde dankbar gewesen sein.

Wenn man das Verhältnis Tiro's zu seinem Herrn genau betrachtet, so drängt sich ein Gedanke auf, den man nicht unterdrücken kann, nämlich, daß die antike Sclaverei, von dieser Seite betrachtet und in dem Hause eines Mannes wie Cicero, weniger abschreckend erscheint. Augenscheinlich war sie zu dieser Zeit bei Weitem milder geworden, und die Wissenschaften tragen sehr viel zu diesem Fortschritte bei. Sie hatten unter denen, die sie liebten, eine neue Tugend verbreitet, deren Name oft in den philosophischen Werken des Cicero wiederkehrt, die Humanität, d. h. die Geistesbildung, welche die Seele milder macht. Durch ihren Einfluß wurde die Sclaverei, ohne in ihrem Principe angegriffen zu werden, in ihren Folgen wesentlich modificiert. Diese Umwandlung geschah ganz von selbst. Man suchte nicht, die herrschenden Vorurtheile vor den Kopf zu stoßen; denn bis zu Seneca verlangte man nicht, zu den Menschen gerechnet zu werden, um die Rechte des Sclaven festzustellen, und man schloß ihn noch immer aus von den erhabenen Theorien, die man über die Brüderlichkeit der Menschen aufstellte; aber in Wirklichkeit zog Niemand einen größeren Gewinn aus der Milderung der Sitten, als er. Wir haben oben gesehen, wie Cicero seine Sclaven behandelte, und er machte keine Ausnahme. Atticus verfuhr wie er, und diese Humanität war eine Art Ehrensache geworden, worauf man unter den gebildeten und wissenschaftlichen Leuten äußerst viel gab. Einige Jahre später spricht Plinius der Jüngere, der ebenfalls zu diesen gehörte, mit einer rührenden Wehmuth über die Krankheiten und den Tod der Sclaven. „Ich weiß sehr wohl,“ sagt er, „daß Andere solche Unfälle als einen bloßen Vermögensverlust ansehen, und daß sie sich darum für große und weise Männer halten. Ich meinestheils weiß es nicht, ob sie so

1) A. Gell., XIII, 20.

groß und so weise sind, wie sie sich dünken, aber ich weiß wohl, daß sie keine Menschen sind[1])." Diese Ansicht war die der ganzen gebildeten Gesellschaft jener Zeit. Die Sclaverei hatte also gegen das Ende der römischen Republik und in den ersten Zeiten des Kaiserreichs viel von ihrer Härte verloren. Dieser Fortschritt, den man gemeiniglich mit dem Christenthum zusammenbringt, war älter als dasselbe, und man muß eigentlich der Philosophie und den Wissenschaften den Ruhm hiervon zugestehen.

Außer den Freigelassenen und Sclaven, die zu der Familie eines reichen Römers gehörten, muß man noch andere Personen zu derselben rechnen, wenn gleich diese nicht so eng mit derselben verbunden waren, nämlich die Clienten. Ohne Zweifel hatte das alte Clientelverhältnis viel von seinem ernsten und geheiligten Charakter verloren. Die Zeit war nicht mehr, wo Cato sagte, daß die Clienten den nahen Verwandten in dem Hause voranstehen müssen, und daß der Titel Patronus unmittelbar nach dem des Vaters kommt. Diese Bande waren sehr gelockert[2]), und die Pflichten, welche sie auferlegten, waren weit weniger streng geworden. Die einzige fast, die man noch beobachtete, war die Nothwendigkeit für die Clienten, ihren Patron bei frühem Morgen zu begrüßen. Quintus theilt sie in dem so merkwürdigen Briefe, den er an seinen Bruder in Betreff seiner Bewerbung um das Consulat richtet, in drei Classen: zuerst die, welche sich mit dem Morgenbesuche begnügen; das sind im Allgemeinen laue Freunde, oder neugierige Beobachter, die Neuigkeiten wissen wollen, oder die selbst zuweilen alle Candidaten besuchen, um sich das Vergnügen zu machen, auf ihren Gesichtern zu lesen, wie weit sie in ihren Hoffnungen sind; — dann diejenigen, die ihren Patron nach dem Forum begleiten und in seinem Gefolge sind, während er zwei- oder dreimal in der Basi-

1) Plin., Epist., VIII, 16. — 2) Vergilius jedoch, der den alten Traditionen stets treu bleibt, stellt in dem Tartarus den Patron, der seinen Clienten betrogen hat, neben den Sohn, der seinen Vater geschlagen hat.

lica auf- und abgeht, damit Jeder sehe, daß ein Mann von Wichtigkeit daherkommt; — zuletzt diejenigen, die ihn während der ganzen Zeit, wo er außerhalb seiner Wohnung ist, nicht verlassen, und die ihn nach Hause zurückführen, wie sie ihn von dort abgeholt haben. Das sind die treuen und ergebenen, die mit der Zeit nicht feilschen, die sie einem widmen, und deren erprobter Eifer einen Candidaten zu der erwünschten Würde gelangen läßt[1]).

Wenn man das Glück hatte, einem großen Hause anzugehören, so besaß man durch Erbschaft eine vollständig organisierte Clientschaft. Ein Claudius oder ein Cornelius war, selbst ehe er gesucht hatte, sich Jemanden zu verpflichten, sicher, des Morgens seine Vorhalle immer voll von Leuten zu finden, welche die Dankbarkeit an seine Familie knüpfte, und er erregte auf dem Forum durch die Zahl derer, die ihn an dem Tage, wo er zum ersten Male plaidierte, begleiteten, Aufsehn. Cicero hatte diesen Vortheil nicht; aber, wenn er auch seine Clienten nur sich selbst verdankte, so waren sie nichtsdesto weniger sehr zahlreich. In der Zeit der leidenschaftlichen Kämpfe, wo die friedlichsten Bürger alle Tage den unvernünftigsten Anschuldigungen ausgesetzt waren, sahen sich Viele genöthigt, ihre Zuflucht zu seinem Talente zu nehmen, um sie zu vertheidigen. Er that es gern; denn er hatte kein anderes Mittel sich eine Clientschaft zu bilden, als sehr Vielen Dienste zu erweisen. Das ist vielleicht der Grund davon, daß er so viele faule Prozesse übernahm. Da er fast allein das Forum betreten hatte, ohne jenes Gefolge von denen, die ihm verpflichtet waren, was ein öffentliches Ansehn verlieh, so hatte er sich nicht zu difficil zeigen dürfen, um es zu bilden und zu vergrößern. So großen Widerwillen er auch bei seinem rechtlichen Charakter hatte, einen zweifelhaften Prozeß zu übernehmen, so konnte doch seine Eitelkeit nicht der Lust widerstehen, eine Person mehr der ihn begleitenden Menge zuzuführen. In dieser Menge befanden sich, wie sein Bruder sagt, Bürger jedes Alters, jedes

1) De petit. cons., 9.

Standes, reiche und arme. Bedeutende Persönlichkeiten waren ohne Zweifel mit unter den geringen Leuten, woraus gewöhnlich ein solches Gefolge bestand. Bei Erwähnung eines Volkstribunen, Memmius Gemellus, der der Protector des Dichters Lucretius wurde, nennt er ihn seinen Clienten[1]).

Cicero besaß nicht allein in Rom Clienten und ihm verpflichtete Personen; man ersieht aus seinem Briefwechsel, daß seine Protection sich viel weiter erstreckte, und daß man von allen Seiten her an ihn schrieb, um ihn um einen Dienst zu bitten. Die Römer waren damals über die ganze Welt verbreitet; nachdem sie dieselbe erobert hatten, suchten sie sie auszuplündern. Mit den Legionen und fast unmittelbar hinter ihnen her hatte sich eine Menge schlauer und unternehmender Leute in den unterworfenen Provinzen niedergelassen, um daselbst ihr Glück zu machen; sie wußten ihre Thätigkeit den Hilfsquellen und den Bedürfnissen eines jeden Landes zu accommodieren. In Sicilien und Gallien bebauten sie weite Länderstriche und speculierten in Wein und Getreide; in Asien, wo sich so viele reiche und verschuldete Städte befanden, ließen sie sich als Banquiers nieder, d. h. sie verschafften ihnen durch ihren Wucher ein schnelles und sicheres Mittel sich zu Grunde zu richten. Im Allgemeinen gedachten sie nach Rom zurückzukehren, sobald ihr Glück gemacht sein würde, und um recht bald wieder heimzukehren, suchten sie sich so schnell als möglich zu bereichern. Da sie sich in den besiegten Ländern nur kurze Zeit aufhielten und keinen festen Wohnsitz nahmen, so verfuhren sie daselbst ohne Erbarmen und machten sich verhaßt. Man verfolgte sie oft vor Gericht, und sie hatten es sehr nöthig, gut vertheidigt zu werden. Auch bemühten sie sich, die Unterstützung der besten Advocaten, besonders die des Cicero, des größten Redners seiner Zeit, zu erhalten. Dem Talente und Ansehn desselben wurde es nicht zu schwer, sie aus den verdrießlichen Händeln, in die sie sich verstrickt hatten, herauszureißen.

---

1) Ad fam., XIII, 19.

Wenn man einen jener großen Geschäftsmänner in Rom, die in ihrem Charakter und in ihrem ganzen Verfahren etwa den heutigen Speculanten glichen, recht kennen lernen will, so muß man die Rede lesen, die Cicero zur Vertheidigung des Rabirius Postumus gehalten hat. Er erzählt hier die ganze Geschichte seines Clienten. Diese Geschichte ist pikant, und es ist nicht ohne Interesse, sie kurz zusammenzufassen, um zu erfahren, was das für Geschäftsleute in Rom waren, die so oft zu seinem dienstfertigen Worte ihre Zuflucht nahmen. Rabirius, der Sohn eines reichen und gewandten Publicanen, war mit einem unternehmenden Geiste geboren. Er hatte sich nicht auf einen einzigen Geschäftszweig beschränkt, er gehörte vielmehr zu denen, die, wie Cicero sagt, alle Wege, auf denen man zu Geld gelangt, kannten, omnes vias pecuniae norunt[1]). Er trieb alle Arten Geschäfte und mit gleichem Glück; Vieles unternahm er selbst, oft verband er sich mit Andern zu gemeinschaftlichen Unternehmungen. Er pachtete die öffentlichen Steuern; er gab Privatleuten, Provinzen und Königen Darlehen. Ebenso großmüthig wie reich, ließ er seine Freunde von seinem Vermögen Gewinn ziehen. Er brachte Gelder für sie unter, zog sie mit in seine Unternehmungen und gab ihnen einen Theil von seinem Gewinn. Auch war seine Popularität in Rom groß; aber, wie es oft geschieht, sein Glück richtete ihn zu Grunde. Er hatte dem Könige von Aegypten, Ptolemäus Auletes, der ihm wahrscheinlich gute Zinsen gab, viel Geld geborgt. Als dieser König von seinen Unterthanen weggejagt wurde, war Rabirius gezwungen, ihm neue Vorschüsse zu machen, um sein in Gefahr schwebendes Geld wieder zu erlangen. Er verwendete sein und selbst seiner Freunde Vermögen für seine Ausgaben; er bestritt den Prachtaufwand des königlichen Gefolges, als Ptolemäus nach Rom kam, um die Hilfe des Senates in Anspruch zu nehmen, und was ihm noch theuerer zu stehen kommen sollte, er gab ihm die Mittel, die einflußreichsten Senatoren für sich zu ge-

1) Ad Quint., I, 1.

winnen. Des Ptolemäus Angelegenheit schien sicher. Da man große Hoffnungen auf die Erkenntlichkeit des Königs setzte, so stritten sich die bedeutendsten Personen um die Ehre, oder vielmehr um den Gewinn, den sie durch seine Einsetzung haben würden. Lentulus, damals Proconsul von Cilicien, meinte, daß man ihm diese Ehre nicht nehmen könne; aber zugleich beanspruchte sie Pompejus für sich, der den jungen Fürsten in sein Albanum aufnahm. Diese Rivalität ließ Alles fehlschlagen. Die entgegengesetzten Interessen kreuzten sich, und um dadurch keine Eifersucht zu erregen, daß er Jemanden von dieser glücklichen Gelegenheit Nutzen ziehen ließ, wollte der Senat die Ehre keinem zukommen lassen. Man sagt, daß Rabirius nun, der die Römer genau kannte, dem Könige den gewagten Rath gab, sich an einen von den Abenteurern, die Rom in Ueberfluß hatte, und die für Geld vor Nichts zurückwichen, zu wenden. Der ehemalige Tribun Gabinius verwaltete Syrien. Man versprach ihm 10,000 Talente (55 Millionen), wenn er offen dem Senatsbeschlusse entgegen treten wollte. Die Summe war bedeutend, Gabinius nahm den Handel an, und seine Truppen führten den Ptolemäus nach Alexandrien zurück.

Sobald Rabirius erfuhr, daß Ptolemäus wieder eingesetzt sei, begab er sich eiligst zu ihm. Um desto sicherer sein Geld wieder zu erhalten, übernahm er bei ihm die Stelle eines Verwalters der königlichen Einkünfte (dioecetes), oder wie man jetzt sagen würde, seines Finanzministers. Er legte zum großen Aerger der strengen Römer den griechischen Mantel an und bekleidete sich mit den Insignien seines Amtes. Er hatte die Stelle nur in dem Glauben angenommen, daß er nie besser würde bezahlt werden, als wenn er sich mit eigener Hand bezahlte. Das versuchte er auch zu thun, und es scheint, daß er, indem er das dem Gabinius versprochene Geld erhob, er auch kluger Weise nur soviel nahm, als seine Auslagen betrugen, aber die Völker, welche man zu Grunde richtete, führten Klage, und der König, dem Rabirius unerträglich war, seitdem er seiner nicht mehr bedurfte, und der sich ohne Zweifel freute, ein

bequemes Mittel gefunden zu haben, um sich eines Schuldners zu entledigen, ließ ihn ins Gefängnis werfen und bedrohte sogar sein Leben. Rabirius verließ, sobald er konnte, Aegypten, glücklich, daß er nur sein Vermögen da ließ. Es blieb ihm nur noch ein Mittel übrig. Zu derselben Zeit, als er die Finanzen des Königs verwaltete, hatte er auf seine Rechnung ägyptische Waaren gekauft, Papier, Leinen, Glas, und hatte mehrere Schiffe damit befrachtet, die mit einem gewissen Aufsehen in Puteoli landeten. Das Gerücht davon drang bis nach Rom, und da man an das Glück des Rabirius gewöhnt war, so fand man ein Vergnügen daran, die Anzahl der Schiffe und den Werth der Ladung zu übertreiben. Man flüsterte sich sogar zu, daß unter diesen Schiffen ein kleineres sei, welches man nicht zeige, ohne Zweifel, weil es voll Gold und Kostbarkeiten wäre. Zum Unglück für Rabirius war an allem diesem Gerede kein wahres Wort. Das kleine Schiff existierte nur in der Einbildung der Neuigkeitskrämer, und da die Waaren, welche die andern führten, schlecht verkauft worden waren, so wurde er vollständig ruiniert. Seine Katastrophe machte in Rom Sensation, und man sprach lange Zeit nur davon. Die Freunde, welche er sich auf eine so großmüthige Weise verbindlich gemacht hatte, verließen ihn; die öffentliche Meinung, die ihm bis dahin so günstig gewesen war, erhob sich gegen ihn. Die Mildesten nannten ihn einen Thoren, die Heftigsten beschuldigten ihn, daß er das Unglück nur vorschütze, um seinen Gläubigern einen Theil seines Vermögens zu entziehen. Es ist jedoch gewiß, daß er nichts mehr hatte, und daß er nur von der Freigebigkeit Cäsar's lebte, eines aus der kleinen Zahl derer, die ihm in seinem Unglücke treu blieben. Auch Cicero vergaß ihn nicht. Er erinnerte sich, daß zur Zeit seines Exils Rabirius ihm sein Vermögen zur Disposition gestellt und Leute bezahlt habe, um ihn zu begleiten. Auch zeigte er sich bereit, für ihn zu plaidieren, als man ihn in den Prozeß des Gabinius hineinziehen wollte, und es gelang ihm wenigstens, ihm seine Ehre und seine Freiheit zu retten.

Diesem Gemälde fehlt ein Zug. Cicero sagt in seiner Rede, daß Rabirius nur mittelmäßige Kenntnisse besessen habe. Er war in seinem Leben so sehr beschäftigt gewesen, daß er gar nicht die Zeit gehabt hatte, daran zu denken, sich zu unterrichten; aber das war nicht im Allgemeinen der Fall. Man weiß, daß viele von seinen Collegen, trotz ihrer geringen wissenschaftlichen Beschäftigung, nichts desto weniger geistreiche und gelehrte Leute waren. Cicero, der dem Sulpicius einen Kaufmann aus Thespiä empfahl, schrieb an denselben: „er ist meinen Studien nicht abhold [1]." Er sah den Curius aus Paträ als einen von denen an, die den alten römischen Scherz am besten beibehalten hatten: „Komm", schrieb er ihm, „damit nicht der Samen der Urbanität zugleich mit der Republik untergehe [2]." Die Ritter, welche zu mächtigen Gesellschaften zusammentraten und die öffentlichen Steuern an sich kauften, waren auch Männer von Geist und feiner Bildung. Cicero, der aus ihrer Mitte hervorgegangen war, stand fast mit allen in Verbindung; aber es scheint, daß er bei der Gesellschaft, die die Weiden in Asien gekauft hatte, besonders betheiligt war, und er sagt, daß diese sich unter seine Protection begeben habe.

Diese Protection erstreckte sich auch auf Leute, die nicht geborne Römer waren. Die Fremden sahen es selbstverständlich als eine große Ehre und große Sicherheit für sich an, mit einem berühmten Manne von Rom irgend wie in Verbindung zu stehen. Sie konnten nicht seine Clienten sein, sie wünschten seine Gastfreunde zu werden. In einer Zeit, wo es in den Ländern, die man durchreiste, so wenig angemessene Gasthöfe gab, mußte man, wenn man reisen wollte, für gefällige Freunde sorgen, die einen gern bei sich aufnahmen. In Italien kauften die reichen Leute kleine Häuser auf allen Landstraßen, über die sie zu reisen pflegten, um daselbst zu übernachten; aber sonst reiste man von einem Gastfreunde zum andern. Es war oft eine schwere Last, einen reichen Römer zu beherbergen. Er hatte

---

1) Ad fam., XIII, 22. — 2) ib., VII, 31.

immer ein starkes Gefolge. Cicero sagt uns, daß er tief in Asien dem P. Vedius begegnet sei „mit zwei leichteren Wagen und einem mit Pferden bespannten Reisewagen, einer Sänfte, einem ganzen Heer von Bedienten, einem Affen auf den Wagen und Waldeseln[1])." Vedius war nur ein ganz unbedeutender Römer. Nun stelle man sich das Gefolge eines Proconsuls oder Prätors vor, wenn diese nach ihrer Provinz abgiengen. Indessen wenn auch ihr Besuch dem Hause, welches sie aufnahm, beschwerlich fiel, so strebte man doch nach dieser kostspieligen Ehre, weil man daraus, daß man sich ihres Schutzes versicherte, tausend Vortheile zog. Cicero hatte Gastfreunde in allen großen Städten von Griechenland und Asien, und das waren fast immer die ersten Bürger. Selbst Könige, wie Dejotarus und Ariobarzanes, fühlten sich durch diesen Titel geehrt. Bedeutende Städte, Volaterrä, Atella, Sparta, Paphos beanspruchten alle Augenblicke seine Protection und lohnten sie durch öffentliche Ehrenbezeigungen. Er zählte ganze Provinzen, fast Nationen unter seiner Clientschaft, und seit der Angelegenheit des Verres zum Beispiel war er der Vertheidiger und Patron von Sicilien. Diese Gewohnheit dauerte über die Republik hinaus, und zur Zeit des Tacitus hatten die renommierten Redner noch Provinzen und Königreiche unter ihren Clienten. Das war der einzige Ruhm, welcher der Beredsamkeit blieb.

Es scheint mir, daß diese Einzelheiten uns vollständig erkennen lassen, wie das Leben eines bedeutenden Römers jener Zeit beschaffen war. Solange man sich begnügt, die wenigen Personen, die das, was man jetzt seine Familie nennt, ausmachen, zu erforschen, und so lange man ihn nur unter seiner Frau und seinen Kindern sieht, gleicht sein Leben ziemlich dem unsrigen. Die Empfindungen und Gefühle, welche das Fundament der menschlichen Natur sind, haben sich nicht geändert, und sie haben immer fast dieselben Consequenzen herbeigeführt. Die Sorgen, welche den häuslichen Heerd des Cicero störten, seine Freuden und Leiden sind uns

---

1) Ad Att., VI, 1.

nicht unbekannt; aber sobald man aus diesem beschränkten Kreise heraustritt, wenn man den Römer unter die Menge seiner Diener und Vertrauten stellt, dann zeigen sich die Unterschiede zwischen jener Gesellschaft und der unsrigen. Das heutige Leben ist einheitlicher und einfacher geworden. Wir besitzen nicht mehr den unermeßlichen Reichthum, noch die ausgedehnten Verbindungen, noch die Menge von Leuten, die mit unserm Glücksverhältnisse verknüpft sind. Was wir heut ein großes Gefolge nennen, wäre kaum für einen Commis der Steuerpächter, die die Staatssteuer in einer Provinzialstadt erhoben, ausreichend gewesen. Ein römischer großer Herr oder selbst ein reicher Ritter war mit so Wenigem nicht zufrieden. Wenn man an das Volk von Sclaven, welche sie in ihren Häusern und auf ihren Gütern hielten, an die Freigelassenen, die eine Art von Hof um sie bildeten, an die Menge von Clienten, die die Straßen von Rom, durch welche sie giengen, versperrten, an die Gastfreunde, die sie in der ganzen Welt hatten, an die Städte und Königreiche, die ihre Protection nachsuchten, denkt, dann erklärt man sich besser das Gewicht ihres Wortes, den Stolz in ihrer Haltung, die Fülle ihrer Beredsamkeit, die Würde ihres Anstandes, das Gefühl von ihrer persönlichen Wichtigkeit, das sie in allen ihren Handlungen und in allen ihren Reden erkennen ließen. Hierin besonders leistet uns die Lectüre von Cicero's Briefen einen großen Dienst. Indem sie uns eine Idee von jenen großen Existenzen, die wir nicht mehr kennen, geben, lassen sie uns besser die Gesellschaft jener Zeit begreifen.

Atticus.

Atticus.

Unter allen Freunden Cicero's unterhielt keiner einen längeren und regelmäßigeren Briefwechsel mit ihm als Atticus. Ihr Verhältnis dauerte ohne Unterbrechung und ohne daß eine Wolke dazwischen trat, bis zu ihrem Tode fort. Während der kürzesten Abwesenheit schrieben sie sich, und, wenn es möglich war, täglich mehr als einmal. Diese Briefe, bald kurz, um zu zeigen, daß einer stets an den andern dächte, bald lang und ausführlich, wenn die Ereignisse wichtiger waren, scherzhaft oder ernst, je nach den Umständen, worin man sich befand, und worüber man sich eiligst Mittheilung machte, diese Briefe enthielten die ganze Lebensgeschichte der beiden Freunde. Cicero hat diesen Briefwechsel vortrefflich charakterisiert, wenn er sagt: „Es war eine Unterhaltung zwischen uns beiden." Leider hören wir heut nur den einen von diesen beiden, und die Unterhaltung ist ein Monolog geworden. Bei der Veröffentlichung der Briefe seines Freundes hütete sich Atticus wohl, die seinigen hinzuzufügen. Ohne Zweifel wollte er nicht, daß man zu klar in sein Inneres hineinschauen könnte, und seine Klugheit suchte dem Publicum das Erkennen seiner geheimen Gedanken und den Zugang zu seinem innersten Leben zu entziehen; aber so sehr er sich auch verbergen will, der voluminöse Briefwechsel, den Cicero mit ihm unterhielt, reicht hin, um ihn kennen zu lernen, und mit Leichtigkeit macht man sich eine genaue Vorstellung von der Person, an welche die Briefe gerichtet sind. Diese Person ist unstreitig eine der merkwürdigsten aus einer bedeutungsvollen Zeit, und sie verdient es, daß man sich die Mühe gibt, sie mit einiger Aufmerksamkeit zu betrachten.

I.

Atticus war beim Ausbruche des Krieges zwischen Marius und Sulla zwanzig Jahre alt. Er sah die ersten Begebenheiten desselben in der Nähe und wäre beinahe ein Opfer desselben geworden; der Tribun Sulpicius, einer der Hauptführer der Volkspartei, sein Verwandter, wurde auf Befehl des Sulla mit seinen Anhängern und Freunden ermordet, und da Atticus viel mit ihm umgieng, so lief er damals einige Gefahr. Diese erste Gefahr führte eine Entscheidung für sein ganzes Leben herbei. Da er trotz seines Alters ein entschlossener und kluger Kopf war, so ließ er sich nicht niederschlagen, er überlegte und folgerte. Wenn er bis dahin einige Anwandlungen von politischem Ehrgeiz und das Streben nach Ehre gehabt hatte, so verzichtete er darauf ohne Bedauern, da er sah, um welchen Preis man sie manchmal erkaufen mußte. Er erkannte, daß ein Staat, in welchem man sich so mit Gewalt die Macht entriß, verloren sei, und daß er in seinen Untergang leicht alle diejenigen mit sich hineinreiße, die ihm gedient hätten. Er faßte daher den Entschluß, sich fern von den Staatsgeschäften zu halten, und seine ganze Politik bestand von nun an darin, daß er sich eine sichere, gefahrlose Stellung außerhalb der Parteien schuf.

Man fragte einmal Sieyès: „Was haben Sie während der Schreckensherrschaft gethan?“ — „Was ich gethan habe!“ antwortete er, „ich habe gelebt.“ Das war viel. Atticus hat noch weit mehr gethan. Er hat nicht allein während einer Schreckensherrschaft von einigen Monaten gelebt, sondern während einer Schreckensherrschaft von mehreren Jahren. Gleichsam als sollte er seine Klugheit und seine Geschicklichkeit auf die Probe stellen, wurde er in die unruhigste Zeit der Geschichte gestellt. Er hat drei Bürgerkriegen beigewohnt, er hat Rom viermal in der Gewalt von verschiedenen Herrn und bei jedem neuen Siege ein neues Blutbad gesehen. Er hat nicht zurückgezogen, ungekannt, in einer fernen Stadt, wo man

seiner vergäße, gelebt, sondern in Rom und vor Aller Augen. Alles trug dazu bei, die Augen auf ihn zu ziehen; er war reich, was ein genügender Grund zur Achtung war; er stand in dem großen Rufe eines Mannes von Geist; er gieng gern mit den Mächtigen um und wurde, wenigstens durch seine Verbindungen, als eine bedeutende Persönlichkeit angesehen. Dennoch wußte er allen Gefahren, die ihm seine Stellung und sein Vermögen bereiteten, auszuweichen, ja er fand ein Mittel, bei jeder der Umwälzungen, die ihn verderben zu müssen schienen, höher zu steigen. Jede Veränderung des Regime, die seine Freunde von der Höhe der Macht herabstürzte, verschaffte ihm einen größeren Reichthum und eine bessere Stellung, so daß er sich zuletzt ganz natürlich fast an der Seite des neuen Herrn befand. Durch welche wunderbare Geschicklichkeit, durch welche außerordentlich kluge Combinationen gelang es ihm, daß in einer Zeit, wo es so schwierig war, nur zu leben, er geehrt, reich und mächtig lebte? Das war ein sehr schweres Problem; er löste es folgendermaßen.

Bei dem ersten Blutbade, wovon er Zeuge gewesen war, hatte Atticus den Entschluß gefaßt, künftighin fern von den Staatsgeschäften und Parteien zu leben; aber das ist nicht so leicht, wie man versucht sein möchte zu glauben, und bei dem energischsten Willen gelingt es nicht immer. Wenn man auch noch so sehr versichert, man wolle neutral bleiben, die Welt beharrt dabei, Einem nach dem Namen, den man führt, nach den Traditionen seiner Familie, den persönlichen Verbindungen und den ersten Manifestationen seiner Vorzüge seinen Platze anzuweisen. Atticus erkannte, daß er, um dieser Art von Zwang zu einer öffentlichen Stellung zu entgehen, und um die öffentliche Meinung ganz von sich abzulenken, Rom verlassen und es auf lange Zeit verlassen müsse. Er hoffte durch dieses freiwillige Exil wieder völlig seiner selbst Herr zu werden und die Bande, die ihn gegen seinen Willen noch an die Vergangenheit knüpften, zu zerreißen. Aber wenn er sich den Augen seiner Mitbürger entziehen wollte, so wünschte er doch nicht von Jeder-

mann vergessen zu sein. Er gedachte zurückzukehren, er wollte aber nicht wie ein Fremder, den man nicht mehr kennt, heimkehren und das Angenehme seiner ersten Freundschaften verlieren. Auch wählte er zu seinem Aufenthalte nicht ein fernes Gut in einer unbekannten Provinz, oder irgend eine von den unbekannten Städten, auf welche das römische Volk niemals seine Augen richtete. Er zog sich nach Athen zurück, das heißt nach der einzigen Stadt, die einen großen Ruf bewahrt hatte, und die noch jetzt bei den Völkern Rom gegenüber in Bewunderung stand. Da erwarb er sich durch einige wohl angebrachte Freigebigkeiten sogleich Jedermanns Zuneigung. Er vertheilte Getreide an die Bürger, er lieh dieser Stadt der Schöngeister, deren Finanzen immer beschränkt waren, Geld ohne Zinsen. Er that mehr, er kitzelte die Athenienser bei ihrer empfindlichsten Stelle. Er wagte es zuerst unter allen Römern, seinen Geschmack an den Künsten und Wissenschaften Griechenlands offen zu erklären. Bis dahin war es bei seinen Landsleuten Sitte, die griechischen Musen in der Stille zu achten und zu pflegen, öffentlich aber darüber zu spotten. Selbst Cicero, der sonst bei so vielfacher Gelegenheit diesem thörichten Vorurtheile entgegentrat, wagte nicht sich den Anschein zu geben, als ob er den Namen eines großen Bildhauers zu genau wisse; Cicero aber war ein Staatsmann, dem es zustand, wenigstens momentan jene stolze Verachtung der andern Völker zu zeigen, die zum Theil das, was man die römische Würde nannte, bekundete. Dieser nationalen Schwäche mußte man schmeicheln, wenn man dem Volke gefallen wollte. Atticus, der gar nicht daran dachte, etwas von ihm zu verlangen, war freier; auch scherzte er ganz offen über diese Sitte. Gleich nach seiner Ankunft fieng er an griechisch zu sprechen und zu schreiben, ohne Scheu die Werkstätten der Bildhauer und Maler zu besuchen, Statuen und Gemälde zu kaufen und Werke über die schönen Künste zu verfassen. Die Athenienser waren ebenso entzückt als überrascht, einen von ihren Siegern ihren Lieblingsgeschmack theilen und so gegen die ungerechte Geringschätzung der Andern protestieren zu sehen. In ihrer Dank-

barkeit, die sich, wie man weiß, immer sehr lebhaft äußerte, überhäuften sie den Atticus mit Schmeicheleien jeder Art. Man faßte ihm zu Ehren Beschlüsse auf Beschlüsse; man trug ihm alle Ehrenämter der Stadt an; man wollte ihm sogar Bildsäulen errichten. Atticus bemühte sich Alles zurückzuweisen; aber die Wirkung war hervorgebracht, und das Gerücht von einer so großen Popularität verfehlte nicht nach Rom zu gelangen, denn die jungen Leute vornehmer Familien, welche nach Griechenland kamen, um ihre Bildung zu vollenden, hatten es dahin gebracht. Auf diese Weise verlor der Name des Atticus nichts durch seine Abwesenheit; die Leute von Geschmack unterhielten sich von diesem aufgeklärten Freund der Künste, der sich selbst zu Athen hervorgethan hatte; und während dieser Zeit kamen die Meisten, da sie ihn nicht mehr sahen, davon ab, ihn einer politischen Partei zuzuweisen.

Das war der erste Schritt.. Es blieb aber noch ein wichtigerer zu thun übrig. Atticus hatte frühzeitig erkannt, daß, um unabhängig zu sein, die erste Bedingung ist, Reichthum zu besitzen. Diese allgemeine Wahrheit war in jener Zeit noch evidenter, als irgend wann. Wie Viele sind es, deren Verhalten während der Bürgerkriege sich nur aus ihrem Vermögensstande erklären läßt. Um in Cäsar's Dienst, den er nicht liebte, zu treten, hatte Curio nur ein einziges Motiv, das Drängen seiner Gläubiger; und Cicero selbst führt unter den Hauptgründen, die ihn zurückhalten, sich in das Feldlager des Pompejus zu begeben, wohin ihn alle seine Sympathien ziehen, das Geld auf, das Cäsar ihm geliehen hatte, und das er ihm nicht wieder erstatten konnte. Um solchen Unannehmlichkeiten zu entgehen, und um seine volle Freiheit zu erhalten, faßte Atticus den Entschluß, reich zu werden, und er wurde es. Es ist, glaube ich, von Interesse, hier auf einige Einzelnheiten einzugehen, um erkennen zu lassen, wie man in Rom reich wurde. Sein Vater hatte ihm ein nur mäßiges Vermögen, 2 Millionen Sesterzen (400,000 Fr.) hinterlassen. Als er Rom verließ, verkaufte er fast alle seine Familiengüter, um nichts zurückzulassen,

was die Proscriptoren verlocken könnte, und kaufte sich in Epirus an, in jenem heerdenreichen Lande, wo der Boden so ergibig war. Es ist wahrscheinlich, daß er nicht theuer kaufte. Mithridates hatte Griechenland verwüstet, und da dort kein Geld mehr vorhanden war, so wurde Alles sehr wohlfeil verkauft. Unter geschickten Händen kam das Gut schnell auf. Jedes Jahr wurden Ländereien von den ersparten Einkünften zugekauft, und Atticus wurde zuletzt ein großer Grundbesitzer in dem Lande. Aber ist es wahrscheinlich, daß er sein Vermögen einzig von der guten Verwaltung seiner Ländereien erhielt? Ihm wäre es lieb gewesen, wenn man es geglaubt hätte, um darin dem Cato und den alten Römern zu gleichen. Aber unglücklicher Weise verrieth es sein Freund Cicero. Wenn man die offenherzigen Briefe liest, so erkennt man bald, daß Atticus viele andere Mittel besaß sich zu bereichern, als den Verkauf seines Getreides und seiner Heerden. Dieser geschickte Landwirth war zugleich ein gewandter Geschäftsmann, der in allen Geschäften Glück hatte. Er verstand es vortrefflich, nicht allein aus der Dummheit Anderer Nutzen zu ziehen, was ganz gewöhnlich ist, sondern selbst aus dem, was ihm Vergnügen machte, und sein Talent bestand darin, sich zu bereichern, wo Andere sich ruinieren. Man weiß z. B., daß er schöne Bücher sehr liebte. Das war damals so wie heut zu Tage eine sehr kostspielige Manie; er verstand es, dies zu einer Quelle ansehnlicher Vortheile zu machen. Er hielt eine große Anzahl von geschickten Copisten, die er selbst ausbildete; nachdem er diese für sich hatte arbeiten lassen, und wenn seine Leidenschaft befriedigt war, ließ er sie für Andere arbeiten und verkaufte dem Publicum sehr theuer die Bücher, die sie copierten. So wurde er ein wahrer Verleger für Cicero; und da die Werke seines Freundes sich sehr gut verkauften, so kam es, daß diese Freundschaft, die für ihn eine Herzensfreude war, für sein Vermögen sehr einträglich wurde[1]). Gegen dieses Geschäft konnte man, streng genommen,

1) Ausführlicher ist darüber in einer Abhandlung in der Revue archéologique, „Atticus, éditeur de Cicéron“, von mir gesprochen.

nichts haben, und es war einem Freunde der Wissenschaften nicht verboten, Buchhändler zu sein; aber Atticus hat sich auch in viele andere Geschäfte eingelassen, die ihm hätten mehr widerstehen müssen. Da er den Erfolg sah, den die Gladiatorenkämpfe überall hatten, und da es kein Fest mehr ohne eine von diesen Metzeleien gab, so kam er auf den Gedanken, Gladiatoren auf seinen Gütern zu halten. Er ließ sie sorgfältig in der Kunst mit Grazie zu sterben unterrichten und vermiethete sie den Städten, die sich ergetzen wollten, zu einem hohen Preise[1]). Man muß zugestehen, daß dies Geschäft für einen gelehrten und gescheidten Mann nicht paßt; aber man verdiente viel dabei, und die Klugheit des Atticus war willfährig, sobald ein anständiger Gewinn zu machen war. Ferner war er, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot, ein Banquier und lieh zu hohen Zinsen, wie die großen Herren von Rom ohne große Bedenklichkeit thaten. Nur gebrauchte er dabei etwas größere Vorsicht, als die Andern, und suchte so wenig wie möglich in den Geschäften, welche er machte, persönlich aufzutreten; er besaß ohne Zweifel in Italien und in Griechenland sehr geschickte Agenten, die seine Capitalien arbeiten ließen. Seine Verbindungen erstreckten sich über die ganze Welt; man kennt Schuldner von ihm in Macedonien, Epirus, Ephesus, auf Delos, fast überall. Er lieh den Privatpersonen; er lieh auch den Städten, aber ganz im Geheimen; denn dieser Erwerbszweig war damals ebenso wenig geachtet, als er einträglich war, und die Leute, welche ihn betrieben, galten nicht für honnet, noch für gewissenhaft. Darum wollte auch Atticus, der eben soviel auf seinen Ruf wie auf sein Vermögen gab, Niemanden erfahren lassen, daß er diese Art von Gewinn nicht von sich wies. Er verhehlte es sorgfältig selbst vor seinem Freunde Cicero, und wir würden heut nichts davon wissen, wenn er bei diesem gewagten Geschäfte nicht einige Verluste erlitten hätte. Wenn man auch gewöhnlich großen Vortheil daraus zog, so setzte man sich dagegen

1) Ad Att., IV, 4 u. 8.

auch manchen Gefahren aus. Nach einer zweihundertjährigen römischen Herrschaft waren alle verbündeten und alle Municipal-Städte, besonders die von Asien, vollständig zu Grunde gerichtet. Sie hatten alle weniger Einnahmen, als Schulden, und die Proconsuln in Verbindung mit den Steuerpächtern beraubten sie zuletzt so ganz und gar ihrer Hilfsquellen, daß den Gläubigern, wenn sie sich nicht beeilten, nichts mehr zu nehmen übrig blieb. Dies begegnete einmal dem Atticus trotz seiner Umsicht. Man sieht, daß ihn Cicero in einem seiner Briefe wegen seiner Belagerung von Sicyon aufzieht[1]); es war augenscheinlich die Belagerung einiger widerspenstigen Schuldner; Atticus hat nie andere Feldzüge gemacht. Uebrigens fiel dieser unglücklich für ihn aus. Während er so gegen diese unglückliche verschuldete Stadt zu Felde zog, erbarmte sich ihrer der Senat und schützte sie durch ein Decret gegen ihre zu harten Gläubiger, so daß Atticus, der mit fliegenden Fahnen aus Epirus als Eroberer abgezogen war, wie Cicero sagt, gezwungen wurde, als er unter den Mauern angekommen war, den Sicyoniern durch Bitten und Schmeicheleien einiges Geld abzupressen (nummulorum aliquid)[2]). Man muß jedoch glauben, daß Atticus bei der Anlegung seiner Gelder gewöhnlich glücklicher war, und seine wohl bekannte Klugheit gibt uns die Gewißheit, daß er zahlungsfähigere Schuldner auszuwählen verstand. Gewiß ist, daß ihn alle diese Geschäfte, die er machte, sehr bald zu einem reichen Mann würden gemacht haben; aber er hatte es nicht einmal nöthig, sich viel Mühe zu geben, und während er so geschickt arbeitete, sich ein Vermögen zu erwerben, fiel es ihm andrerseits vollständig in den Schooß. Er hatte einen Oheim, Q. Cäcilius, der für den fürchterlichsten Wucherer in Rom, wo so viele waren, galt, und der seinen nächsten Verwandten, noch dazu aus besonderer Gefälligkeit, nur zu einem Procent monatlich lieh. Es war ein harter, gefühlloser Mensch, der sich Jedermann so verhaßt gemacht hatte, daß man das Volk an

1) Ad Att., I, 13. — 2) ib., I, 19.

seinem Begräbnistage nicht zurückhalten konnte, seinen Leichnam zu beschimpfen. Atticus war der Einzige, der ein Mittel gefunden hatte, auf gutem Fuße mit ihm zu leben. Cäcilius adoptierte ihn durch sein Testament und hinterließ ihm den größten Theil seines Vermögens, 10 Millionen Sesterzen, etwas über 2 Millionen Fr. Nun war sein Glück gemacht, er war von Niemandem abhängig und konnte leben, wie er wollte.

Aber stand nicht zu befürchten, daß, wenn er nach Rom zurückkehrte, sein Entschluß, sich allen Verbindlichkeiten zu entziehen, übel aufgenommen werden würde? Um sich außerhalb der Parteien zu halten, konnte er Indifferenz oder Angst ehrenhafter Weise nicht vorschützen, er mußte einen triftigeren Grund haben, und einen solchen, der Anerkennung fand. Eine philosophische Schule gab ihn ihm. Die Epicuräer, die der Bequemlichkeit des Lebens Alles opferten, sagten, es wäre gut, öffentliche Aemter zu fliehen, um den Plackereien, welche sie mit sich brächten, aus dem Wege zu gehen. „Sich nicht mit Politik beschäftigen," war ihre Lieblingsmaxime. Atticus bekannte sich zu den Epicuräern. Nun hatte sein Zurücktreten einen plausibeln Vorwand, nämlich die treue Anhänglichkeit an seine Secte; und wenn man ihn tadelte, so fiel auf die ganze Schule der Tadel, der für jeden Einzelnen gering war. War Atticus wirklich ein wahrer und vollständiger Epicuräer? Das ist eine Streitfrage unter den Gelehrten; der Charakter der Person gestattet eine leichte Lösung derselben. Man würde ihn schlecht kennen, wenn man annehmen wollte, daß er sich, worin es auch sein mag, gewissenhaft einer Schule anschloß und sich als einen treuen Schüler derselben bekannte. Er hatte sie alle zu dem Vergnügen, welches dieses Studium seinem wissensdurstigen Geiste gewährte, studiert, aber er dachte nicht daran, sich sclavisch ihren Systemen zu unterwerfen. Er hatte in der epicuräischen Moral ein Princip gefunden, das ihm zusagte, und er hatte dies angenommen, um sein politisches Benehmen zu rechtfertigen. Um den Epicurus selbst und dessen Doctrin bekümmerte er sich sehr wenig, und er war bereit, unter

dem ersten besten Vorwande von ihm abzugehen. Das zeigt Cicero auf eine sehr hübsche Weise in einer Stelle seines Buches „von den Gesetzen". Er hat sich in diesem Werke dargestellt, wie er sich an den Ufern des Fibrenus unter dem lieblichen Schatten von Arpinum mit dem Atticus unterhält. Da er den Ursprung der Gesetze bis auf die Götter zurückführen will, so muß er zuvörderst begründen, daß die Götter sich um die Menschen bekümmern, was die Epicuräer leugneten. Darauf wendet er sich an seinen Freund und sagt ihm: „Gibst du mir zu, Pomponius, daß die ganze Natur nach Vernunft, nach gesetzmäßiger Gewalt, mit Ueberlegung, durch den Willen eines höchsten Wesens regiert wird? Denn wenn du dies nicht zugibst, so muß ich vor Allem damit beginnen, es zu beweisen." — „Ja, ich gebe es dir zu, wenn du es verlangst, denn bei diesem Gesange der Vögel und dem Rauschen des Wassers wird, denke ich, mich keiner meiner Mitschüler hören können [1])." Das ist ein sehr nachgibiger Philosoph, und die Schule wird von einem Adepten, der sie verläßt, sobald er sicher ist, daß man es nicht erfahren wird, keinen großen Vortheil haben. Hierin erkennt man deutlich des Atticus Charakter. Sich enschieden zu einer Meinung bekennen, heißt sich verpflichten, sie zu vertheidigen, heißt bereit sein, für sie zu streiten. Nun sind die philosophischen Kämpfe, wenn auch nicht blutig, doch nicht weniger heftig, als die andern; es ist aber doch ein Kampf, und Atticus will in allen Dingen den Frieden, wenigstens für sich. Es ist interessant, die Stellung, welche Cicero ihm in den philosophischen Dialogen, wo er ihn einführt, anweist, näher zu betrachten. Im Allgemeinen debattiert er nicht, er fordert zur Debatte heraus. Wißbegierig und unersättlich, fragt er, forscht er immer; er regt zur Antwort an, er erhebt Einwürfe,

1) De leg., I, 7. Er bleibt der Rolle eines Liebhabers der Philosophie noch treu, wenn er weiterhin (I, 21) sagt, daß ihn Antiochus einige Schritte in die Akademie hat thun lassen, deduxit in Academiam perpauculis passibus. Er ließ sich nie tiefer ein.

ermuntert die Streitenden, und inzwischen freut er sich im Stillen an dem Streite, ohne sich je in denselben einzulassen. Gerade ebenso verfährt er in Betreff der Politik.

Atticus blieb dreiundzwanzig Jahre fern von Rom; er besuchte es nur in sehr langen Zwischenräumen und hielt sich daselbst gewöhnlich nur kurze Zeit auf. Als er glaubte, daß er sich durch seine lange Abwesenheit von den Banden, die ihn an die politischen Parteien knüpften, ganz frei gemacht hätte, als er seine Unabhängigkeit und ein bedeutendes Vermögen erworben, als er sich gegen alle Vorwürfe, die man seinem Verhalten machen konnte, gesichert hatte, indem er kluger Weise seine philosophische Ueberzeugung vorschützte, da dachte er ernstlich daran, für immer wieder nach Rom zurückzukehren und dort seine unterbrochene Lebensweise wieder aufzunehmen. Er wählte zu seiner Rückkehr einen Zeitpunkt, wo Alles ruhig war, und kam, gleichsam, als wolle er mit seiner Vergangenheit vollständig brechen, mit einem neuen Beinamen, mit dem man ihn nun gewöhnlich bezeichnete, zurück. Der Name Atticus, den er aus Athen mitbrachte, schien ganz klar anzuzeigen, daß er nur noch den Wissenschaften und dem Genuß der Künste leben wollte.

Von diesem Augenblicke an hielt er sich theils in Rom, theils auf seinen Landgütern auf. Er brachte im Stillen seine Bankgeschäfte, von denen einige noch nicht abgewickelt waren, ins Reine und arrangierte sich, um dem Publicum die Quellen seines Reichthums zu verbergen. Er behielt fast nur noch seine Grundstücke in Epirus und seine Häuser zu Rom, die ihm viel einbrachten, und deren Ertrag er offen angeben konnte. Sein Vermögen wuchs noch mehr bei der Art und Weise, wie er es verwaltete. Außerdem besaß er keine von den Schwächen, die es in Gefahr bringen konnten, keine Neigung zu kaufen oder zu bauen; er besaß keine von den splendiden Villen vor Roms Thoren, oder am Meere, deren Unterhaltung den Cicero zu Grunde richtete. Zwar gab er noch zuweilen Darlehne, aber wie es scheint, mehr um gefällig zu sein, als um sich zu bereichern. Uebrigens sah er darauf, daß er nur

sicheren Personen lieh, und zeigte sich am Zahlungstage ohne Mitleid. Diese Handlungsweise, sagte er, geschehe in ihrem Interesse; denn wenn man ihre Nachlässigkeit dulde, so ermuthige man sie, selbst sich zu ruinieren. Er genierte sich durchaus nicht, diejenigen, bei denen sein Geld irgend wie Gefahr laufen könnte, selbst seine nächsten Verwandten, abzuweisen. So sagt Cicero, als er ihm einmal schrieb, daß ihr gemeinsamer Neffe, der junge Quintus, ihn besucht und versucht habe, durch die Schilderung seiner unglücklichen Lage sein Mitleid zu erregen: „Da nahm ich etwas von deiner Beredsamkeit an; ich antwortete nicht.“ Das Mittel war gut, und Atticus hat es mehrmals bei seinem Schwager und seinem Neffen, die immer ohne Geld waren, anwenden müssen. Er selbst hatte es verstandeu, sich mit wenigen Mitteln eine schöne Existenz zu verschaffen. In seinem Hause auf dem Quirinal, welches mehr geräumig und bequem im Innern als schön von Außen war, und welches er fast gar nicht ausbesserte, lebte er unter den Kunstgegenständen, die er in Griechenland sich ausgesucht, und den wissenschaftlich gebildeten Sclaven, für deren Ausbildung er selbst Sorge getragen hatte, und um die ihn Jeder beneidete. Er lud oft die geistreichen Römer zu Tische bei sich ein, wo, wie es scheint, die gelehrtesten Gespräche geführt wurden. Sein Munifizenz kostete ihm nicht viel, wenn es wahr ist, wie Cornelius Nepos, der seine Rechnungen gesehen hatte, sagt, daß er nur 3000 Asse (150 Fr.) monatlich für seinen Tisch ausgab[1]. Cicero, immer etwas indiscret, erzählt, daß man ganz gewöhnliche Gemüse auf sehr kostbaren Schüsseln dabei auftrug[2]. Doch was thut das? Jedermann schätzte sich glücklich, zu diesen ausgewählten Gesellschaften zugezogen zu werden, wo man den Atticus reden und die schönsten Werke Cicero's, ehe sie veröffentlicht wurden, vorlesen hörte, und man

1) T. Pomp. Att., 13. Alle die vorher angegebenen Einzelnheiten sind aus der Lebensbeschreibung des Atticus von Cornelius Nepos. — 2) Ad Att., VI, 1.

kann sagen, daß alle die bedeutendsten Männer jenes so großen Jahrhunderts eine besondere Ehre darein setzten, in dem Hause auf dem Quirinal Zutritt zu haben.

II.

Das größte Glück des Atticus, um das man ihn am meisten beneiden möchte, bestand darin, daß er so viele Freunde besaß. Darauf gab er sehr viel. Sowie er nach Rom zurückgekehrt war, sieht man ihn bemüht, sich mit Jedermann gut zu stellen, und sich jedes Mittels bedienen, um den Leuten aller Parteien zu gefallen. Seine Geburt, sein Vermögen, die Art und Weise, wie er dasselbe erworben, brachte ihn den Rittern nahe. Diese reichen Staatspächter waren seine natürlichen Freunde, und er erhielt bald ein großes Ansehen unter ihnen; aber er war nicht weniger befreundet mit den Patriziern, die gewöhnlich Alles, was nicht zu ihrer Kaste gehörte, geringschätzig behandelten. Um dieselben für sich zu gewinnen, hatte er den sichersten Weg eingeschlagen, nämlich ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Er benutzte seine historischen Kenntnisse, um ihnen beifällige Genealogien anzufertigen, bei denen er sich viele Unwahrheiten mit zu Schulden kommen ließ, und unterstützte mit seinen Kenntnissen ihre wunderbarlichsten Prätensionen. Dies Beispiel zeigt uns schon, wie vortrefflich er die Welt kannte, und den Vortheil, den er daraus zog, wenn er Jemandes Freundschaft gewinnen wollte. Man braucht nur auf die Beschaffenheit der Dienste, die er Jedem erwies, zu sehen, und man wird ahnen, was für ein tiefer Beobachter er sein mußte, und was für ein Talent er besaß, um die Leute bei ihrer schwachen Seite anzufassen und Nutzen daraus zu ziehen. Er hatte dem Cato den Vorschlag gemacht, sich während seiner Abwesenheit seiner Angelegenheiten in Rom anzunehmen, und Cato hatte sich dem gern unterzogen. Ein Verweser von solchem Verdienste war für einen Mann, dem sein Vermögen so sehr am Herzen lag, nicht zu verachten. Er hatte den eiteln

Pompejus dadurch gewonnen, daß er die Auswahl von schönen Statuen in Griechenland für die Ausschmückung des Theaters, welches derselbe bauen ließ, besorgte[1]). Da er wohl wußte, daß Cäsar für dieselbe Art von Schmeicheleien nicht zugänglich war, und daß, um ihn an sich zu ziehen, reellere Dienstleistungen nöthig waren, so borgte er ihm Geld[2]). Natürlicher Weise suchte er vorzugsweise die Parteiführer zu gewinnen; aber er vernachlässigte ebenso wenig die Andern, wenn sie ihm von Nutzen sein konnten. Er unterhielt sorgfältig die Freundschaft mit Balbus und Theophanes, den Vertrauten des Cäsar und Pompejus; er machte sogar öfter dem Clodius und seiner Schwester Clodia einen Besuch, sowie andern Personen zweideutiges Rufes. Da er kein so enges Gewissen, wie Cato, noch so starke Abneigungen, wie Cicero, hatte, so schloß er sich Jedermann an; seine Freundlichkeit erstreckte sich überall hin; er sagte jedem Alter, allen Charakteren zu. Cornelius Nepos bemerkt mit Verwunderung, daß er, obgleich noch sehr jung, den alten Sulla entzückte und in seinem hohen Alter dem jungen Brutus äußerst zu gefallen wußte. Unter allen diesen Freunden, die so verschieden an Charakter, Stellung, Meinungen und Alter waren, unterhielt Atticus ein gemeinsames Band. Er gieng beständig von dem einen zu dem andern wie ein Friedensbote und suchte sie einander näher zu bringen und zu vereinigen; denn es war, sagt Cicero, seine Gewohnheit, Freundschaften zu schließen[3]). Er verscheuchte den Argwohn und die Vorurtheile, die sie hinderten, sich kennen zu lernen; er erweckte in ihnen das Verlangen sich zu sehen und sich aneinander anzuschließen, und wenn sich später eine Differenz zwischen ihnen erhob, so wurde er ihr Vermittler und veranlaßte gegenseitige Erklärungen, die das frühere Freundschaftsband wieder schlossen. Sein Meisterstück hierin ist, daß es ihm gelang, den Hortensius und Cicero auszusöhnen, und daß diese

1) Ad Att., IV, 9. — 2) ib., VI, 1. — 3) ib., VII, 8. Soles conglutinare amicitias.

trotz der heftigsten Eifersucht, die sie trennte, mit einander freundlich verkehrten. Welche Mühe mußte es ihm kosten, diese beiden reizbaren eiteln Männer zu beschwichtigen, die stets bereit waren, sich gegen einander zu erhitzen, und die das Schicksal mit besonderer Freude immer mehr gegen einander aufregte, indem es sie fortwährend einander gegenüber stellte.

Alle diese Verbindungen des Atticus waren gewiß keine wahre Freundschaften. Mit vielen dieser Personen gieng er nur um, damit seine Sicherheit oder sein Vermögen dabei gewinne. Dagegen wurden auch Andere, und die Zahl derselben war nicht unbedeutend, seine wahren Freunde. Um die bedeutendsten unter ihnen zu erwähnen, so hat Cicero Niemanden so wie ihn geliebt; Brutus erwies ihm bis zu Ende ein rückhaltloses Vertrauen, und an dem Tage vor Philippi schrieb er ihm noch, was er auf seinem Herzen hatte. Es sind zu viele glänzende Beweise von diesen beiden erhabenen Freundschaften vorhanden, als daß man sie in Zweifel ziehen könnte, und man muß eingestehen, daß er zweien der edelsten Seelen jener Zeit eine große Zuneigung einzuflößen verstanden hat. Von vornherein ist man darüber ganz erstaunt. Seine kluge Zurückhaltung, der offen ausgesprochene Entschluß, keine Verpflichtung einzugehen, um allen Gefahren zu entrinnen, mußten, wie es scheint, beherzte Männer, die ihr Vermögen und ihr Leben ihren Meinungen zum Opfer brachten, von ihm fern halten. Wodurch hat er dennoch dieselben an sich zu fesseln gewußt? Wie hat ein Mann, der so mit sich beschäftigt, so um sein eigenes Interesse besorgt war, die Annehmlichkeiten der Freundschaft, die zunächst Hingebung und Selbstverleugnung zu erfordern scheinen, in so reichem Maße genießen können? Wodurch ist es ihm gelungen, die Moralisten Lügen zu strafen, die behaupten, der Egoismus sei der Tod wahrer Zuneigung[1])?

---

1) Das ist der Ausspruch des Tacitus: pessimum veri affectus venenum sua cuique utilitas.

Das ist ebenfalls ein Problem wie so viele andere, woran das Leben des Atticus reich ist, und dieses Problem ist am schwierigsten zu lösen. Aus der Ferne betrachtet, selbst durch die Lobsprüche des Cicero hindurch, erscheint Atticus nicht anziehend, und man möchte ihn gerade nicht zu seinem Freunde wählen. Und doch ist es gewiß, daß diejenigen, welche in seiner Nähe gelebt, ihn nicht so wie wir beurtheilt haben. Man liebte ihn, und man fühlte sich von vornherein hingezogen, ihn zu lieben. Das allgemeine Wohlwollen, welches er einflößte, der Eigensinn, mit welchem Jedermann seine Fehler entweder nicht sehen wollte, oder sie verzieh, die innigen Freundschaften, die er hervorrief, sind Zeugnisse, denen man nichts entgegenstellen kann, so sehr sie uns auch überraschen. Es lag also in dieser Persönlichkeit etwas Anderes, als was wir darin zu sehen vermeinen, und er muß eine für uns unerklärbare Anziehungskraft besessen haben, die nur ihm eigen war, und die mit ihm verschwunden ist. Daher ist es uns nicht mehr möglich, vollständig zu begreifen, wie er auf eine so seltsame Weise alle seine Zeitgenossen gleich beim ersten Anblick für sich einzunehmen vermochte. Jedoch kann man es sich denken, und die Schriftsteller, die ihn gekannt haben, vor allen Cicero, lassen einige von den glänzenden oder soliden Eigenschaften, durch welche er diejenigen, welche sich ihm nahten, gewann, durchblicken. Ich will sie nach deren Zeugnis angeben, und wenn sie noch nicht hinzureichen scheinen, um die Zahl und die Wärme seiner Freundschaften vollständig zu rechtfertigen, so muß man sich den ganz persönlichen Reiz hinzudenken, den man jetzt unmöglich erklären oder auffinden kann, weil er mit ihm gänzlich entschwunden ist.

Zuvörderst besaß er viel Geist, was Alle zugestehen, und zwar einen Geist, der ganz besonders dazu geeignet war, diejenigen, mit welchen Atticus umgieng, zu entzücken. Er war nicht einer von den angenehmen und gefälligen Menschen, welche einen Augenblick bei einem vorübergehenden Zusammensein gefallen, die aber keine geistigen Mittel und Schätze für eine längere Verbindung besitzen. Er war wissenschaftlich sehr gebildet und von solidem Wissen; nicht

daß er ein eigentlicher Gelehrter war, diese Eigenschaft ist keine große Empfehlung in den geselligen Kreisen, und Cicero fand, daß Männer, wie Varro, wahre Brunnen von Gelehrsamkeit, nicht immer angenehm in Gesellschaft sind; auch erzählt er, daß, als Varro ihn auf seinem Tusculum besuchte, er ihm den Rock nicht zerriß, um ihn zurückzuhalten[1]). Aber Atticus hatte sich, ohne eigentlich gelehrte Studien zu treiben, mit Allem beschäftigt, mit den schönen Künsten, mit der Poesie, der Grammatik, der Philosophie und Geschichte. Ueber alle diese Disciplinen hatte er richtige, oft originelle Ideen; er konnte, ohne sich Blößen zu geben, mit den Gelehrten disputieren, und diejenigen, welche es nicht waren, lernten immer von ihm irgend etwas Neues, was sie noch nicht wußten. Pascal hätte ihn einen fein gebildeten Mann genannt; er war in jedem Fache ein intelligenter und aufgeklärter Dilettant. Nun aber sind aus mehreren Gründen die Kenntnisse, die ein Dilettant besitzt, in gesellschaftlichen Kreisen sehr gut angebracht. Fürs erste interessiert er sich, da er grundsätzlich ein tieferes Studium nicht verfolgt, für alles Merkwürdige; er kennt insbesondere alles Pikante und Neue, und das ist es gerade, was man in der gesellschaftlichen Welt gern wissen will. Alsdann hindert ihn gerade die Mannigfaltigkeit der Studien, die ihn locken, irgend eines zu erschöpfen; seine Neigung zieht ihn immer anders wohin, ehe er etwas vollständig ergründet hat. Daher kommt es, daß er Vielerlei weiß und immer innerhalb der Grenzen, worin sich die feine Gesellschaft so gern mit ihrem Wissen bewegt. Endlich hat der Dilettant das Eigenthümliche, daß er Alles mit Leidenschaft treibt, selbst das, womit er sich nur einen Augenblick beschäftigt. Da es ein ganz individueller Geschmack ist, der ihn zu seinen Studien führt, und da er diese nur soweit verfolgt, als sie ihn interessieren, so ist er in seiner Darstellung viel lebendiger, seine Sprache ist freier, origineller, folglich angenehmer, als die der Schulgelehrten, die die Gegenstände ex professo

1) Ad Att., XIII, 33.

betreiben. Eine solche Vorstellung muß man sich von dem Wissen des Atticus machen. Es war zu umfangreich, als daß die Unterhaltung mit ihm je monoton hätte werden können; es war nicht tief genug, so daß er nie Gefahr lief, langweilig zu werden; kurz es war ein lebendiges; denn wenn man Etwas mit Leidenschaft treibt, so ist es natürlich, daß man davon mit Interesse spricht. Das ist es, was dem Umgange mit ihm einen so hohen Reiz verlieh, und dadurch entzückte er die ernstesten und wenig entgegenkommenden Gemüther. Er war noch sehr jung, als ihn der alte Sulla, der keinen Grund hatte ihn zu lieben, in Athen traf. Er hörte ihn mit so großem Wohlgefallen lateinische und griechische Gedichte lesen und über Litteratur sprechen, daß er ihn nicht verließ und ihn mit aller Gewalt mit sich nach Rom zurückführen wollte. Lange Zeit nachher empfand Augustus dasselbe Entzücken; er wurde nicht müde, den Atticus reden zu hören, und wenn er nicht zu ihm gehen konnte, so schrieb er täglich an ihn, blos um Antworten von ihm zu erhalten und so gewissermaßen die langen Unterredungen, die ihm so großes Vergnügen machten, fortzusetzen.

Man kann sich also vorstellen, daß man sich gleich das erste Mal, wenn man diesem geistreichen Manne begegnete, durch die Annehmlichkeiten seiner Unterhaltung zu ihm hingezogen fühlte. Je näher man ihn kennen lernte, desto mehr andere treffliche Eigenschaften entdeckte man an ihm, welche diejenigen fesselten, die sein Geist angezogen hatte. In seinem Umgang war man durchaus sicher. Wiewohl er mit Leuten von sehr verschiedener Meinung in Verbindung stand, und er durch diese in das Geheimnis aller Parteien eingeweiht wurde, so hat man ihm nie den Vorwurf machen können, daß er irgend Jemanden verrathen habe. Ebenso wenig sieht man, daß er irgend einem seiner Freunde eine gegründete Veranlassung gegeben hat, sich von ihm zu trennen, und daß irgend eine von seinen Verbindungen anders, als durch den Tod getrennt worden ist. Dieser so sichere Umgang war zugleich sehr leicht. Niemand ist je nachsichtiger und umgänglicher gewesen. Er hütete sich sehr, Jemanden

durch sein anspruchsvolles Wesen zu ermüden oder ihn durch sein unfreundliches Benehmen zurückzustoßen. Man hatte bei seiner Freundschaft die Stürme, welche die Freundschaft zwischen Cicero und Brutus so oft störten, nicht zu fürchten. Es war vielmehr eine tiefe und ungestörte Innigkeit, die durch ihre regelmäßige Dauer von Tag zu Tag fester wird. Das war es, was insbesondere die von der geräuschvollen Thätigkeit betäubten und ermüdeten Staatsmänner entzücken mußte. Wenn sie aus dem Gewirr der Oeffentlichkeit heraustraten, dann waren sie glücklich, einige Schritte von dem Forum das friedliche Haus auf dem Quirinal zu finden, wohin das Getöse der Außenwelt nicht drang, und sich einen Augenblick mit dem geistreichen und von einer sich immer gleichbleibenden Geistesruhe erfüllten Manne zu unterhalten, der sie stets mit demselben Lächeln und derselben Freundlichkeit, bei welcher man sich so wohl fühlte, aufnahm.

Aber gewiß hat ihm nichts so viele Freunde erwerben können, als seine Dienstfertigkeit. Sie war unerschöpflich, und man konnte nicht sagen, daß sie interessiert war, weil er gegen alle Gewohnheit Viel gab und Nichts verlangte. Das ist ebenfalls einer von den Gründen, wodurch seine Freundschaften so fest wurden; denn diese Art von Austausch, worauf man mit Recht Ansprüche zu haben glaubt, die Vergleichung, welche man unwillkürlich anstellt zwischen den Dienstleistungen, die man erweist, und denen, die man empfangen hat, enden sehr häufig damit, daß sie die festesten Freundschaftsverhältnisse stören. Atticus, der das wohl wußte, hatte sich so gestellt, daß er Niemanden nöthig hatte. Er war reich, hatte nie einen Prozeß, erstrebte keine Ehrenstellen, so daß ein Freund, der gern die Dienste, die er von ihm erhalten hatte, wieder vergelten mochte, gar keine Gelegenheit dazu finden konnte. Man blieb sein Schuldner, und die Schuld wurde immer größer; denn er wurde nie müde nützlich zu sein. Es wird uns leicht, uns einen Begriff von dem Umfange dieser Gefälligkeit zu machen, sie in der Nähe und so zu sagen werkthätig zu erblicken, wenn wir einen kurzen Blick auf die

Dienste jeglicher Art, die er dem Cicero während ihrer langen innigen Freundschaft erwiesen hat, werfen. Cicero bedurfte sehr eines solchen Freundes, wie Atticus. Er gehörte zu den geistreichen Menschen, die nicht rechnen können; wenn man ihm seine Rechnungsbücher vorlegte, so hätte er gern wie sein Zögling Plinius der Jüngere geantwortet, er sei an eine andere Litteratur gewöhnt: aliis sum chartis, aliis literis initiatus. Atticus war sein Geschäftsführer; man kennt das Talent, das er hierin besaß. Er verpachtete Cicero's Güter sehr hoch, ersparte von den Einkünften, soviel er konnte, und bezahlte die dringendsten Schulden. Entdeckte er neue, so wagte er, seinen Freund auszuschelten, der ihm dann sogleich sehr demüthig antwortete, daß er sich in Zukunft besser einrichten würde. Atticus, der nicht sehr daran glaubte, suchte alsdann das Deficit zu decken. Er begab sich zu dem reichen Balbus oder den andern großen Banquiers in Rom, mit denen er in Geschäftsverbindung stand. Wenn die unglücklichen Zeitverhältnisse den Credit schwierig machten, so zögerte er nicht, er griff in seine eigene Tasche. Die, welche ihn kennen, werden diese Generosität nicht verdienstlos finden. Wollte Cicero ein Landgut kaufen, so ärgerte sich Atticus anfänglich darüber; aber wenn sein Freund davon nicht abstand, so gieng er schnell hin, um es zu besichtigen und über den Preis einig zu werden. Handelte es sich darum, eine elegante Villa darauf zu erbauen, so schickte ihm Atticus seinen Baumeister, verbesserte die Pläne und beaufsichtigte die Arbeiter. War das Haus gebaut, so mußte es ausgeschmückt werden; Atticus ließ Statuen aus Griechenland kommen. Er traf eine vortreffliche Auswahl hierin, und Cicero ist unerschöpflich in seinen Lobeserhebungen über die Hermathenen von pentelischem Marmor, die er ihm besorgt hat. In einer Villa des Cicero durfte selbstverständlich die Bibliothek nicht vergessen sein; wieder von Atticus kamen die Bücher. Er machte ein Geschäft in Büchern und reservierte die schönsten für seinen Freund. Waren die Bücher gekauft, so mußten sie aufgestellt werden; sogleich schickte Atticus seinen Bibliothekar Tyrannio mit seinen Gehilfen hin, die die Fächer

einrichteten, die losen Papyrusblätter leimten, die Rollen mit Etiquettes versahen und Alles so schön ordneten, daß Cicero voller Freude schrieb: „Seit Tyrannio meine Bücher in Ordnung gebracht hat, ist es, als ob mein Haus eine Seele bekommen hat[1]).“

Aber Atticus begnügte sich nicht mit diesen so zu sagen ganz äußeren Dienstleistungen; er drang in die Häuslichkeit ein, er kannte ihre Geheimnisse. Cicero hielt vor ihm Nichts verborgen und vertraute ihm ohne Rückhalt alle seine häuslichen Sorgen an. Er erzählte ihm von der Heftigkeit seines Bruders und den Thorheiten seines Neffen; er zog ihn in Betreff des Verdrusses, den ihm seine Frau und sein Sohn verursachten, zu Rathe. Als Tullia das Alter erreicht hat, daß für sie gesorgt werden muß, sucht Atticus einen Mann für sie. Der, welchen er vorschlug, war der Sohn eines reichen und ordentlichen Ritters. „Kehre,“ sagte er weislich zu Cicero, „kehre zu deiner alten Heerde zurück.“ Leider wollte man auf ihn nicht hören. Man zog dem reichen Finanzmann einen zu Grunde gerichteten vornehmen Herrn vor, der die Mitgift der Tullia durchbrachte und sie zwang ihn zu verlassen. Als Tullia vielleicht vor Gram starb, besuchte Atticus bei der Amme das kleine Kind, welches sie hinterlassen hatte, und trug dafür Sorge, daß es demselben an Nichts fehle. Zu derselben Zeit machte ihm Cicero mit seinen beiden Ehescheidungen viel zu schaffen. Nachdem er sich von seiner ersten Frau, Terentia, hatte scheiden lassen, bat er den Atticus, zu bewirken, daß sie zu seinen Gunsten ein Testament mache. Er ist es wieder, dem er den unangenehmen Auftrag gab, die zweite, Publilia, abzuweisen, als sie mit Gewalt in die Wohnung ihres Mannes, der Nichts mehr von ihr wissen mochte, zurückkehren wollte.

Das sind gewiß große Dienste; er erwies ihm noch andere zartere und schätzenswerthere. Ihm vertraute Cicero das, was ihm das Theuerste in der Welt war, seinen litterarischen Ruhm, an. Er theilte ihm seine Werke, sobald er sie geschrieben hatte, mit, ver-

---

1) Ad Att., IV, 8.

besserte sie nach seinem Rathe, erwartete sein Urtheil, um sie zu veröffentlichen. Auch behandelte er ihn wie einen Freund, dem man sein Herz ausschüttet, und dem man sich ganz eröffnet. Obgleich er sehr viel darauf hielt, daß man seine Worte ernst aufnahm, so trug er doch, wenn er sicher war, daß er nur von Atticus gehört wurde, kein Bedenken, über sich selbst und über seine Werke zu scherzen. Er führte ihn ohne Umstände in alle Geheimnisse der Kunst ein und zeigte ihm die Mittel, durch welche er den größten Beifall gefunden habe. „Dies Mal," sagte er scherzend zu ihm, „habe ich die ganze Salbenapotheke des Isokrates und alle Büchschen seiner Schüler verwendet[1])." Es gibt nichts Merkwürdigeres, als die Art und Weise, wie er ihm einmal einen seiner größten Erfolge auf der Rednerbühne erzählt. Es handelte sich darum, das wichtige Consulat zu verherrlichen, ein Gegenstand, in welchem er, wie man weiß, unerschöpflich war. An diesem Tage hatte er einen Grund, mit größerem Pomp als gewöhnlich zu sprechen. Pompejus war zugegen; nun hatte Pompejus die Schwäche, auf Cicero's Ruhm eifersüchtig zu sein. Die Gelegenheit war günstig, ihn wüthend zu machen; Cicero verabsäumte sie auch nicht. „Als die Reihe zu sprechen an mich gekommen war," schreibt er dem Atticus, „gute Götter, wie warf ich mich in die Brust! Welche Wonne fand ich daran, mich in Gegenwart des Pompejus, der mich mein Consulat nicht hatte rühmen hören, mit Lob zu überhäufen. Wenn mir je Perioden, kühne Wendungen, Dialektik und alle rednerische Figuren zu Gebote standen, so war es an jenem Tage. Was soll ich sagen, der Beifall war rauschend. Denn mein Thema war die Würde des Senatorstandes, die Einträchtigkeit mit dem Ritterstande, die Zustimmung Italiens, die abgestorbenen Ueberreste der Verschwörung, die wohlfeilen Zeiten, die innere Ruhe. Du kennst den Donner meiner Rede, wenn ich darauf komme. Er war so gewaltig, daß ich um so weniger davon spreche, weil ich glaube, daß du ihn bis zu dir gehört hast[2])." Es

1) Ad Att., II, 1. — 2) ib., I, 14.

ist unmöglich, in heiterer Weise über sich zu scherzen. Atticus lohnte sein Vertrauen durch die Mühe, welche er sich um den Erfolg der Werke seines Freundes gab. Da er sie hatte entstehen sehen, und da er sich mit ihnen, ehe sie dem Publicum bekannt geworden waren, beschäftigt hatte, so betrachtete er sich fast als ihren Vater. Er übernahm es, sie in die Welt zu schicken und für ihr Glück zu sorgen. Cicero sagt, daß Atticus das vortrefflich verstand, und es überrascht uns nicht. Das Mittel, welches er meistentheils gebrauchte, um eine gute Meinung von ihnen zu erwecken, war, daß er die schönsten Stellen daraus von seinen besten Vorlesern den geistreichen Männern, die er bei sich zu Tische hatte, vorlesen ließ. Cicero, der die gewöhnliche Einfachheit seines Tisches kannte, bittet ihn, es aus diesem Grunde doch nicht zu thun: „Wenn du mich lieb hast, lies mein Manuscript deinen Gästen vor, wenn sie heiter sind und gut gespeist haben, damit sie ihren Unmuth nicht an mir auslassen, wenn sie auf dich böse sind[1]).“

Es war natürlich, daß ihm Cicero für alle diese Dienste unendlich dankbar war; aber man würde ihn schlecht beurtheilen, wenn man annehmen wollte, daß er sich ihm nur wegen des Vortheils, den er davon hatte, angeschlossen habe. Er liebte ihn wahrhaft, und alle seine Briefe sind voll von Beweisen der aufrichtigsten Zärtlichkeit. Er war nur bei ihm glücklich; er wurde nie müde ihn zu besuchen; kaum hatte er ihn verlassen, so hatte er das sehnlichste Verlangen ihn wieder zu sehen. „Ich will nicht leben,“ schrieb er ihm, „wenn mir nicht nur mein Tusculanum, wo ich übrigens so gern bin, sondern die Inseln der Seligen nicht so viel werth sind, daß ich ganze Tage ohne dich leben möchte[2]).“ Wie großes Vergnügen es ihm auch machte, gefeiert, gepriesen, geliebkost zu werden, Schmeichler und Bewunderer um sich zu haben, er wandte sich mitten aus dieser Menge und diesem Gewirr immer wieder mit Schmerz an seinen abwesenden Freund. „So viele ihrer auch sein

1) Ad Att., XVI, 3. — 2) ib., XII, 3.

mögen, ich werde mich doch mehr allein fühlen, als wenn du nur da wärest[1])." Die ganze Gesellschaft besteht in der That aus politischen Freunden, die mit den Ereignissen wechseln, die ein gemeinsames Interesse zusammenführt, und die der Ehrgeiz trennt; unter ihnen ist Cicero genöthigt zurückhaltend und vorsichtig zu sein, und das ist für eine so offene Natur eine Marter. Dagegen kann er dem Atticus Alles sagen und sich ohne Zwang ihm anvertrauen. So sehnt er sich bei dem geringsten Schmerz, der ihn überkommt, nach dessen Gegenwart zurück. „Dich," schreibt er ihm, „erwarte ich, nach dir sehne ich mich, dich wünsche ich sehnlichst herbei; denn es ist so Vieles, was mich quält und ängstigt; das Alles glaube ich in einem traulichen Gespräche auf einem einzigen Spaziergange mit dir ausschütten zu können[2])." Man würde kein Ende finden, wenn man alle die freundlichen Worte, wovon der Briefwechsel voll ist, und in welchen sich das Herz ausdrückt, zusammenstellen wollte. Sie lassen nicht den geringsten Zweifel über Cicero's Gesinnungen; sie zeigen, daß er den Atticus nicht allein als einen der soliden und wahrhaften Freunde betrachtete, auf deren Unterstützung man rechnen kann, sondern auch, was noch mehr überrascht, als eine weiche und zarte Seele: „Du bist gewohnt, den Kummer für Alle zu tragen[3])."

Das gibt uns eine ganz andere Vorstellung von ihm, als wir uns gewöhnlich machen, und doch ist es gar nicht möglich, so bestimmten Zeugnissen zu widersprechen. Wie möchten wir behaupten, daß er nur eine zweifelhafte Zuneigung zu seinen Freunden hatte, wenn wir sehen, daß alle seine Freunde damit zufrieden sind? Haben wir das Recht mehr zu verlangen wie sie, und würden wir nicht Männer wie Brutus und Cicero beleidigen, wenn wir annähmen, daß sie so lange getäuscht worden sind, und daß sie es nie bemerkt haben? Andrerseits, wie ist es zu erklären, daß die Nachwelt, die nur nach den Zeugnissen, welche ihr die Freunde des

1) Ad Att., XII, 51. — 2) ib., I, 18. — 3) ib., XII, 14.

Atticus hinterlassen haben, urtheilt, sich aus diesen Zeugnissen selbst eine Meinung bildet, die ganz derjenigen, die sie von ihm hatten, entgegen ist? Offenbar, weil die Nachwelt und die Zeitgenossen bei ihrer Beurtheilung der Menschen nicht von demselben Gesichtspunkte ausgehen. Wir haben gefunden, daß sich Atticus, dessen Grundsatz war, sich in die öffentlichen Angelegenheiten nicht einzulassen, nicht gehalten glaubte, die Gefahren, die seine Freunde laufen könnten, weil sie sich damit abgegeben hatten, zu theilen. Er ließ ihnen ganz und gar die Ehre und die Gefahren davon. Zuvorkommend, gefällig, sich für sie aufopfernd, so lange sie auf der gewöhnlichen Bahn des Lebens blieben, zog er sich, wenn eine bedeutende politische Krisis, die sie in Gefahr brachte, eintrat, zurück und ließ sie allein sich derselben aussetzen. Wenn man nun die Thatsachen aus der Ferne betrachtet, und wenn man wie wir durch mehrere Jahrhunderte von ihnen geschieden ist, so erkennt man nur noch die wichtigsten Begebnisse, und besonders die politischen Revolutionen d. h. gerade die Verhältnisse, unter denen die Freundschaft des Atticus in den Schatten trat. Daher das strenge Urtheil, welches wir über dieselbe fällen. Aber die Zeitgenossen nahmen die Dinge anders auf. Diese großen Krisen sind am Ende nur seltene und vorübergehende Ausnahmen; ohne Zweifel werden die Zeitgenossen davon stark betroffen, aber doch noch weit mehr von den tausend kleinen Incidenzfällen, welche die Nachwelt nicht mehr bemerkt, und die in ihrer Aufeinanderfolge das alltägliche Leben aumachen. Nach den Liebesdiensten nun, die sich in jedem Augenblick, immer von Neuem zeigen, die gerade durch ihre Menge die Herzen gewinnen, beurtheilen jene die Freundschaft eines Menschen viel mehr, als nach einem besonders hervorstechenden Dienst, der ihnen bei einer von jenen großen und seltenen Gelegenheiten würde erwiesen sein. Darum war das Urtheil der Zeitgenossen über Atticus ein von dem unsrigen so sehr verschiedenes.

Was außer allem Zweifel ist und als ein charakteristischer Zug dieses Mannes angesehen werden muß, ist das Bedürfnis, das er

hatte, sich viele Freunde zu erwerben, und die Mühe, die er sich gab, sie an sich zu ziehen und zu fesseln. Man kann, wenn man will, einwenden, daß dies Bedürfnis nicht das Werk einer hochherzigen und sympathischen Natur war, daß es nicht daraus entsprang, was Cicero so schön „den Zug der Seele, die lieben will", nennt; aber selbst wenn man annimmt, daß er nur daran dachte, sein Leben zu beschäftigen und auszufüllen, so muß man doch anerkennen, daß das nicht das Zeichen einer gewöhnlichen Natur ist, es auf solche Weise auszufüllen. Dieser raffinierte Epicuräer, dieser Meister in der Kunst wohl zu leben, wußte, „daß das Leben nicht mehr lebenswerth ist, welches nicht in dem gegenseitigen Wohlwollen eines Freundes seine Ruhe findet[1])." Er hatte den Bewegungen der politischen Kämpfe, den Triumphen der Rede, der Lust an dem befriedigten Ehrgeize entsagt; aber dafür wollte er den ganzen Reiz eines beschaulichen Lebens genießen. Je mehr er sich zurückgezogen und sich demselben zugewendet hatte, desto wählerischer war er hinsichtlich der Freuden, die ein solches Leben gewähren kann; da er sich nur diese gelassen hatte, so wollte er sie vollständig genießen, sie schmecken, von ihnen leben. Er bedurfte der Freunde und unter diesen der größten Geister, der edelsten Seelen seiner Zeit. Seine Thätigkeit, die er anderswo nicht entfaltete, richtete er ganz und gar darauf, sich die Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu verschaffen, die Bossuet das höchste Gut des menschlichen Lebens nennt. Dieses Gut hat der glückliche Atticus selbst über sein eWünsche hinaus genossen, und die Freundschaft hat ihn für alle die Mühe, die er sich um sie gegeben hatte, reichlich belohnt. Die Freundschaft war seine einzige Leidenschaft; er hat sie ganz befriedigen können, und nachdem sie sein Leben verschönt hatte, hat auch sie seinen Namen verherrlicht.

1) Cui potest esse vita vitalis, ut ait Ennius, qui non in amici mutua benevolentia conquiescat. Cic., de amic., 6.

III.

Das Privatleben fällt also für Atticus sehr günstig aus. Weniger glücklich kommt er davon, wenn man das Verhalten, welches er in den öffentlichen Angelegenheiten inne hielt, betrachtet. In diesem Puncte sind ihm die Vorwürfe nicht erspart worden, und es ist nicht leicht, ihn zu vertheidigen.

Doch würde unser Urtheil nicht so sehr ungünstig für ihn ausfallen, wenn wir sein Verhalten ganz mit den Ideen der Jetztzeit betrachteten. In unseren Tagen ist die Meinung viel weniger streng in Bezug auf diejenigen, welche ganz offen bekennen, daß sie sich von der Politik fern halten. Es gibt so Viele, die ihr Vaterland regieren wollen, und es ist so schwer geworden, eine Auswahl unter dieser Menge zu treffen, daß man es denen gewissermaßen Dank wissen muß, welche diesen Ehrgeiz nicht besitzen. Fern davon, sie zu tadeln, nennt man sie vielmehr Gemäßigte und Vernünftige; es ist eine Ausnahme, wenn man dazu auffordert, um diesen versperrten Weg etwas freier zu machen. In Rom dachte man ganz anders, und es ist nicht schwer, die Ursachen dieser Differenz zu finden. Dort war das, was man politischen Körper nennen möchte, in der Wirklichkeit sehr beschränkt. Außer den Sclaven, die nicht mitzählten, außer dem Volke, das sich begnügte, seine Stimme bei den Wahlen abzugeben oder vielmehr zu verkaufen, und dessen größtes Vorrecht darin bestand, auf Rechnung der Candidaten belustigt und auf Kosten des öffentlichen Schatzes ernährt zu werden, bestanden einige Familien aus altem Geschlechte, oder von jüngerem Adel, die sich alle Aemter theilten. Diese Geburts- und Geldaristokratie war nicht sehr zahlreich, und kaum reichte sie hin, um alle die verschiedenen nothwendigen Staatsämter zu besetzen. Man hielt also darauf, daß sich Niemand zurückzog; und in der Zurückgezogenheit leben, wurde wie eine Desertion angesehen. So geht es in unserer Demokratie nicht mehr zu. Da jedes Amt Jedermann

offen steht, und da, Dank der allgemeinen Aufklärung, würdige Männer aus allen Ständen dieselben bekleiden können, so ist nicht leicht zu befürchten, daß durch die Abwesenheit einiger ruhigen Geister, Freunde des Friedens und der Ruhe, eine fühlbare und empfindliche Leere da entsteht, wo man sich von allen Seiten drängt, um zur Macht zu gelangen. Außerdem sind wir jetzt der Ansicht, daß man, ohne sich an den öffentlichen Angelegenheiten zu betheiligen, auf tausendfache Weise seinem Vaterlande dienen kann. Die Römer aus vornehmer Familie kannten aber keine andere Weise; sie sahen den Handel nur als eine sehr wenig ehrenhafte Thätigkeit[1]) an, der sich ein Privatmann hingibt, um Reichthümer zu erwerben, und erkannten nicht, was der Staat dabei gewinnen kann. Die Litteratur erschien ihnen nur als ein angenehmer aber unnützer Zeitvertreib, und sie begriffen nicht die sociale Wichtigkeit derselben. Daraus folgt, daß bei ihnen ein Mann von einem bestimmten Range nur auf eine einzige anständige Weise seine Thätigkeit zeigen und seinem Vaterlande nützlich sein kann, nämlich wenn er eine politische Stellung einnahm[2]). Etwas Anders thun war für sie Nichts thun; sie bezeichneten die thätigsten Gelehrten mit dem Namen Müßiggänger, und es kam ihnen nicht in den Sinn, daß es außer dem Staatsdienste Etwas gäbe, was der Mühe werth sei, die Zeit eines Bürgers in Anspruch zu nehmen. So dachten alle alten Römer, und sie würden höchlich erstaunt gewesen sein, wenn sie gesehen hätten, daß sich Jemand, wie es Atticus that, das Recht herausnahm, seinem Vaterlande nicht zu dienen, soweit es seine Kräfte und Talente zuließen. Sicherlich hätte Cato, der sich nie der Ruhe überließ, der in einem Alter von 90 Jahren unerschrocken seine Villa von Tusculum verließ, um den Servius Galba, den Henker der Lusitanier, anzuklagen, er hätte gefunden, daß in seinem Hause

1) Liv., XXI, 63: Quaestus omnibus patribus indecorus visus. — 2) So spricht Scipio in der Republik (I, 22): Quum mihi sit unum opus hoc a parentibus maioribusque meis relictum, procuratio atque administratio rei publicae, etc.

auf dem Quirinal, oder auf seinem Gute in Epirus mitten unter seinen Büchern und Statuen bleiben, während Roms Schicksal auf dem Forum oder bei Pharsalus entschieden würde, hieße, dasselbe Verbrechen begehen, als an einem Schlachttage unter seinem Zelte bleiben.

Dies systematische Zurücktreten des Atticus lag also der römischen Vorstellung fern; er hatte es von den Griechen. In jenen kleinen unlenkbaren Republiken Griechenlands, wo man die Ruhe nicht kannte, und die unmittelbar und ohne Grund von der härtesten Tyrannei zu der zügellosesten Lizenz übergiengen, begreift man, daß ruhige und den Studien ergebene Männer aller solcher unfruchtbaren Agitationen zuletzt müde werden mußten. Ja sie hörten am Ende auf nach Würden zu streben, die man nur dadurch erlangte, daß man einer launenhaften Menge schmeichelte, und die man nur behielt, wenn man derselben gehorsam war. Was für einen Werth konnte außerdem diese so mühevoll erworbene, so selten beibehaltene Macht haben, wenn man sie mit den niedrigsten Demagogen theilen mußte; und war es wohl der Mühe werth, sich soviel Noth zu machen, um der Nachfolger oder der College eines Kleon zu werden? Zu derselben Zeit, wo Ueberdruß und Ekel die besonnenen Männer von diesen erbärmlichen Kämpfen fern hielt, verlieh die Philosophie, mit der man sich von Tag zu Tag mehr beschäftigte, ihren Schülern eine Art Stolz, der sie zu demselben Resultat führte. Männer, welche ihre Zeit der Beschäftigung mit Gott und Welt widmeten, und welche die Gesetze, die das Weltall regieren, zu erkennen suchten, hielten es unter ihrer Würde, von dieser Höhe herabzusteigen, um Staaten von einigen Quadratmeilen zu lenken. Auch war es ein in den Schulen gewöhnlich behandelter Gegenstand der Untersuchung, ob man sich mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen solle oder nicht, ob der Weise nach Ehrenstellen streben dürfe, und ob das contemplative, oder das werkthätige Leben vorzuziehen sei. Einige Philosophen gaben schüchtern dem werkthätigen Leben den Vorzug, die meisten vertheidigten die ent-

gegengesetzte Meinung, und unter Begünstigung dieser Discussionen hielten sich Viele für berechtigt, ein elegantes müßiges Leben in einer durch Wissenschaften und Künste verschönten genußreichen Zurückgezogenheit zu führen, wo sie glücklich lebten, während Griechenland seinem Untergange zueilte.

Atticus folgte deren Beispiel. Er, der diese Sitte aus Griechenland nach Rom mitnahm, sprach offen seinen gefaßten Entschluß aus, daß er sich in politische Streitigkeiten nicht einlassen würde. Während aller Kämpfe, die Rom von Cicero's Consulat an bis zu den Bürgerkriegen fortwährend beunruhigten, fieng er an sich auf kluge Weise abseits zu halten. Selbst in der Zeit, wo diese Kämpfe am heftigsten geführt wurden, gieng er mit allen Parteien um; er hatte auf allen Seiten Freunde, und er fand in diesen getheilten Freundschaften einen neuen Vorwand, um neutral zu bleiben. Als Cäsar über den Rubico gieng, war Atticus über sechszig Jahre, also in einem Alter, wo für die Römer die Verpflichtung zum Kriegsdienste aufhörte. Das war ein Grund mehr, sich still zu verhalten; er verfehlte auch nicht, sich desselben zu bedienen. „Ich habe mich in den Ruhestand versetzt[1]," antwortete er denen, die ihn anwerben wollten. Ebenso, und mit demselben Erfolge verfuhr er nach Cäsar's Tode; aber damals täuschte er mehr die öffentliche Meinung. Man wußte, daß er ein sehr großer Freund des Brutus war, und deshalb glaubte man, daß er dies Mal keinen Anstand nehmen würde, sich zu erklären. Cicero selbst, der ihn kennen mußte, rechnete darauf; aber Atticus blieb sich treu, und er benutzte eine wichtige Gelegenheit, um dem Publicum zu erkennen zu geben, daß er nicht wolle, daß man ihn gegen seinen Willen mit hineinziehe. Während Brutus in Griechenland ein Heer aushob, hatten einige Ritter, seine Freunde, die Idee gehabt, eine Subscription unter den Reichen von Rom zu eröffnen, um ihm die Mittel zum Unterhalt für seine Soldaten zu verschaffen. Man wandte sich zunächst

1) Corn. Nep., Attic., 7. Usus est aetatis vacatione.

an Atticus, dessen Namen man an die Spitze der Liste stellen wollte. Atticus schlug es rund ab, sich zu unterzeichnen. Er antwortete, sein Vermögen stände dem Brutus zur Verfügung, wenn er es bedürfe und ihn als Freund darum bäte; aber er erklärte zugleich, daß er sich einer politischen Manifestation nicht anschließen würde, und seine Weigerung vereitelte die Subscription. In derselben Zeit nahm er, treu seiner Gewohnheit, allen Meinungen zu schmeicheln, die Fulvia, des Antonius Gattin, und ebenso den Volumnius, seinen praefectus fabrorum, äußerst freundlich auf, und sicher, überall Freunde zu haben, erwartete er ohne zu große Besorgnis das Resultat des Kampfes.

Das Sonderbarste ist, daß dieser Mann, der so entschieden bei seiner Neutralität beharrte, doch nicht indifferent war. Sein Biograph rühmt ihn, daß er immer der Optimatenpartei angehört habe[1]), und das ist wahr; nur legte er sich das Gesetz auf, ihrer Partei nicht zu dienen, er begnügte sich, Wünsche für dieselbe zu thun. Aber das waren die heißesten Wünsche. Er besaß, sollte man es glauben? politische Leidenschaften, die in einem vertrauten Kreise mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit hervortraten. Er verabscheute den Cäsar so sehr, daß er sogar den Brutus tadelte, weil er zugelassen hatte, ihn zu bestatten[2]). Er hätte unzweifelhaft, wie es die Wüthendsten wünschten, gewollt, daß man seinen Leichnam in die Tiber werfe. Er leugnete es also nicht, Vorzüge zu haben und sie seinen vertrautesten Freunden zu erkennen zu geben. Nur wenn es zum Handeln kam, hielt er sich zurück. Nie wollte er sich an dem Kampfe betheiligen; aber, wenn er auch nicht die Gefahren desselben theilte, so regte er ihn doch wenigstens sehr auf. Man lächelt, wenn man sieht, wie er sich erhitzt und sich ereifert, als wäre er wirklich ein Mitkämpfer. Er nimmt Antheil an allen glücklichen und unglücklichen Folgen, er beglückwünscht die Energischen, beschwört die Lauen, ja er zürnt sogar auf die Ermattenden

1) Nep. Attic., 6. — 2) Ad Att., XIV, 10.

und erlaubt sich, Lehren und Verweise denen zu ertheilen, die ihm zu wenig kräftig zu handeln scheinen, er, der nie handelte. Es thut wohl, die Vorwürfe zu hören, welche er dem Cicero macht, als er ihn Anstand nehmen sieht, sich dem Pompejus anzuschließen; er nimmt den pathetischsten Ton an, er ruft ihm seine Thaten und seine Worte ins Gedächtnis zurück, er beschwört ihn im Namen seines Ruhmes, er führt ihm Stellen aus seinen eignen Schriften an, um ihn zu einem Entschluß zu bringen[1]). Diese große Kühnheit, zu welcher er sich so für die Andern hinreißen läßt, hat zuweilen sehr komische Scenen herbeigeführt. Als sich Pompejus in Brundisium eingeschlossen hatte, wollte Atticus, von tiefem Schmerze ergriffen, daß man Etwas zu seiner Rettung unternehme, und er gieng soweit, daß er von dem Cicero verlangte, er solle vor seiner Abreise etwas Eclatantes thun. „Er brauche nur die Fahne aufzupflanzen, und Alles eile herbei[2])." Der gute Cicero fühlte sich durch diese dringende Aufmunterung seines Freundes ganz entflammt, und es gab Augenblicke, wo er sich zu einem kühnen Unternehmen versucht fühlte, und wo er nur eine Gelegenheit forderte, um einen großen Schlag auszuführen. Die Gelegenheit zeigte sich, und er benutzte sie, wie er auf folgende Weise erzählt: „Als ich auf meinem Landgute bei Pompeji angekommen war, theilte mir Ninnius, dein Freund, mit, daß die Centurionen von drei Cohorten, die dort lagen, mich am folgenden Tage zu sprechen wünschten, daß sie mir die Stadt übergeben wollten. Weißt du, was ich that? Ich reiste vor Sonnenaufgang ab, um sie nicht zu sehen. Denn was sind drei Cohorten? Und wenn ihrer noch mehr gewesen wären, was hätte ich mit ihnen anfangen sollen[3])?" Das hieß wie ein vernünftiger Mann sprechen, der sich selbst kennt. Was Atticus betrifft, so kann man die Frage aufwerfen, ob er in dem Eifer, den er für seine Sache bewies, ganz aufrichtig war, da man ihn beharrlich sich weigern sieht, ihr zu dienen. Diese großen Leiden=

1) Ad Att., VIII, 2. — 2) ib., X, 15. — 3) ib., X, 16.

schaften, die sich so klüglich in dem Herzen verschließen und sich nie nach Außen hin offenbaren, sind mit vollem Rechte verdächtig. Vielleicht wollte er nur die Rolle eines Zuschauers, die er sich bestimmt hatte, ein wenig beleben, wenn er bis zu einem gewissen Puncte an den Bewegungen des Kampfes Theil nahm. Der Weise des Epicurus bleibt auf seiner heitern Höhe, von wo er ruhig den Anblick der Schiffbrüche und das Schauspiel des Menschengetümmels genießt; aber er genießt es aus zu weiter Ferne, und die Annehmlichkeit, welche er empfindet, wird durch den Abstand vermindert. Atticus ist klüger und kennt besser, was ihm Freude macht. Er begibt sich mitten in das Getümmel, er betrachtet es in der Nähe und schließt sich ihm an, immer den rechten Augenblick kennend, wann er sich zurückziehen muß.

Die einzige Schwierigkeit, welche er fand, bestand darin, es zu erreichen, daß seine Neutralität von Allen angenommen wurde. Diese Schwierigkeit ward um so größer für ihn, da sein Benehmen vornehmlich diejenigen verletzte, an deren bleibender Achtung ihm so viel gelegen war. Die republikanische Partei, die ihm die liebste war, und unter welcher er die meisten Freunde zählte, mußte weit weniger geneigt sein, ihm seine Handlungsweise zu verzeihen, als die cäsarianische. Man hat schon im Alterthum, aber mehr noch in unsern Tagen den Ausspruch des Cäsar beim Beginne des Bürgerkrieges sehr gerühmt: „Wer nicht wider mich ist, ist für mich,“ und man hat den ganz entgegengesetzten Ausspruch des Pompejus getadelt: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich.“ Indessen wenn man die Dinge genauer betrachtet, so scheint dieses Lob und dieser Tadel in gleichem Grade wenig vernünftig. Jeder der beiden Nebenbuhler ist, wenn er sich so ausdrückt, in seiner Rolle, und ihre Worte wurden durch ihre Situationen dictiert. Cäsar, wie man ihn auch beurtheilen mag, stürzte die bestehende Ordnung um, und er mußte denen, die ihn so handeln ließen, sehr zum Dank verpflichtet sein. Was konnte er vernünftiger Weise mehr von ihnen fordern? Diejenigen, die ihn nicht hinderten, leisteten ihm in der That Dienste. Aber die

gesetzliche Ordnung, die bestehende Ordnung glaubt sich im Rechte, Jedermann zu ihrer Vertheidigung herbei zu rufen und alle diejenigen, die ihrem Ruf nicht folgen, als ihre Feinde anzusehen; denn es ist ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß derjenige, der dem offen angegriffenen Gesetze nicht zu Hilfe kommt, sich ihm gegenüber als Genosse derjenigen zeigt, die es verletzen. Es war also natürlich, daß Cäsar, als er nach Rom kam, den Atticus und alle diejenigen, die nicht nach Pharsalus gegangen waren, wohl aufnahm, wie es auch natürlich war, daß man im Lager des Pompejus gegen diese sehr erbittert war. Den Atticus kümmerte diese Erbitterung sehr wenig, er ließ diese leichte und aufgebrachte Jugend reden, die sich nicht zufrieden geben konnte, daß sie Rom verlassen habe, und die damit drohte, daß sie an denen, die zurückgeblieben wären, Rache nehmen würde. Was thaten ihm diese Drohungen? Er war sicher, sich die Achtung der beiden bedeutendsten und angesehensten Männer der Partei bewahrt zu haben, und er konnte ihr Zeugnis den Leidenschaften der Andern entgegenstellen. Cicero und Brutus sind, trotz ihrer strengen politischen Meinung, wegen seines Benehmens nie böse auf ihn gewesen, im Gegentheil, es hat geschienen, als ob sie es billigten, daß sich Atticus in die öffentlichen Angelegenheiten nicht einließ. „Ich kenne deine rechtlichen und hochherzigen Gesinnungen“, schrieb ihm Cicero einmal, als Atticus sich vertheidigen zu müssen geglaubt hatte, „und zwischen uns besteht nur ein Unterschied, nämlich, daß wir eine verschiedene Lebensrichtung gewählt haben. Mich hat ein Drang nach Ehre zu der politischen Laufbahn, dich ein durchaus nicht tadelnswerthes Interesse zu einem stillen ehrenhaften Privatleben hingeführt[1]).“ Andrerseits schrieb ihm Brutus gegen das Ende seines Lebens: „Ich hüte mich wohl, dich zu tadeln, lieber Atticus. Dein Alter, dein Charakter, deine Familie, Alles läßt dich die Ruhe lieben[2]).“

1) Ad Att., I, 17. S. auch de off., I, 21, u. bes. I, 26. Diese letzte Stelle enthält offenbar eine Anspielung auf den Atticus. — 2) Epist. Brut., I, 17.

Diese Freundlichkeit von Seiten des Brutus und Cicero ist um so auffallender, da sie wohl wußten, wie sehr ein solches Beispiel der Sache, die sie vertheidigten, schaden konnte. Denn die Republik gieng nicht nur durch die Verwegenheit ihrer Feinde, sondern auch durch die Apathie ihrer Anhänger ihrem Untergange entgegen. Das traurige Schauspiel, das sie seit fünfzig Jahren darbot, das öffentliche Verkaufen der Staatswürden, die scandalosen Umtriebe, welche auf dem Forum jedes Mal Statt fanden, wenn man ein neues Gesetz discutierte, die Kämpfe, welche bei jeder Wahl das Marsfeld mit Blut anfüllten, die Heere von Gladiatoren, mit denen man sich zu seinem Schutze umgeben mußte, alle diese schamlosen Excesse, alle diese gemeinen Intriguen, in welchen die letzten Kräfte Roms sich zuletzt aufzehrten, hatten die ehrenhaften Leute vollständig entmuthigt. Sie zogen sich von dem öffentlichen Leben zurück; sie fanden an der Macht keinen Geschmack mehr, seitdem man gezwungen wurde, sie mit Gewalt und mit bewaffneter Hand von den Leuten zu erstreiten. Man mußte die Unerschrockenheit eines Cato haben, um auf das Forum zurückzukehren, wenn man dort mit Steinwürfen empfangen worden war und es mit zerrissener Toga und blutigem Kopfe verlassen hatte. Je mehr also die Verwegenen unternahmen, desto mehr ließen es die Zaghaften geschehen, und seit der Zeit des ersten Triumvirats und des Consulats des Bibulus war es offenbar, daß die Apathie der ehrenhaften Männer die Republik den Ehrgeizigen, die nach ihr lüstern waren, in die Hände spielen würde. Cicero erkannte es wohl, und in seinen Briefen war er unerschöpflich in bitterem Spott gegen die indolenten Reichen, die nichts mehr als ihre Fischteiche liebten und sich über den Untergang, den man voraussah, mit dem Gedanken trösteten, daß sie wenigstens ihre Muränen retten würden. In der Einleitung zu seiner Republik greift er mit einer bewunderungswürdigen Energie diejenigen an, die, selbst entmuthigt, die Andern zu entmuthigen suchen, die behaupten, man habe das Recht, seinem Vaterlande nicht zu dienen und sich ein Vermögen außer dem, was

man besitze, zu verschaffen. „Achten wir nicht auf die Zeichen,“ sagt er, „die zum Rückzuge blasen und auch diejenigen zurückrufen möchten, die schon vorausgeeilt sind [1].“ Auch Brutus selbst kannte das Uebel, an dem die Republik hinsiechte, und er hat mehrmals über die Schwäche und die Muthlosigkeit der Römer geklagt. „Glaube mir,“ schrieb er, „wir fürchten zu sehr das Exil, den Tod, die Armuth [2].“ Und der, an welchen er diese schönen Worte richtete, ist Atticus, und er denkt nicht daran, sie auf ihn anzuwenden. Welchen wunderbaren Reiz besaß also dieser Mann, welche Macht übte seine Freundschaft aus, daß diese beiden großen Männer sich in Rücksicht auf ihn so verleugnet und ihm ganz offen verziehen haben, was sie an den Andern misbilligten?

Je mehr man darüber nachdenkt, desto weniger kann man sich die Gründe vorstellen, die er ihnen an die Hand geben konnte, um sein Benehmen zu rechtfertigen. Wenn er einer von den Gelehrten gewesen wäre, die, ihren historischen oder philosophischen Forschungen ganz hingegeben, nur in der Vergangenheit oder Zukunft leben und eigentlich nicht die Zeitgenossen derer sind, mit welchen sie leben, so würde man es streng genommen haben begreifen können, daß er sich an ihren Kämpfen nicht betheiligte, weil er sich von ihren Leidenschaften fern hielt; aber man weiß, daß er im Gegentheil einen großen Geschmack an allen kleinen Agitationen und verborgenen Intriguen der Politik seiner Zeit fand. Er strebte danach sie kennen zu lernen, er besaß ein wahres Talent sie zu entwirren; es war eine Hauptnahrung für seinen wißbegierigen Geist, und Cicero wandte sich vorzugsweise an ihn, wenn er diese Agitationen und Intriguen kennen lernen wollte. Er gehörte auch nicht zu den sanften und schüchternen Charakteren, die für die Reflexion und Einsamkeit geschaffen sind, und die nicht in sich selbst die für ein thätiges Leben nothwendige Spannkraft besitzen. Im Gegentheil, dieser Geschäftsmann von einem klaren und sicheren Geiste wäre ein ausgezeichneter

---

1) De Rep., I, 2. — 2) Epist. Brut., I, 17.

Staatsmann gewesen. Um seinem Vaterlande nützlich zu sein, hätte er zu seinem Dienste nur ein wenig von der Thätigkeit, von der Einsicht, die er bei der Vergrößerung seines Vermögens zeigte, anzuwenden brauchen, und Cicero hatte Recht, wenn er in ihm das politische Temperament erkannte. Endlich hatte er sich nicht einmal die leidige Hinterthür offen gelassen, zu behaupten, er nehme gar nicht Partei, weil ihm alle Parteien gleichgiltig seien, und weil er, da er sich keine entschiedene Meinung gebildet, nicht wisse, welcher Partei er sich anschließen solle. In seinen an Cicero und Brutus gerichteten Briefen hatte er hundert Mal das Gegentheil ausgesprochen; er hatte sie hundert Mal durch seinen glühenden republikanischen Eifer entzückt. Dennoch blieb er ruhig, wenn die Gelegenheit kam, der Regierung zu dienen, als deren Anhänger er sich bekannte. Anstatt nur einen einzigen Versuch zu machen, um ihren Fall aufzuhalten, sah er nur dahin, daß er unter ihren Trümmern nicht zermalmt würde. Aber wenn er nicht versucht hat, sie zu vertheidigen, hat er ihr wenigstens die letzte Ehre erwiesen, den Anschein zu haben sie zu bedauern? Hat er auf irgend eine Weise gezeigt, daß er, obgleich er auf dem Kampfplatze nicht erschienen war, seinen Theil an der Niederlage nahm? Hat er verstanden, sich, der unter einer Macht, der er sich zu beugen gezwungen war, alt wurde, einen solchen würdigen und traurigen Rückzug zu verschaffen, der selbst den Sieger zur Ehrfurcht zwingt? Nein, und das ist es sicherlich, was uns am meisten an seinem Leben zuwider ist; er hat sich mit einer ärgerlichen Bereitwilligkeit in das neue Regime gefügt. An dem Tage zuvor, als er selbst geächtet wurde, sieht man ihn ein Freund der Proscriptoren werden. Er bietet für sie alle Verführungskünste seines Geistes auf, er besucht sie fortgesetzt in ihren Wohnungen, er ist bei allen ihren Festlichkeiten. So sehr man auch an ihm zu sehen gewohnt sein mag, daß er alle zur Macht gelangenden Regierungen freundlich aufnimmt, so kann man sich doch nicht an die Vorstellung gewöhnen, daß der Freund des Brutus und der Vertraute des Cicero so schnell der innige Freund des Antonius und

Octavius geworden ist. Selbst die, welche in ihrem Urtheil sehr nachsichtig sind, müssen finden, daß diese hohen Freundschaften ihm Pflichten auferlegten, die er nicht erfüllt hat, und daß es ein Verrath an dem Andenken der Männer war, die ihn mit ihrer Zuneigung beehrt hatten, wenn später gerade ihre Henker in demselben Verhältnis zu ihm standen.

Wenn wir uns durchaus nicht so zu ihm hingezogen fühlen können, wie Cicero und Brutus, so werden wir um so weniger den naiven Enthusiasmus für ihn theilen, welchen er dem Cornelius Nepos einflößt. Dieser nachsichtige Biograph ist in der ganzen Lebensbeschreibung seines Helden nur über das Glück, welches er in der Vermeidung so großer Gefahren gehabt hat, erstaunt. Er kann sich nicht genug wundern, wenn er sieht, wie Atticus von Sulla bis Augustus sich so vielen Bürgerkriegen entzogen, so viele Proscriptionen überlebt, sich so geschickt oben zu erhalten gewußt hat, wo so viele Andere untergiengen. „Wenn man“, sagt er, „einen Steuermann rühmt, der sein Schiff aus Sturm und Klippen rettet, warum soll man die Klugheit des Mannes nicht bewundern, der aus so vielen schweren bürgerlichen Stürmen unversehrt in den sichern Hafen gelangte?“ [1]) Das ist zu große Bewunderung. Wir zollen die unsrige den herzhaften Männern, die ihre Handlungsweise mit ihren Principien in Einklang brachten, und die zu sterben wußten, um ihre Meinungen zu vertheidigen. Ihr schlechter Erfolg beeinträchtigt nicht unsere Achtung, und was man auch von dem Freunde des Cicero sagen möge, es gibt glückliche Seefahrten, aus denen man weniger Ehre mit bringt, als aus gewissen Schiffbrüchen. Das einzige Lob, das er in vollem Maße verdient, ist das, welches sein Biograph ihm mit so großer Willfährigkeit ertheilt, nämlich, daß er der gewandteste Mann jener Zeit gewesen ist; aber man weiß recht gut, daß es noch ein anderes Lob gibt, was größer ist, als dieses.

1) Att., 10.

Cälius.

Die römische Jugend zu Cäsar's Zeit.

Es gibt vielleicht in dem Theile der Geschichte, den wir betrachten, keine merkwürdigere Erscheinung, als die des Cälius. Sein Leben bietet für uns ein ganz besonderes Interesse. Er war nicht, wie Brutus, eine glänzende Ausnahme unter seinen Zeitgenossen; er gehört im Gegentheil ganz seiner Zeit an; er hat gelebt, wie man rings um ihn herum lebte. Die ganze damalige Jugend, ein Curio, ein Dolabella sind ihm ähnlich. Sie sind Alle, wie er, frühzeitig verdorben, sie kümmern sich wenig um ihre Ehre, verschwenden ihr Hab und Gut, sind den leichtsinnigen Freuden ergeben; Alle stürzen sich, sobald sie können, mit einem unruhigen Ehrgeiz in das öffentliche Leben, haben große Bedürfnisse zu befriedigen, wenig Bedenklichkeiten, kein Gewissen. Seine Geschichte ist also die aller Andern, und der Nutzen, den man in dem Studium derselben findet, besteht darin, daß man die ganze Generation, zu welcher er gehörte, sofort kennen lernt. Dies Studium nun ist uns, Dank dem Cicero, leicht. Trotz der großen Verschiedenheiten in ihrer Handlungsweise und in ihren Grundsätzen hat Cicero stets eine große Hinneigung zu Cälius gehabt; er liebte die Unterhaltung mit diesem geistreichen Manne, der über Alles lachte, und er verkehrte mit ihm lieber, als mit Männern wie Cato und Brutus, deren Strenge ihn erschreckte. Er vertheidigte ihn vor Gericht, als ein Weib, das er geliebt hatte, ihn ins Verderben zu stürzen suchte, und diese Vertheidigungsrede ist gewiß eine der schönsten, die wir von ihm haben. Später, als er genöthigt wurde, nach Cilicien zu gehen, wählte er ihn zu seinem politischen Correspondenten. Durch einen glücklichen

Zufall sind die Briefe des Cälius mit denen des Cicero auf uns gekommen, und es gibt in der ganzen Sammlung keine, die geistreicher und pikanter wären, als diese. Wir wollen die Einzelnheiten, die darin zerstreut sind, zusammenstellen; wir wollen durch diese Zusammenstellung versuchen, die Geschichte des Cälius zu geben und durch dieselbe eine Vorstellung von dem, was die römische Jugend damals war, gewinnen. Es ist nicht ohne Interesse dieselbe kennen zu lernen; denn sie nimmt eine wichtige Stellung ein, und sie ist es vor Allem, der sich Cäsar zu der Revolution, die er vollenden wollte, bedient hat.

I.

Cälius stammte nicht aus einer vornehmen Familie. Er war der Sohn eines römischen Ritters zu Puteoli, der Handel trieb und sich in Afrika großes Vermögen erworben hatte. Sein Vater, der sein ganzes Leben hindurch keine andere Sorge hatte, als reich zu werden, zeigte, wie es wohl oft geschieht, mehr Ehrgeiz für seinen Sohn, als für sich selbst; er wollte, daß er ein Staatsmann würde, und da er sah, daß man nur durch die Beredsamkeit zu hohen Würden gelangte, so brachte er ihn frühzeitig zum Cicero, damit dieser, wenn es möglich wäre, einen großen Redner aus ihm machen möchte.

Es war noch nicht üblich, die jungen Leute in Rhetorenschulen einzusperren und sich damit zu begnügen, sie an fingierten Rechtsfällen zu üben. Sobald sie die Toga virilis angelegt hatten, das heißt etwa in ihrem sechszehnten Jahre, führte man sie gleich zu einem im Rufe stehenden Staatsmanne, den sie nicht mehr verließen. Dort im engsten Umgange mit ihm hörten sie seine Unterredungen mit seinen Freunden, seine Discussionen mit seinen Gegnern; sie sahen ihn sich in der Stille zu den großen Redekämpfen vorbereiten, sie folgten ihm in die Basiliken und auf das Forum, sie hörten ihn Prozesse führen oder zum versammelten Volke reden, und wenn sie

die Fähigkeit erlangt hatten, selbst zu reden, so traten sie zuerst an seiner Seite und unter seinem Schutze auf. Tacitus vermißt sehr diese männliche Erziehung, die einen jungen Menschen mitten in die wirklichen Verhältnisse einführt und in ihm, anstatt seinen Geist mit rhetorischen Erdichtungen zu beschäftigen, den Geschmack an einer natürlichen und wahren Beredsamkeit erweckte, die ihn kräftigte, indem sie ihn sogleich mitten in die wirklichen Kämpfe führte und ihn, nach seinem Ausdrucke, mitten im Kampfe kämpfen lehrte, pugnare in proelio discebant[1]. Diese Erziehung war jedoch nicht ohne große Gefahr. Sie lehrte ihn zu schnell Dinge, deren längere Unbekanntschaft von größerem Vortheil ist, sie machte ihn mit den scandalosen und sittenverderblichen Scenen, die das öffentliche Leben gewöhnlich darbietet, vertraut, sie brachte in ihm eine zu schnelle Reife hervor und fachte in ihm einen frühzeitigen Ehrgeiz an. Mußte nicht ein solcher sechszehnjähriger junger Mann, der mit jenen alten Staatsmännern, die sich über Nichts ein Gewissen machten, ganz vertraut lebte, und dem man ohne alle Vorsicht die niedrigsten Parteimanöver aufdeckte, etwas von der Unbefangenheit und Zartheit seines Alters einbüßen? War nicht zu befürchten, daß dieser verderbliche Umgang ihn zuletzt Geschmack an der Intrigue und an dem Streben nach Erfolgen finden lassen, in ihm eine ungezügelte Liebe zur Macht, eine Sehnsucht, durch alle nur möglichen Mittel schnell hoch zu steigen, erwecken, und da im Allgemeinen die schlechtesten Wege auch die kürzesten sind, ihn in Versuchung führen möchte, sich dieser vorzugsweise zu bedienen?

Dies war bei Cälius der Fall. Drei volle Jahre hindurch brachte er bei Cicero in Ehrbarkeit und Thätigkeit zu; aber endlich bemerkte er, daß ein junger Mann wie er, der in der Politik sein Glück machen wollte, mehr im Umgange mit denen, die die Regierung stürzen wollten, als mit dem, der sie zu erhalten suchte,

1) De orat., 34.

gewinnen würde, und er verließ den Cicero, um sich dem Catilina anzuschließen. Der Schritt war hastig; aber Cälius hat sich nie vor Uebereilungen in seinen Uebergängen zu hüten gesucht. Von da an nahm, wie man leicht begreifen wird, sein Leben eine andere Wendung; er wurde ein unruhiger, kecker Brausekopf, dessen beißende Rede man auf dem Forum, und dessen Gewaltthätigkeiten man auf dem Marsfelde fürchtete. Bei der Wahl eines Pontifex schlug er einen Senator. Als er zum Quästor ernannt wurde, beschuldigte ihn Jedermann, daß er die Stimmen erkauft habe. Nicht zufrieden, die Comitien in Rom zu stören, sieht man ihn, man weiß nicht warum, zu Neapel einen Volksaufstand erregen. Zugleich gab er sich seinen Freuden rückhaltslos hin. Die Ausschweifungen dieser tobenden Jugend, der er angehörte, störten alle Augenblicke die öffentliche Ruhe. Man erzählte, daß die Straßen von Rom nicht sicher wären, wenn diese jungen Leute in der Nacht von ihren Gelagen nach Hause zurückkehrten, und daß sie wie jene leichtsinnigen Jünglinge, von denen uns Plautus und Terentius ein Bild entwerfen, die anständigen Frauen, denen sie auf ihrem Wege begegneten, verfolgten. Alle diese tollen Streiche konnten nicht ohne großen Geldaufwand ausgeübt werden, und Cälius' Vater, wenngleich er reich war, hatte keine Lust immer zu bezahlen. Ohne Zweifel mußte jetzt der ehrliche Handelsherr zu Puteoli den Ehrgeiz bedauern, den er für seinen Sohn gehabt hatte, und erkennen, daß ihm sein Wunsch, aus seinem Sohn einen Staatsmann zu machen, theuer zu stehen kam. Cälius seinerseits war nicht von einem solchen Charakter, daß er die Vorwürfe willig entgegen nahm; er verließ das väterliche Haus, und unter dem Vorwande, daß er dem Forum und den Staatsgeschäften näher wäre, miethete er für 10,000 Sesterzen (2000 Fr.) auf dem Palatinus eine Wohnung in dem Hause des berüchtigten Tribunen Appius Clodius. Das war ein wichtiges Ereignis in seinem Leben, denn dort lernte er die Clodia kennen.

Wenn man sich an das Zeugnis des Cicero hielte, so würde man eine sehr schlechte Meinung von der Clodia erhalten; aber

Cicero ist ein zu leidenschaftlicher Zeuge, als daß er ganz gerecht sein könnte, und der fürchterliche Haß, den er gegen ihren Bruder hatte, macht ihn, wenn er von der Schwester spricht, sehr verdächtig. Außerdem widerspricht er zum Theil sich selbst, wenn er uns sagt, sie habe mit sehr ehrenwerthen Männern in Verbindung gestanden, was doch sehr überraschen möchte, wenn es wahr wäre, daß sie alle die Verbrechen, die er ihr vorwirft, begangen hätte. Es ist sehr schwer zu glauben, daß bedeutende Personen im Staate, und denen an ihrem Rufe sehr viel gelegen war, den Umgang mit ihr fortgesetzt hätten, wenn sie überzeugt gewesen wären, daß sie ihren Gatten vergiftet habe und die Geliebte ihrer Brüder gewesen sei. Und doch hatte Cicero das nicht erfunden; es war ein allgemein verbreitetes Gerücht, welches er mit Wohlgefallen wiederholte. Viele in Rom glaubten es, die Feinde der Clodia suchten es zu verbreiten, und man machte darüber boshafte Verse, die man an alle Straßenecken schrieb. Clodia stand also in einem sehr schlechten Rufe, und man muß wohl zugestehen, daß sie ihn, wenn auch Einiges übertrieben ist, zum Theil verdiente. Es liegt kein Beweis darüber vor, daß sie ihren Gatten vergiftet hat, wie man ihr Schuld gab. Solche Anschuldigungen wegen Giftmischerei waren damals verbreitet und wurden mit einem unglaublichen Leichtsinn aufgenommen; aber sie hatte ihn während seines Lebens sehr unglücklich gemacht und schien nicht sehr traurig über seinen Tod. Ebenso zweifelhaft ist, wiewohl es Cicero behauptet, daß sie ihre Brüder zu Geliebten gehabt hat; aber leider ist es nur zu gewiß, daß sie deren viele andere hatte. Die einzige Entschuldigung, welche man für sie anführen kann, ist, daß diese Lebensweise damals sehr gewöhnlich war. Nie war ein solches anstößiges Leben unter den vornehmen Frauen Roms allgemeiner gewesen. Auch die römische Gesellschaft gieng durch eine Krisis hindurch, deren Ursachen, die weit zurückgehen, verdienen gekannt zu werden. Wir müssen einige Worte darüber sagen, damit man sich von dem schweren Angriff, den die öffentlichen Sitten erlitten hatten, Rechenschaft geben kann.

In einem Lande, wo die Familie geachtet wurde, wie in Rom, mußten die Frauen eine große Wichtigkeit haben. Es war unmöglich, daß ihr Einfluß, der im Hause schon so groß war, sich nicht nach Außen hin zu erstrecken suchte, und die ehrenvolle Stellung, die sie in dem Privatleben einnahmen, mußte in ihnen einmal die Lust erwecken, auch in das öffentliche Leben einzugreifen. Die alten auf ihre Autorität so eifersüchtigen Römer fühlten diese Gefahr, und sie haben nichts verabsäumt, sie von sich abzuwehren. Man weiß, auf welche Weise sie ihre Frauen behandelten. Es gibt keine Art von böser Rede, die sie nicht gegen sie führen, sie lassen sie im Theater angreifen und verhöhnen sie sogar in ihren politischen Reden[1]; aber man muß sich über den Sinn dieses Spottes nicht täuschen und diejenigen, welche der Gegenstand desselben sind, nur zu sehr bedauern. Man greift sie also nur deshalb an, weil man sie fürchtet, und alle diese Spöttereien sind weniger Beschimpfungen, als Vorsichtsmaßregeln. Jene rauhen Soldaten, jene plumpen Bauern erfuhren in dem Zusammenleben mit den Frauen, von wie feinem und unternehmendem Geiste diese sind, und daß sie in vielfacher Hinsicht höher stehen als sie; darum suchen sie dieselben auf das Haus zu beschränken. Aber hierbei beruhigen sie sich noch nicht, selbst in dem Hause sollen die Frauen unterworfen und gefesselt sein. Man bemüht sich zu glauben und zu behaupten, es seien

---

[1]) Zur Zeit der Gracchen drückte sich der Censor Metellus in einer Rede, worin er die Hagestolzen angriff, auf folgende Weise aus: „Mitbürger, wenn man ohne Frauen leben könnte, so würden wir diese ganze Last los sein (omnes ea molestia careremus); aber weil die Natur gewollt hat, daß es ebenso unmöglich ist, ohne sie zu leben, als es unangenehm ist, mit ihnen zu leben, so wollen wir die Annehmlichkeiten eines so kurzen Lebens den Interessen des Staates, der ewig bestehen muß, zum Opfer bringen." Diese Weise, die Männer zum Heiraten zu ermuthigen, schien wahrscheinlich sehr wirksam, weil in der Zeit, wo man sich weniger als je verheiratete, Augustus die Rede des alten Metellus vor dem Volke verlesen lassen zu müssen schien.

schwache und unbezähmbare Geschöpfe (indomita animalia), unfähig, sich ganz allein zu regieren, und man beeifert sich, für ihre Leitung Sorge zu tragen. Unter diesem Vorwande hält man sie unter einer fortwährenden Vormundschaft; sie befinden sich immer unter der leitenden Hand ihres Vaters, ihres Bruders oder ihres Mannes; sie können weder verkaufen, noch kaufen, noch Handel treiben, noch irgend Etwas ohne einen ihnen zur Seite stehenden Beirath thun. Durch ein solches Verfahren meint man sie zu beschützen; in Wahrheit aber schützt man sich selbst gegen sie. Cato, ihr größter Feind, gesteht es aufrichtig in einem Augenblicke von Offenherzigkeit: „Erinnert euch," läßt ihn Titus Livius bei Gelegenheit des oppischen Gesetzes sagen, „aller Anordnungen, welche unsere Vorfahren getroffen haben, um die Weiber ihren Männern unterwürfig zu machen. So sehr sie gebunden sind, so könnt ihr sie doch kaum im Zaume halten. Was soll geschehen, wenn ihr ihnen die Freiheit gebt, wenn ihr ihnen dieselben Rechte gestattet, die ihr habt? Glaubt ihr, daß ihr dann Herren über sie sein werdet? In dem Augenblick, wo sie euch gleich sein werden, werden sie euere Oberen sein[1])." Dieser Augenblick trat gerade zu der Zeit ein, welche uns beschäftigt. Als die alten Gebräuche ihre Kraft verloren, wurden auch die Bestimmungen gegen die Frauen nicht mehr geachtet als die andern. Cicero sagt, daß galante Rechtsgelehrte ihnen sinnreiche Mittel an die Hand gaben, um sich davon zu befreien, ohne den Anschein zu haben, sie zu verletzen[2]). Zu gleicher Zeit gewöhnte man sich daran, sie eine wichtigere Stelle in der Gesellschaft einnehmen zu sehen und ihre Wichtigkeit in der Verwaltung des Staates nicht zu verkennen. Fast alle Staatsmänner damaliger Zeit wurden von ihren Frauen oder ihren Geliebten geleitet. Auch die zahllosen Galanterien des Cäsar, wie späterhin die des Augustus, mußten in den Augen vieler Leute als eine außerordentliche Klugheit erscheinen; man konnte annehmen, daß

1) Liv., XXXIV, 3. — 2) Pro Muraen., 12.

er nur darum den Frauen zu gefallen strebe, um die Männer am Gängelbande zu führen.

Also durch die Abschaffung der alten Gesetze, durch die Veränderung der frühern Maximen waren die Frauen frei geworden. Nun ist aber zu bemerken, daß im Allgemeinen der erste Gebrauch, den man von der errungenen Freiheit macht, in dem Misbrauche derselben besteht. Man kann die Rechte, deren man lange Zeit beraubt gewesen ist, nicht mit voller Ruhe genießen, es tritt in den ersten Augenblicken eine Art von Taumel ein, der schwer zu beherrschen ist. Dies begegnete der römischen Gesellschaft jener Zeit, und alle Ueberschreitungen, welche man damals in der Lebensart der Frauen bemerkt, finden zum Theil in dem Reize und dem Rausche der neuen Freiheit ihre Erklärung. Diejenigen, welche das Geld lieben, wie Terentia, Cicero's Gattin, wollen sofort das ihnen verliehene Recht, über ihr Vermögen zu verfügen, ausüben; sie verbinden sich zu fraglichem Gewinne mit Freigelassenen und Geschäftsleuten, bestehlen ohne Gewissensscrupel ihre Männer und stürzen sich in Speculationen und Handelsgeschäfte, wohin sie mit einem unerhörten Instinct von Habgier den Geschmack an kleinen Ersparnissen und an Knauserei, die ihnen natürlich ist, mitbringen. Die, welche das Vergnügen dem Reichthume vorziehen, geben sich allen Vergnügungen in ungezügelter Leidenschaft hin. Die weniger kecken benutzen die Leichtigkeit der Ehescheidung, um unter dem Deckmantel des Gesetzes von einer Liebschaft zur andern zu fliegen. Die andern machen sich nicht einmal solche Mühe und tragen ihre Frechheit offen zur Schau.

Clodia gehörte zu den letzteren; aber bei allen ihren Lastern, die sie gar keine Sorge trug zu verdecken, muß man doch einige gute Eigenschaften von ihr anerkennen. Sie war nicht habsüchtig; ihre Börse war ihren Freunden geöffnet, und Cälius schämte sich nicht, sie zu benutzen. Sie liebte die geistreichen Leute und zog sie in ihre Nähe. Einmal wollte sie Cicero, dessen Talent sie sehr

bewunderte, überreden, sich ihretwegen von seiner einfältigen Terentia zu trennen und sie zu heiraten; aber Terentia, die es merkte, brachte es dahin, daß sie sich im höchsten Grade veruneinigten. Ein alter Scholiast sagt, daß sie besser tanzte, als es einer anständigen Frau zukommt [1]). Dies war nicht die einzige Kunst, an welcher sie Geschmack fand; aus einer Stelle des Cicero hat man folgern zu können geglaubt, daß sie auch dichtete [2]). Die Künste und Wissenschaften pflegen, mit geistreichen Leuten umgehen, die glänzenden und ausgesuchten Vergnügungen lieben, das Alles scheint zunächst nichts Tadelnswerthes zu sein; im Gegentheil das sind bei uns die Eigenschaften, welche eine feine Weltfrau besitzen oder zu besitzen scheinen muß. In Rom dachte man anders, und da die Courtisanen allein damals das Vorrecht hatten, ein solches elegantes und freies Leben zu führen, so lief jede Frau, die nach deren Talenten strebte, Gefahr, jenen gleichgestellt und von der öffentlichen Meinung mit derselben Strenge behandelt zu werden; aber Clodia kümmerte sich nicht um die Meinung der Menschen. Sie zeigte in ihrem Privatverhalten, in ihren Gunstbezeigungen denselben Ungestüm und dieselbe Glut, wie ihr Bruder in dem öffentlichen Leben. Zu allen Uebertreibungen leicht geneigt und sie ohne zu erröthen eingestehend, leidenschaftlich liebend und hassend, unfähig sich zu beherrschen und jeglichen Zwang verabscheuend, verleugnete sie nicht die große und stolze Familie, aus der sie stammte, und selbst in ihren Lastern erkannte man ihren Ursprung. In einem Lande, wo man die Ehrfurcht vor den alten Gebräuchen zur Schau trug, in diesem classischen Lande des decorum (Wort und Sache sind römisch) machte sich Clodia ein Vergnügen daraus, die bestehenden Gesetze zu verletzen; sie gieng mit ihren Freunden aus, ließ sich von ihnen nach den öffentlichen Gärten oder nach der appischen Straße, die von ihrem großen Ahnherrn erbaut war, begleiten. Sie redete

---

1) Schol., Bob., p. sext., ed. or., p. 304. — 2) Schwab, Quaest. Catull., p. 77.

die Männer, die sie kannte, dreist an; anstatt schüchtern die Augen zu senken, wie eine wohl erzogene Matrone thun mußte, wagte sie, mit ihnen zu sprechen (Cicero sagt sogar, daß sie dieselben auch wohl küßte), und lud sie zu ihren Festmahlen ein. Die ernsten, gesetzten, strengen Männer waren darüber unwillig; aber die jungen Leute, denen diese Keckheit nicht misfiel, waren entzückt, und sie dinierten bei Clodia [1]).

Cälius war damals einer von den jungen Modemännern. Er besaß schon einen großen Ruf als Redner, man fürchtete ihn wegen des beißenden Spottes in seiner Rede. Er war muthig bis zur Verwegenheit, immer bereit, sich in die gefahrvollsten Unternehmungen zu stürzen. Er machte einen ungeheuern Aufwand und hatte ein großes Gefolge von Freunden und Clienten. Wenige Männer tanzten so gut, wie er [2]). Niemand übertraf ihn in der Kunst sich geschmackvoll zu kleiden, und man rühmte in Rom die Schönheit und Breite des Purpurstreifens, womit seine Toga besetzt war. Alle diese Eigenschaften, die ernsten sowohl, wie die eiteln, waren der Art, daß sie Clodia bezauberten. Die Nachbarschaft bewirkte eine leichtere Bekanntschaft unter ihnen, und sie wurde bald die Geliebte des Cälius.

Cicero läßt trotz seiner Behutsamkeit die Lebensweise, welche beide führten, ahnen. Er spricht mit halben Worten von den glänzenden Festen, welche Clodia in ihren Gärten an den Ufern der Tiber ihrem Geliebten und den römischen jungen Männern gab; aber besonders war Bajä, wie es scheint, der Schauplatz dieser Liebschaften. Schon seit einiger Zeit war Bajä das Stelldichein der Elegants von Rom und Italien geworden. Die warmen Quellen, welche man dort reichlich findet, dienten diesen Versammlungen zur Gelegenheit oder zum Vorwande. Einige Kranke, die sich zu ihrer

---

1) Alle diese und die folgenden Einzelnheiten sind aus Cicero's Rede pro Caelio genommen. — 2) Macrob., Sat., II, 10.

Heilung dahin begaben, rechtfertigten die Anwesenheit einer Menge von Gesunden, die zu ihrem Vergnügen dahin giengen. Vom Monat April an strömte man dahin, und während der ganzen schönen Jahreszeit wurden tausend kleine Intriguen gesponnen, von denen das Gerücht bis nach Rom kam. Die gesetzten Männer ließen es sich sehr angelegen sein, daß man sie nicht unter diesem Gewühl sah, und später warf Clodius es dem Cicero wie ein Verbrechen vor, daß er nur hindurchgegangen sei; aber Cälius und Clodia hielten sich nicht versteckt; sie gaben sich ungezwungen allen Vergnügungen hin, die man in diesem Orte, den Horatius den schönsten auf der ganzen Erde nennt, findet. Ganz Rom sprach von ihren Ausflügen an der Küste, von dem Glanz und dem Aufsehen ihrer Festmahle und ihrer Spazierfahrten auf dem Meere in Gondeln, worin sich Sänger und Musiker befanden. Das Alles erzählt uns Cicero, oder vielmehr, er läßt es uns errathen; denn gegen seine Gewohnheit und zu unserem großen Bedauern hat er sich hier sehr discret gezeigt, um seinen Freund Cälius nicht zu compromittieren. Wir können glücklicher Weise mehr darüber erfahren und tiefer in diese Gesellschaft, die wir so gern näher kennen lernen möchten, eindringen; wir brauchen uns nur an den zu wenden, der mit Lucretius der größte Dichter jener Zeit war, an Catullus. Catullus lebte unter jenen Personen, die es werth sind, daß man sie genauer betrachtet, er stand mit ihnen in Beziehungen, die ihm gestatteten, eine vortreffliche Schilderung von ihnen zu geben. Jedermann kennt die Lesbia, die seine Gedichte verewigt haben; aber weniger bekannt ist, daß Lesbia nicht eine von den Fictionen ist, wie sie sich die elegischen Dichter oft schaffen. Ovidius sagt uns, daß unter diesem Namen eine römische Dame verborgen war, wahrscheinlich eine große Dame, weil er sie nicht nennen will, und an der Art und Weise, wie er von ihr spricht, sieht man wohl, daß sie Jeder damals kannte[1]). Der viel spätere Apulejus ist indiscreter; er sagt uns,

1) Ovid., Trist., II, 427.

daß unter der Lesbia die Clodia zu verstehen ist[1]). Catullus ist also der Geliebte der Clodia und der Rival des Cälius gewesen; er hat ebenfalls jenes Haus auf dem Palatinus und jene schönen Gärten an der Tiber häufig besucht, und seine Gedichte geben uns vollends ein Bild von jener Gesellschaft, zu deren Helden er gehörte.

Ich habe vorhin gesagt, daß Clodia das Geld nicht mit der Gier der galanten Frauen jener Zeit und aller Zeiten liebte. Die Geschichte des Catullus beweist es zur Genüge. Dieser junge Provinziale aus Verona war, obgleich er aus einer achtungswerthen Familie stammte, nicht sehr reich, und nachdem er einige Zeit zu Rom ein verschwenderisches und vergnügungsvolles Leben geführt hatte, blieb ihm nichts mehr übrig. Sein Gütchen wurde bald mit Hypotheken belastet. „Es ist," sagt er heiter, „weder dem Auster, noch dem Favonius, noch dem strengen Boreas, noch dem Aquilo ausgesetzt, ein Orkan von Schulden braust über dasselbe von allen Seiten. Ach, ein fürchterlicher und verpesteter Wind[2])!" An dem Gemälde, das er von einigen seiner Freunde entwirft, die noch ärmer und mehr verschuldet sind, als er, sieht man deutlich, daß er auf diese nicht rechnen durfte, und daß seine Börse „voll Spinngewebe" keine große Hilfe von ihnen zu erwarten hatte. Also Reichthum und Geburt konnte Clodia an den Catullus nicht fesseln, sondern der Geist und das Talent. Was ihn an ihr verführte, und was er mit so großer Leidenschaft liebte, war ihr vornehmes und graziöses Wesen. Diese Eigenschaften finden sich gewöhnlich nicht bei Frauen, die einen solchen Lebenswandel wie Clodia führen; aber in ihr fand man, von wie niedrigem Herkommen sie auch war, eine Patrizierin. Catullus sagt es in einem Epigramme, worin er Lesbia mit einer berühmten Schönheit jener Zeit vergleicht:

---

1) Apul., de mag., 10. Ein deutscher Gelehrer, Schwab, scheint mir in einem Werke über Catullus (Quaest. Catull., 1862) die Wahrheit dieser Behauptung des Apulejus außer Zweifel gesetzt zu haben. — 2) Catull. Carm., 26.

„Quintia ist für Viele schön; ich finde sie weiß, groß, schlank; das sind ihre Eigenschaften, ich erkenne sie alle. Aber daß dieses Alles sie zu einem schönen Weibe mache, leugne ich. Sie besitzt nichts Graziöses, und in ihrem großen Körper ist kein Funken Geist. Lesbia ist schön, die schönste unter allen, und sie hat sich alle Anmuth so zugeeignet, daß für die andern keine mehr übrig ist[1])."

Ein Weib, wie Clodia, die einen so entschiedenen Geschmack an geistreichen Männern hatte, mußte einen großen Gefallen daran finden, sich in einer Gesellschaft zu bewegen, worin Catullus lebte. Man erkennt klar aus seinen Worten, daß es in Rom keine geistreichere und angenehmere gab. Zu ihr gehörten Schriftsteller und Staatsmänner, Dichter und vornehme Herren, verschieden zwar hinsichtlich ihrer Stellung und ihres Vermögens, aber alle Freunde der Wissenschaften und des Vergnügens. Es befanden sich unter ihnen Cornificius, Quintilius Varus, Helvius Cinna, dessen Gedichte damals in großem Rufe standen, Asinius Pollio, der noch erst ein Knabe von großen Hoffnungen war, ferner besonders Licinius Calvus, ein Staatsmann und Dichter zugleich, eine der originellsten Gestalten jener Zeit, der in einem Alter von einundzwanzig Jahren den Vatinius mit solchem Talente und solcher Kraft angegriffen hatte, daß sich derselbe voll Schrecken mit den Worten an seine Richter wandte: „Wenn mein Feind ein großer Redner ist, so folgt daraus nicht, daß ich schuldig bin!" Zu allen diesen muß man den Cälius rechnen, der durch seinen Geist und seinen Geschmack ein würdiger Genosse derselben war, und vor Allen den Cicero, den Beschützer jedes intelligenten und auf sein Genie und seinen Ruhm stolzen Jünglings, und der in dem Cälius nach des Catullus Ausspruch den beredtesten der Söhne des Romulus begrüßte.

In diesen Zusammenkünften geistreicher Männer, unter denen sich viele Staatsmänner befanden, war die Politik nicht ausgeschlossen. Man war darin sehr republikanisch gesinnt, und von

1) Catull. Carm., 86.

da sind die beißendsten Epigramme auf Cäsar ausgegangen. Man weiß, in welchem Tone die Epigramme des Catullus geschrieben sind; Calvus hatte welche abgefaßt, die uns verloren gegangen sind, und die, wie man sagt, noch schärfer waren. Begreiflicher Weise nahm die Litteratur in diesen Gesellschaften einen mindestens eben so großen Platz ein, wie die Politik. Man verfehlte nicht, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot, die schlechten Schriftsteller lächerlich zu machen, ja man verbrannte sogar feierlich, um ein Beispiel zu geben, die Gedichte des Volusius. Zu Ende der Festmahle, wenn der Wein und das Lachen die Köpfe erhitzte, forderte man sich zu poetischen Kämpfen heraus. Täfelchen giengen von Hand zu Hand, und jeder schrieb die boshaftesten Verse, die er finden konnte, darauf. Aber was sie noch mehr als alles Andere beschäftigte, war die Lust. Alle diese Dichter und Politiker waren jung und verliebt, und so großes Wohlgefallen sie auch daran fanden, den Volusius zu verhöhnen oder auf den Cäsar zu schmähen, sie zogen es vor, ihre Liebe zu besingen. Das hat auch ihren Ruhm begründet. Die elegische Poesie der Römer hat den kurzen und reizenden Gedichten, welche Catullus für Lesbia geschrieben hat, nichts gegenüber zu stellen. Propertius mischt in seine Seufzer zu viel Mythologie; Ovidius ist nur ein geistreicher Wüstling; Catullus allein besitzt die Töne, die zum Herzen dringen. Er allein war auch nur von einer aufrichtigen und tiefen Liebe erfüllt. Bis dahin hatte er ein verschwenderisches und tolles Leben geführt, und sein Herz hatte sich in flüchtigen Liebschaften verzehrt; aber von dem Tage an, wo er die Lesbia antraf, lernte er die Leidenschaft kennen. Wie man auch von Clodia denken mag, die Liebe des Catullus hat sie erhoben, und es gibt für sie nichts Günstigeres, als daß sie in dieser vortrefflichen Poesie durchschimmert. Die Feste, welche sie den römischen Jünglingen gab, und über die wir, wie gesagt, zu unserm Bedauern keine genügend ausführlichen Nachrichten haben, erhalten durch Catullus Leben, und es ist, wenn wir seine Gedichte lesen, als ob wir mitten darunter wären. Und natürlich; denn hat er nicht für diese glänzenden Ver-

sammlungen, für diese ungezwungenen und prächtigen Festmahle seine schönsten Gedichte verfaßt? Dort ohne Zweifel, an den schattigen Ufern der Tiber, ist die schöne Nachbildung der glühendsten Ode der Sappho, welche er für Lesbia gedichtet hatte, gesungen worden. An dem Meeresgestade von Bajä, Neapel und Capreä gegenüber, unter diesem wollüstigen Himmel, mitten unter den Reizen dieses zauberhaften Landes sind vielleicht zum ersten Male die Verse gelesen, in denen sich so viel Anmuth mit so viel Leidenschaft mischt, und die zu der wundervollen Landschaft, wohin ich sie so gern versetze, so schön passen:

„Laß uns leben, meine Lesbia, laß uns lieben und der mürrischen Alten grämlich Schelten keinen Heller achten! Sonnen können vergehen und wiederkommen, wir müssen, wenn einmal unser kurzer Tag sinkt, eine ewige Nacht schlafen. Gib mir tausend und wieder hundert Küsse, wieder tausend andere und nochmals hundert Küsse, nochmals tausend und wieder hundert Küsse! Sind es viel tausendmal tausend, laß uns alle unter einander werfen, daß wir nicht wissen, wie viele, noch daß uns ein Andrer beneidet um die vielen Küsse!"

Es ist eine für die römische Gesellschaft merkwürdige Zeit, die Zeit, in der man jene gebildeten Vereine bei ihr antrifft, wo sich die Unterhaltung über Alles erstreckt, wo die Stände gemischt sind, wo die Schriftsteller ihren Platz neben den Staatsmännern finden, wo man wagt, die Künste und Wissenschafen offen zu lieben und den Geist als eine Macht zu behandeln. Man kann, um einen ganz modernen Ausdruck zu gebrauchen, sagen, daß eine neue Welt beginnt. Bei den alten Römern fand sich nichts Aehnliches vor. Sie lebten auf dem Forum oder in ihren Häusern. So zwischen der Volksmenge und der Familie lebend, kannten sie wenig das, was man die Welt nennt, das heißt den vermittelnden Zustand, jene gebildeten und ausgewählten Zirkel, zahlreiche und doch nicht bunt durch einander gemischte Vereine, wo man zugleich freier ist, als mitten unter den Ungekannten auf dem öffentlichen Platze, und doch weniger behag-

lich als in dem engen Kreise der Familie. Ehe es dazu kam, mußte Rom sich erst civilisiert und die Litteratur Platz gegriffen haben, was nicht eher als gegen das letzte Jahrhundert der Republik eintrat. Doch man muß nichts übertreiben. Die neue Welt, welche damals beginnt, scheint uns zu gewissen Augenblicken noch sehr plump. Catullus sagt, daß bei diesen angenehmen Festmahlen, wo man so schöne Gedichte vortrug, Gäste waren, welche die Handtücher stahlen[1]). Die bei denselben gehaltenen Reden waren oft sehr gewagt, wie aus einigen Epigrammen des großen Dichters hervorgeht. Clodia, die die geistreichen Männer bei sich versammelte, verstieß nicht selten auffallend gegen den Anstand. Die edeln Freuden, welche eine Frau von Welt sucht, genügten ihr nicht, und sie schweifte zuletzt so aus, daß ihre früheren Freunde darüber errötheten. Auch sie, die Modehelden, deren feinen Geschmack man überall rühmte, die mit so großer Anmuth sprachen und so zarte Gedichte anfertigten, benahmen sich gar nicht besser, als Clodia, und waren nicht viel zarter. Sie hatten sich, solange ihr Umgang mit Clodia dauerte, viel vorzuwerfen; und als derselbe aufgehört hatte, begiengen sie den unverzeihlichen Fehler, daß sie die Vergangenheit nicht respectierten und die Rücksichten, die man immer einem Weibe, das man einmal geliebt hat, schuldig ist, aus den Augen setzten. Catullus schmähte in seinen derben Epigrammen auf die, welche ihn zu seinen schönsten Gedichten begeistert hatte. Cälius nannte sie öffentlich auf dem Forum, indem er auf den Preis, den man den gemeinsten Courtisanen zahlte, anspielte, das Dreierweib (quadrantaria), und diesen gemeinen Beinamen behielt sie bei. Man sieht, daß diese Gesellschaft noch große Fortschritte zu machen hatte, aber sie macht sie schnell unter der nun eintretenden Monarchie. Alles ändert sich mit Augustus. Unter einer neuen Regierung verschwinden die Ueberreste von Derbheit, welche noch die alte Republick durchblicken ließen; man bessert sich so sehr und wird so empfindlich, daß die Zartfühlenden

1) Catull. Carm., 12. Gewiss nur ein Spass. Quatsch!

bald über den Calvus und Catullus herziehen, und daß man den Plautus einen Barbaren nennt. Man wird feiner, gewandter und zugleich fader. Ein Hofwesen verbreitet sich über die galante Litteratur, und der Wechsel ist so schnell, daß man kein Vierteljahrhundert braucht, um von Catullus zu Ovidius zu gelangen.

Die Liebschaft zwischen Catullus und der Clodia endete sehr traurig. Clodia gab nicht viel auf die Treue, und sie berechtigte nur zu sehr ihren Geliebten zu den Worten, die er ihr schrieb: „Was dem schmachtenden Liebenden ein Weib sagt, muß man in den Wind und in das schnell dahin fließende Wasser schreiben [1])." Catullus, der sich betrogen wußte, zürnte mit sich, daß er es litt. Er überlegte bei sich, er murrte und besserte sich nicht. Trotz aller angewandten Mühe, sich stark zu machen, war die Liebe doch stärker. Nach schmerzhaften Kämpfen, die sein Herz zerrissen, kehrte er traurig und ergeben zu den Füßen derjenigen zurück, die er zuweilen hatte verachten müssen, und die er dennoch immer liebte. „Ich liebe und hasse," sagte er. „Du fragst vielleicht, weshalb ich das thue. Ich weiß es nicht; aber ich fühle es und martere mich ab [2])." Soviel Qualen und soviel Resignation rührten die Clodia gar nicht. Sie gab sich immer mehr neuen Liebschaften hin, und der arme Dichter, der keine Hoffnung mehr hatte, mußte sich auf immer von ihr trennen. Der Bruch zwischen der Clodia und dem Cälius war noch weit tragischer. Durch einen Criminalprozeß löste sich ihre Liebe auf. Diesmal war Cälius zuerst zurückgetreten. Clodia, welche, wie wir gesehen haben, gewöhnlich den ersten Schritt that, war an solche Auflösung nicht gewöhnt. Außer sich vor Zorn, daß sie verlassen sei, verband sie sich mit den Feinden des Cälius, dem es daran nicht fehlte, und beschuldigte ihn mehrerer Verbrechen, namentlich, daß er sie habe vergiften wollen. Das war, man muß es gestehen, eine sehr traurige Nachfeier der reizenden Feste von Bajä! Der Prozeß mußte sehr amüsant sein, und man ist berechtigt zu glauben, daß das Forum

1) Catull. Carm., 70. — 2) ib., 85.

an diesem Tage voll von Neugierigen war. Cälius erschien daselbst in Begleitung derjenigen, die seine Beschützer, seine Freunde, seine Lehrer gewesen waren, des reichen Crassus und des Cicero. Sie hatten sich in seine Vertheidigung getheilt, Cicero übernahm speziell den Theil, der die Clodia betraf. Obgleich er im Eingange seiner Rede erklärt, „daß er kein Feind der Frauen ist und am wenigsten einer Frau, die die Freundin aller Männer ist,“ so kann man sich doch wohl denken, daß er eine so gute Gelegenheit, sich für alles das Ueble, was ihm diese Familie verursacht hatte, zu rächen, nicht vorüber ließ. An diesem Tage büßte Clodia für all das Weh, was sie ihm zugefügt. Nie ist Cicero beißender und heftiger gewesen, die Richter mußten viel lachen, und Cälius wurde frei gesprochen.

In seiner Rede hatte Cicero feierlich versprochen, daß sein Client seine Lebensweise ändern wolle. Freilich war es hohe Zeit, daß er ordentlich wurde, sein jugendlicher Leichtsinn hatte nur zu lange gewährt. Er war damals achtundzwanzig Jahre, und er mußte ernstlich daran denken, Aedil oder Tribun zu werden, wenn er die politische Rolle, welche sein Vater für ihn sehnlichst gewünscht hatte, spielen wollte. Man weiß nicht, ob er in der Folge alle die Verpflichtungen, welche Cicero in seinem Namen übernommen hatte, streng hielt; vielleicht vermied er von jetzt an zu offenen Scandal, und der schlechte Ausgang seiner Liebschaft mit der Clodia hat ihn vielleicht von den tollen Streichen geheilt; aber daß er ein gesetzter Mann geworden sei, daß er jemals so wie die alten Römer gelebt habe, das ist schwer anzunehmen. Wir sehen, daß er einige Jahre später, als er Aedil war und mit den ernstesten Angelegenheiten zu thun hatte, Zeit fand, alle galanten Geschichten von Rom zu erfahren und zu erzählen. Folgendes schrieb er an Cicero zu der Zeit, als dieser Proconsul in Cilicien war:

„Neues hat sich in der That nicht zugetragen außer einigen Kleinigkeiten, welche zu erfahren dir lieb sein wird. Paulla Valeria, des Triarius Schwester, hat sich ohne Grund von ihrem Manne getrennt gerade an dem Tage, wo er aus seiner Provinz zurückkehren

sollte; sie will den Decimus Brutus heiraten. Hattest du das wohl geahnet? Vieles Unglaubliche der Art hat sich seit deiner Abwesenheit zugetragen. Servius Ocella hätte Niemandem eingeredet, daß er ein Ehebrecher sei, wenn er nicht in drei Tagen zweimal auf der That ertappt wäre. Du wirst fragen, wo? Wo ich es wahrhaftig am allerwenigsten gewollt hätte [1]). Ich überlasse dir es von Anderen zu erfahren. Es misfällt mir nicht, wenn ein Imperator sich bei Einzelnen erkundigt, mit welcher Frau ein Mann erwischt worden ist [2])."

Offenbar hat sich der, welcher diesen hübschen Brief geschrieben hat, nie so zum Guten bekehrt, wie Cicero glauben machen wollte, und es scheint mir, daß der junge Wildfang, der während der Nacht in den Straßen von Rom lärmte, und Clodia's Geliebter in dem geistreichen Manne, der mit so großer Anmuth die frivolen Ereignisse erzählt, wieder zu finden ist. Man kann also dreist behaupten, daß er, wenn auch von jetzt an sein Privatleben uns verborgen ist, nie gänzlich den Ausgelassenheiten seiner Jugend entsagt, und daß er selbst als Beamter und Staatsmann bis zu Ende das Vergnügen mit den Staatsgeschäften verbunden hat.

II.

Aber Cälius ist nicht blos ein Held in Liebesabenteuern gewesen, und er hat sich nicht blos mit dem nichtigen Ruhm begnügt, den Ton für die eleganten Manieren unter der römischen Jugend anzugeben; er besaß auch ernstere Eigenschaften. Durch die Unterweisung des Cicero ist er schnell ein großer Redner geworden. Kurze Zeit darauf, als er aus dieser vortrefflichen Leitung entlassen war, war er zum ersten Male in einer Sache aufgetreten, wo er mit

---

1) Wahrscheinlich mit einer Frau, die Cälius liebte. Cicero schreibt ihm in seiner Antwort auf diesen Brief, daß das Gerücht von seinen Thaten bis zum Taurus gedrungen ist. Viele vermuthen, daß es Liebesabenteuer sind. — 2) Ad fam., VIII, 7.

Glanz gegen Cicero selbst kämpfte, und hier schlug der Schüler den Meister. Seit diesem Erfolge wuchs sein Ruf immer mehr. Zwar waren auf dem Forum Redner, welchen die Leute von Geschmack größere Bewunderung zollten, und deren Talent sie für bedeutender hielten; aber es war keiner, den man mehr als ihn fürchtete, so gewaltig war er in seinen Angriffen und bitter in seinem Spott. Er zeichnete sich darin aus, daß er das Lächerliche an seinen Gegnern erfaßte und mit wenigen Worten eine solche ironische und schonungslose Schilderung von ihnen gab, die man nicht mehr vergessen konnte. Quintilianus hat uns eine aufbewahrt und führt sie als ein Muster dieser Gattung an. Sie läßt das Talent dieses gewaltigen Spötters deutlich erkennen. Es ist hierin von dem Antonius die Rede, der Cicero's College in seinem Consulate gewesen war, und der trotz alles Lobes, welches ihm in den Catilinarien ertheilt wird, doch nur ein gewöhnlicher Intrigant und roher Wüstling war. Nachdem er Macedonien, das er verwaltete, wie es gewöhnlich war, ausgeplündert, hatte er einige benachbarte Völkerschaften angegriffen, um sich ein Anrecht auf den Triumph zu erwerben. Er rechnete auf einen leichten Erfolg, aber da er sich mehr mit seinen Vergnügungen als mit dem Kriege beschäftigte, so hatte er eine schimpfliche Niederlage erlitten. Cälius, der ihn bei seiner Rückkehr angriff, erzählte oder vielmehr erdichtete in seiner Vertheidigungsrede eine von den Orgien, während welcher der Feldherr total betrunken sich von dem Feinde überrumpeln ließ.

„Der Festsaal war angefüllt mit Frauenzimmern, seinen gewöhnlichen Zeltcameraden, die theils auf den Ruhebetten ausgestreckt, theils hier und da auf dem Boden lagen. Als diese vernahmen, daß der Feind herannahe, suchen sie, halb todt vor Furcht, den Antonius zu wecken; sie rufen ihn bei seinem Namen, sie richten ihn am Kopfe in die Höhe. Einige flüstern ihm Schmeicheleien zu, andere zerren an ihm und schlagen ihn sogar; aber er, der ihre Stimmen und ihre Berührungen erkennt, streckt die Arme, wie er gewohnt ist, nach ihnen aus, faßt hin und will die erste, die er berührt, umarmen. Er kann

weder schlafen, so schreit man, um ihn zu wecken, noch sich ermuntern, so berauscht ist er. Endlich wird er, da er nicht ermuntert werden kann, von seinen Centurionen und seinen Buhlerinnen fortgetragen [1])."

Bei einem so scharfen und beißenden Talente ist es natürlich, daß man gern angreift. Daher sagte dem Cälius nichts mehr zu, als persönliche Kämpfe. Obgleich das Geschäft eines Anklägers in Rom wenig geachtet war, so ließ er doch keine Gelegenheit vorüber anzuklagen. Er liebte und suchte die Debatte, weil er sicher war, darin zu siegen, und weil seine Angriffe so stark waren, daß man ihnen nicht widerstehen konnte. Er sah es gern, wenn man ihm widersprach, denn der Widerspruch feuerte ihn an und verlieh ihm Kräfte. Seneca erzählt, daß einmal einer von seinen Clienten, ein Mann von ruhigem Charakter, und der ohne Zweifel von seinem ungestümen Wesen zu leiden gehabt hatte, sich bei einem Gastmahle mit der bloßen Entgegnung begnügte; Cälius ärgerte sich darüber, daß er nicht heftig werden könne. „So widersprich mir doch," sagte er zornig zu ihm, „damit wir hier zwei seien [2])." Des Cälius Talent, wie ich es hier geschildert habe, paßte ganz vortrefflich für die Zeit, in welcher er lebte. Daher können wir uns auch vollständig den Ruf erklären, in dem er stand, und das Ansehn, das er unter seinen Zeitgenossen erhalten hatte. Dieser heftige Streiter, dieser schonungslose Spötter, dieser leidenschaftliche Ankläger wäre in ruhigen Zeiten durchaus nicht an seinem Platze gewesen, aber mitten in einer Revolution wurde er ein kostbarer Bundesgenosse, um den sich alle Parteien stritten. Cälius war überdies ein ebenso guter Staatsmann wie Redner. Dies Lob ertheilt ihm Cicero sehr oft. „Ich kenne Niemanden, der ein besserer Politiker wäre, als du [3])." Er besaß eine tiefe Menschenkenntnis; er hatte eine klare Einsicht in die Situationen; er kam schnell zu einem Entschluß, eine Eigenschaft, die

---

1) Quint., Instit. or., IV, 2. — 2) De ira, III, 8. — 3) Ad fam., II, 8.

123

Cicero an Anderen sehr hoch schätzte, denn ihm fehlte sie am meisten; und wenn er einmal zu einem Entschlusse gekommen war, so handelte er mit einer Kraft und einer Festigkeit, die ihm die Sympathien der Menge gewonnen hatte. Zu einer Zeit, wo die Macht denen gehörte, die sie zu erfassen wagten, schien ihm die Kühnheit des Cälius eine glänzende Zukunft zu verheißen.

Jedoch hatte er auch große Fehler, die öfter eine Folge von seinen guten Eigenschaften waren. Er kannte die Menschen sehr gut, ohne Zweifel ein großer Vortheil, aber bei dem Studium derselben waren es immer ihre schlechten Seiten, die ihm vorzugsweise in die Augen fielen, und da er ihnen auf jede Weise beizukommen suchte, so fand sein außerordentlicher Scharfsinn bald eine Blöße. Aber nicht allein seine Gegner hatten seine Strenge zu erfahren, auch seine besten Freunde entgiengen nicht dieser zu scharfsinnigen Analyse. Man ersieht aus seiner vertrauten Correspondenz, daß er alle Fehler derselben kennt, und daß er mit der Sprache gar nicht zurückhält. Dolabella, sein Freudengefährte, ist ein mittelmäßiger Schwätzer, „der nicht im Stande ist, ein Geheimnis zu bewahren, selbst wenn seine Indiscretion ihn ins Verderben bringen sollte[1])." Curio, sein gewöhnlicher Genosse in den politischen Intriguen, „ist nur ein verworrener Kopf ohne Halt, der bei dem geringsten Winde umschlägt, und der nichts Vernünftiges thun kann[2]);" und doch hatten Curio und Dolabella in der Zeit, wo er sie so behandelte, solche Macht über ihn, daß sie ihn mit sich in Cäsar's Partei hineinzogen. Von Cäsar selbst spricht er nicht besser, obgleich er die Absicht hat, sich ihm anzuschließen. Dieser Sohn der Venus, wie er ihn nennt, erscheint ihm nur „als ein Egoist, der die Interessen der Republik verhöhnt und nur auf seinen Vortheil bedacht ist[3])," und er nimmt gar keinen Anstand zu erklären, daß in seinem Lager, wohin er jedoch im Begriff steht sich zu begeben, „nur ehrlose Menschen sind, die allesammt Ursache haben, die Vergangenheit zu fürchten, und

7) Ad fam., VIII, 6. — 2) ib., VIII, 4. — 3) ib., VIII, 5.

verbrecherische Hoffnungen auf die Zukunft setzen[1])." Bei einer solchen geistigen Anlage und einer so entschiedenen Neigung, Jedermann streng zu beurtheilen, war es natürlich, daß sich Cälius Niemandem ganz hingab, und daß Niemand vollständig auf ihn zu rechnen wagte. Um einer Sache mit Nutzen zu dienen, muß man sich ihr ganz widmen. Wie könnte man es auch thun, wenn man nicht fähig ist, sich ein wenig von ihr blenden zu lassen und nicht zu deutlich ihre schlechten Seiten zu erkennen? Die umsichtigen und klarsehenden Menschen, die einzig und allein von der Furcht erfüllt sind, betrogen zu werden, und die immer einen so klaren Einblick in die Fehler Anderer haben, sind nur laue Freunde und nutzlose Verbündete. Denn außerdem, daß sie der Partei, der sie dienen wollen, kein Vertrauen einflößen, weil sie bei ihren Dienstleistungen immer mit großer Vorsicht verfahren, haben sie auch nicht die Kraft sich zu begeistern, um selbst eine Partei zu bilden, und ermangeln stets eines solchen Grades von Leidenschaft, der sie zu großen Unternehmungen hinführt. Auch geschieht es, daß sie, weil sie weder Führer noch Streiter sein können, und weil es ihnen unmöglich ist, sich den Andern anzuschließen oder die Andern an sich zu fesseln, zuletzt ganz allein da stehen.

Dazu kommt, daß Cälius, der sich keine Illusionen von den Personen machte, auch keine Meinung besonders vorzuziehen schien. Er hatte nie nach dem Rufe eines Mannes von Grundsätzen gestrebt, noch hatte er in seinem politischen Leben eine Regelmäßigkeit und Consequenz beobachtet. Hier, wie in seinen Privatverhältnissen, lebte er so, wie es die Umstände verlangten. Die Gelegenheit, das Interesse, die Freundschaft bewirkten in ihm eine Ueberzeugung nach Befinden der Dinge, der lange treu zu bleiben ihm nicht so sehr am Herzen lag. Er war vom Cicero zum Catilina übergegangen, als ihm Catilina als der stärkere erschienen war; er kehrte zum Cicero zurück, als Cicero Sieger war. Er war des Clodius Freund, so lange

1) Ad fam., VIII, 14.

er der Geliebte der Clodia war; er verließ den Bruder zu derselben Zeit, als er die Schwester verließ, und schloß sich plötzlich der Partei des Milo an. Mehrmals ist er, ohne sich darüber ein Gewissen oder Unruhe zu machen, vom Volke zum Senate und vom Senate zum Volke übergegangen. Im Grunde lag ihm an der Sache, welcher er diente, wenig, und es bedurfte seinerseits keine große Anstrengung, sich von ihr zu trennen. In demselben Augenblicke, wo er die Miene annahm, als liege sie ihm sehr am Herzen, sprach er von ihr in einem Tone, der glauben ließ, daß sie ihm ganz fremd sei. Selbst bei den wichtigsten Angelegenheiten, und wo es sich um das Schicksal der Republik handelt, scheint er nicht zu vermuthen, daß ihn dies irgendwie angehe, und daß er an ihrem Wohle oder Untergange interessiert sei. „Das ist," sagt er, „eure Sache, ihr reichen Greise[1])." Was liegt ihm auch daran? Da er immer ruiniert ist, so hat er nie etwas zu verlieren. Auch ist ihm jede Regierung gleichgiltig, und nur die Neugierde läßt ihn an den Kämpfen, in welchen er jedoch eine so thätige Rolle spielt, Interesse nehmen. Wenn er sich mit so großer Leidenschaft in die Bewegungen des öffentlichen Lebens stürzt, so geschieht es, weil man die Ereignisse und die Menschen aus größerer Nähe erblickt, weil man dabei interessante Betrachtungen anstellen kann, und man heiteren Scenen begegnet. Als er dem Cicero mit einem merkwürdigen Scharfblick die Nähe des Bürgerkrieges und das Unglück, das mit ihm kommen wird, anzeigt, setzt er hinzu: „Wenn du nicht einige Gefahr liefest, so würde ich sagen, daß das Geschick dir ein großes und seltsames Schauspiel bereitet[2])." Ein schreckliches Wort, was Cälius in der Folge sehr theuer bezahlt hat; denn man treibt mit solchen blutigen Spielen nicht ohne Gefahr ein Spiel, und man fällt oft als Opfer, wenn man nur ein Zuschauer zu sein wähnte.

Als dieser Krieg, den er so dem Cicero anzeigte, auf dem Puncte war auszubrechen, war Cälius eben zum Aedil ernannt

---

1) Ad fam., VIII, 13. — 2) ib., VIII, 14.

worden, und er bot Alles auf, um Panther aus Cilicien für die Spiele, die er dem Volke geben wollte, zu erhalten. Zu dieser Zeit erklärte er, der sich mehr oder weniger zu allen Parteien gehalten hatte, die Sache des Senates zu vertheidigen, das heißt, wenn er von den Senatoren sprach, sagte er „unsere Freunde“ und nannte sie überall „die guten Bürger;“ was ihn aber wie gewöhnlich nicht daran hinderte, die Augen auf die Fehler, welche die guten Bürger begehen konnten, offen zu halten und scharf über seine Freunde herzuziehen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot. Cicero fand ihn kalt und unentschieden; er hätte es gern gesehen, wenn sich Cälius mehr betheiligt hätte. Bei seiner Abreise nach Cilicien rühmte er ihm fortwährend die großen Eigenschaften des Pompejus: „Glaube mir,“ sagte er zu ihm, „schließe dich diesem großen Manne an, er wird dich gern aufnehmen[1].“ Aber Cälius hütete sich wohl, Etwas darin zu thun. Er kannte den Pompejus, den er zu wiederholten Malen in beißenden Worten geschildert hat; er bewunderte ihn wenig und liebte ihn nicht. Wenn er sich zur Zeit seiner größten Macht fern von ihm gehalten hatte, so geschah es nicht, wie man leicht begreift, um sich in seine Arme zu werfen, wenn diese Macht bedroht wäre. Je näher die Entscheidung, welche er vorhergesehen hatte, kam, desto sorgsamer hielt er sich zurück und wartete die Ereignisse ab.

Dies war übrigens der Zeitpunct, wo die ehrenhaftesten Männer sich bedachten. Diese Unentschlossenheit, die damals nicht sehr aufgefallen zu sein scheint, ist in unserer Zeit sehr hart beurtheilt worden. Und doch ist sie leicht begreiflich. Die Frage, wie man handeln soll, tritt vor die Augen der Zeitgenossen nicht so klar hin, wie vor die der Nachwelt. Wenn man sie von Weitem mit einem von jedem Vorurtheil freien Geiste betrachtet, wenn man außerdem die Consequenzen mit den Principien zusammenhält und man aus den Resultaten einen Schluß auf die Ursachen machen kann, dann

1) Ad fam., II, 8.

ist nichts leichter, als ein Urtheil auszusprechen; so aber ist es nicht, wenn man mitten unter den Ereignissen lebt und ihnen zu nahe steht, als daß man sie im Zusammenhange überschauen könnte, wenn der Geist durch die ihnen vorangehenden Verhältnisse oder durch die persönlichen Vorzüge eingenommen ist, und wenn die Entscheidung, die man treffen will, die Sicherheit und das Eigenthum gefährdet. Dann ist es nicht mehr möglich, einen so sichern Blick zu haben. Was in diesem Augenblicke die Bestürzung vergrößerte, war der anarchische Zustand, in welchem sich die alten Parteien der römischen Republik befanden. In Wahrheit gab es keine Partei mehr, sondern Coalitionen. Seit fünfzig Jahren kämpfte man nicht mehr um Principienfragen, sondern um persönliche Interessen. Da die Meinungen nicht mehr discipliniert waren, wie sonst, so war die Folge, daß die zaghaften Geister, welche zu ihrem Verhalten einer Anlehnung an die alten Traditionen bedürfen, dem Zufalle preisgegeben hin und herschwankten und oft wechselten. Dieses auffallende Schwanken von angesehenen und geachteten Männern brachte die unsichern Gemüther in Verwirrung und verdunkelte das Recht. Cäsar, der diese Unentschiedenheit kannte und Nutzen aus derselben zu ziehen hoffte, that sein Möglichstes, um die Ursachen davon zu vermehren. Gerade zu der Zeit, wo er sich anschickte, die Verfassung seines Vaterlandes zu stürzen, besaß er das Talent, den Anschein zu haben, als ob er sie mehr als jeder Andere achte. Ein mit diesen Rechtsverhältnissen vertrauter Gelehrter, der die römischen Gesetze gründlich kennt, hat nach einer reiflichen Prüfung erklärt, daß Cäsar die Legalität für sich hatte, und daß das Unrecht, worüber er sich beklagte, begründet war [1]). Damals nahm er sich sehr in Acht, alle seine Pläne offen darzulegen und mit solcher Freimüthigkeit zu reden, wie er es später that, als er an der Spitze stand. Bald stellte er sich als den Nachfolger der Gracchen und den Vertheidiger der

---

1) S. die vortreffliche Abhandlung von Th. Mommsen: Die Rechtsfrage zwischen Cäsar und dem Senat. Breslau, 1857.

Volksrechte hin; bald bemühte er sich, um Alle zu beruhigen, darzuthun, daß der Staat bei diesem Kampfe nicht betheiligt sei, und führte den Sreit auf einen Kampf zwischen zwei mächtigen Concurrenten, die ihren Einfluß geltend machen wollten, zurück. Während er in den Städten von Oberitalien seine Legionen sammelte, führte er nur seinen sehnlichsten Wunsch den öffentlichen Frieden zu erhalten im Munde; je heftiger sich seine Gegner zeigten, desto gemäßigter erschien er, und nie hatte er so annehmbare Bedingungen aufgestellt, als seitdem er sicher war, daß der Senat sie nicht anhören wollte. Dagegen war andrerseits in dem Lager, wo die Gemäßigten und Besonnenen sein sollten, nur Heftigkeit und Ungeschicklichkeit anzutreffen. Man behandelte als öffentliche Feinde diejenigen, die einen Widerwillen gegen den Bürgerkrieg zeigten; man sprach nur von Aechten und Confiscieren, und Sulla's Beispiel war in Aller Munde. Es geschah also, daß man durch einen seltsamen Widerspruch in dem Lager, wo man offen zu erkennen gab, daß man die Freiheit vertheidige, auf die dringendste Weise Ausnahmemaßregeln verlangte, und während der Mann, der Alles von dem Kriege erwartete, und dessen Armee bereit stand, den Frieden anbot, suchten die, welche nicht einen Soldaten unter den Waffen hatten, ihn zurückzuweisen. So hatte man auf beiden Seiten die Rollen getauscht, und jeder schien gegen sein Interesse oder gegen seine Grundsätze zu sprechen und zu handeln. Kann man sich wundern, wenn mitten unter solcher Verwirrung und bei so vielen hinreichenden Gründen, unschlüssig zu sein, ehrenwerthe Männer, wie Sulpicius und Cicero, die ihrem Vaterlande ergeben, aber mehr dazu geschaffen waren, ihm in den Zeiten der Ruhe, als in solchen heftigen Krisen zu dienen, sich nicht sofort entschieden haben?

Auch Cälius war unentschlossen, aber nicht ganz aus denselben Gründen, wie Cicero und Sulpicius. Während sich diese ängstlich fragten, wo das Recht sei, suchte Cälius nur, wo die Gewalt wäre. Dies gestand er selbst mit einer sonderbaren Freimüthigkeit. „Bei einem Zwiespalt im Innern," schrieb er an Cicero, „muß man sich,

solange es ein politischer Streit bleibt und keine Waffengewalt angewendet wird, der rechtlicheren Partei anschließen; aber wenn es zu einem Kriege kommt, muß man sich zu der stärkeren halten; denn das Sicherste ist das Beste [1])." Von dem Zeitpuncte an, wo er sich begnügte, die Kräfte der beiden Rivalen zu vergleichen, wurde seine Wahl leichter; um zu einer Entscheidung zu kommen, genügte es, die Augen zu öffnen. Auf der einen Seite sah man eilf Legionen, die von erprobten Hilfstruppen unterstützt und von dem größten Feldherrn der Republik angeführt wurden. Sie standen an den Grenzen, bereit, auf das erste Signal [2]) ins Feld zu rücken; auf der andern Seite wenig oder gar nicht geübte Truppen, aber eine große Menge junger Leute aus vornehmen Familien, die ebenso wenig die Fähigkeit besaßen zu commandieren, als sie geneigt waren zu gehorchen, und viele von den großen Namen, die einer Partei mehr Ehre machen, als daß sie ihr dienen; hier ein ganz militairisches Regiment und Disciplin im Lager, dort Zwistigkeit, Debatten, Groll, Wettstreit um den Einfluß, Meinungsverschiedenheiten, kurz alle die in ein Feldlager mit hinübergenommenen Gewohnheiten und Inconvenienzen des öffentlichen Marktes. Dies sind die gewöhnlichen Hindernisse einer Partei, die die Freiheit schützen will; denn es ist schwer, Leute, welche sich schlagen, um das Recht zu sprechen zu behalten, zum Schweigen zu bringen, und jede Autorität wird schnell verdächtig, wenn man zu den Waffen gegriffen hat, um sich einem Misbrauch der Autorität zu widersetzen. Aber es war vornehmlich der Charakter der beiden Führer, welcher die beiden Parteien von einander schied. Cäsar erschien Jedermann, selbst seinen größten Feinden, als ein Wunder von Thätigkeit und Vorsicht. Was den

1) Ad fam., VIII, 14. — 2) Man ersieht aus dem achten Buche des bellum gallicum, gegen Ende, daß Cäsar acht Legionen in Gallien, eine in dem cisalpinischen Gallien und zwei, welche er dem Pompejus gab, hatte. Sowie der Krieg auszubrechen drohte, gab er denjenigen, die in Gallien standen, den Befehl, an die Grenze zu rücken. Nach der Einnahme von Corfinium hatte er drei von seinen alten Legionen bei sich.

Pompejus betrifft, so sah man deutlich, daß er nur Fehler mache, und es war ebenso wenig damals, wie jetzt, möglich, sein Verfahren zu erklären. Der Krieg hatte ihn nicht überrascht; er sagte dem Cicero, daß er ihn seit langer Zeit vorausgesehen habe[1]). Ihn voraus sehen, das war von keinem Belang, es hatte den Anschein gehabt, als ob er ihn wünsche. Auf seinen Rath hatte man Cäsar's Propositionen abgewiesen, und die Majorität des Senates hatte nichts gethan, ohne ihn zu Rathe zu ziehen. Er hatte also die Krisis von Weitem herantreten sehen, und während des ganzen diplomatischen Krieges, der den wirklichen Feindseligkeiten vorangieng, hatte er die nothwendige Zeit gehabt, sich vorzubereiten. Und wenn er auch schien keine Vorbereitungen zu treffen, so glaubte doch Jedermann, daß er gerüstet da stand. Als er in seiner gewöhnlichen Prahlerei sagte, er brauche nur mit dem Fuße auf die Erde zu stampfen, um Legionen erscheinen zu sehen, so meinte man, er wolle von geheimen Aushebungen, von unbekannten Verbindungen, die ihm im entscheidenden Augenblicke Truppen zuführen würden, sprechen. Er besaß eine Zuversicht, die den Zaghaftesten wieder Muth gab. Wahrlich, eine so merkwürdige Zuversicht mitten in einer so wirklichen Gefahr bei einem Manne, der Königreiche erobert und so große Dinge ausgeführt hatte, geht über alle Vorstellung hinaus.

Was konnte denn dem Pompejus solches Vertrauen einflößen? Fehlte es ihm an genauen Angaben über die Stärke seines Gegners? stand er wirklich in dem Glauben, wie er sagte, daß des Cäsar Truppen unzufrieden, seine Feldherrn unzuverlässig wären, und daß ihm Niemand in den Krieg, den er gegen sein Vaterland führen wolle, folgen würde? oder zählte er auf das Glück seiner ersten Jahre, auf den Zauber seines Namens, auf die glücklichen Zufälle, die ihm so viele Siege verliehen hatten? Gewiß ist, daß in dem Augenblicke, wo die Veteranen von Alesia und Gergovia sich zu Ravenna sammelten und an den Rubico rückten, der unkluge Pom-

---

1) Ad Att., VII, 4.

pejus eine große Verachtung gegen den Feldherrn und seine Truppen zu erkennen gab, vehementer contemnebat hunc hominem[1]). Aber diese Prahlerei dauerte gar nicht lange; bei der Nachricht, daß Cäsar entschlossen auf Rom losrücke, hörte sie mit einem Male auf, nnd derselbe Mann, den uns Cicero so eben seinen Nebenbuhler verachtend und seine Niederlage voraussagend zeigte, er läßt ihn uns einige Tage später erblicken von Schrecken erfüllt und auf der Flucht bis tief in Apulien hin, ohne daß er wagt Halt zu machen noch irgend wo festen Fuß zu fassen. Wir haben noch den Brief, den Pompejus damals an die Consuln und an Domitius schrieb, der wenigstens zu Corfinium sich entgegen zu stellen versuchte. „Wisset," schrieb er ihnen, „daß ich mich in einer großen Besorgnis befinde (scitote, me esse in summa sollicitudine[2])." Welcher Contrast mit den kecken Reden von kurz vorher! Das ist doch die Ausdrucksweise eines Menschen, der, plötzlich erwachend aus seinen überspannten Hoffnungen, sich schnell von einem Extrem zum andern wendet. Er hatte keine Vorbereitungen getroffen, weil er des Erfolges zu sicher war; er wagt nichts zu unternehmen, weil er seiner Niederlage zu gewiß ist. Er hat zu Niemandem mehr Vertrauen noch Hoffnung; jeder Widerstand scheint ihm nutzlos; er rechnet selbst nicht mehr auf das Erwachen des patriotischen Sinnes, und es kommt ihm nicht in den Gedanken, eine letzte Ansprache an die republikanische Jugend der italischen Municipien zu richten. Bei jedem Schritt, den sein Feind vorwärts thut, weicht er mehr zurück. Brundisium selbst mit seinen starken Mauern gewährt ihm keine Sicherheit; er denkt daran, Italien zu verlassen, und hält sich erst dann für sicher, wann es ihm gelingt, das Meer zwischen sich und dem Cäsar zu haben.

Cälius hatte nicht so lange gewartet, um sich zu erklären. Noch ehe der Kampf begann, war es ihm leicht gewesen zu sehen, auf welcher Seite die Kraft war, und wo der Sieg sein würde. Da hatte er kühn eine Schwenkung gemacht und hatte sich

---

1) Ad Att., VII, 8. — 2) ib., VIII, 12.

in die erste Reihe von Cäsar's Freunden gestellt. Er erklärte sich, indem er mit seiner gewöhnlichen Energie den Antrag des Clodius unterstützte, welcher forderte, daß man den Pompejus nach seiner Provinz Spanien zurückschicke. Als die Hoffnung auf eine friedliche Lösung ganz geschwunden war, verließ er mit seinen Freunden Curio und Dolabella Rom und begab sich zum Cäsar nach Ravenna. Er folgte ihm auch auf seinem Triumphzuge durch Italien; er sah ihn dem Domitius, der sich in Corfinium hatte gefangen nehmen lassen, verzeihen, den Pompejus verfolgen und ihn in Brundisium fest eingeschlossen halten. In dem Rausche über diese schnellen Erfolge schrieb er an Cicero: „Hast du je einen ungeschickteren Menschen als deinen Pompejus gesehen, der, nachdem er Anfangs die Sache als Kinderspiel behandelt, nachher solchen Lärm erregt hat? Hast du dagegen von einem Manne gelesen oder gehört, der, wie unser Cäsar, die höchste Thatkraft mit der größten Mäßigung im Siege vereinigt hätte? Was meinst du wohl zu unsern Soldaten, die zur abscheulichsten Winterzeit in den rauhesten und kältesten Gegenden auf einem Spaziergange den Krieg beendet haben[1])?"

Sobald sich Cälius einmal betheiligt hatte, hatte er keinen anderen Gedanken weiter, als den Cicero mit sich fortzureißen. Er wußte, daß er dem Cäsar keine größere Freude machen könne. So siegreich Cäsar war, so fühlte er, der sich keine Illusionen über diejenigen, welche ihm dienten, machte, doch deutlich, daß es ihm an einigen ehrlichen Männern fehle, um seiner Partei ein besseres Relief zu geben. Der große Name des Cicero wäre hinreichend gewesen, um die schlechte Wirkung, welche seine Umgebung hervorbrachte, zu entfernen und eine bessere hervorzurufen. Leider war Cicero sehr schwer zu einem Entschlusse zu bringen. In der Zeit von Cäsar's Uebergange über den Rubico an bis zur Einnahme von Brundisium wechselte er täglich seine Meinung. Von beiden Seiten suchte man ihn auf gleiche Weise an sich zu ziehen, und die

1) Ad fam., VIII, 15.

beiden Führer selbst stellten an ihn das Ansuchen, aber auf eine sehr verschiedene Weise. Pompejus, immer ungeschickt, richtete an ihn kurze gebieterische Briefe: „Schlage so schnell als möglich die appische Straße ein und komm zu mir nach Luceria, nach Brundisium, da wirst du in Sicherheit sein[1]." Seltsame Sprache eines Besiegten, der beharrlich als Gebieter spricht! Cäsar war weit klüger: „Komm," schrieb er ihm, „komm und unterstütze mich mit deinem Rathe, mit deinem Namen, mit deinem Ruhme[2]." Diese Behutsamkeit, dies Entgegenkommen eines siegreichen Feldherrn, der demüthig bat, da er das Recht zu gebieten hatte, konnte den Cicero nicht gefühllos lassen. Zugleich, um ihn desto sicherer zu gewinnen, ließ ihm Cäsar durch seine theuersten Freunde, Appius, Balbus, Trebatius, vor Allen durch Cälius, der das Mittel ihn zu fangen so vortrefflich kannte, schreiben. Man faßte ihn bei allen seinen Schwächen zugleich an; man erweckte alten Groll gegen Pompejus; man suchte ihn durch eine Schilderung von dem Unglück, was seine Familie bedrohe, zu bewegen; man fachte seine Eitelkeit an, indem man ihn auf die Ehre hinwies die Parteien zu versöhnen und den Frieden in dem Vaterlande herzustellen.

Solchen Angriffen mußte zuletzt eine so schwache Seele weichen. Endlich schien er entschlossen, in Italien zu bleiben, in einem isolierten Landhause oder in einer neutralen Stadt, fern von der Oeffentlichkeit lebend, für Niemanden Partei nehmend, aber Jedermann Mäßigung und Frieden predigend. Schon hatte er eine hübsche Abhandlung über die Eintracht der Bürger angefangen; er wollte sie in dieser Muße beenden, und da er eine gute Meinung von seiner Beredsamkeit hatte, so hoffte er stark, daß er dadurch die Hartnäckigsten zum Niederlegen der Waffen bewegen würde. Das war offenbar eine Chimäre; indessen muß man nicht vergessen, daß Cato, der frei von Verdacht ist, bedauerte, daß Cicero so bald seinen Vorsatz aufgegeben habe. Er tadelte ihn, daß er nach Phar-

1) Ad Att., VIII, 11. — 2) ib., IX, 6.

salus gekommen wäre, wo seine Gegenwart von keiner großen Hilfe für die Kämpfenden gewesen sei, während er, wenn er neutral bliebe, seinen Einfluß auf die beiden Rivalen erhalten und zwischen ihnen als Vermittler auftreten könne. Aber ein einziger Tag warf alle diese schönen Pläne nieder. Als Pompejus Brundisium, wo er sich nicht mehr in Sicherheit glaubte, verließ und sich nach Griechenland einschiffte, ließ Cäsar die Nachricht hiervon, auf die er rechnete, um den Cicero zurückzuhalten, sofort demselben zugehen. Aber gerade dies bewirkte einen Wechsel in seiner Meinung. Er gehörte nicht zu den Menschen, wie Cälius, die sich mit dem Glücke wenden und dem günstigen Erfolge nachgehen. Im Gegentheil, er fühlte sich zu Pompejus hingezogen, sobald er ihn im Unglück erblickte. „Ich habe nie gewünscht sein Glück zu theilen," sagte er, „hätte ich doch sein Unglück getheilt[1])!" Als er erfuhr, daß die republikanische Armee abgezogen und mit ihr fast alle seine politischen Freunde; als er sah, daß auf diesem italischen Boden keine Obrigkeit, keine Consuln, kein Senat mehr sei, wurde er von tiefem Schmerze erfüllt; es schien ihm, als wäre Alles rings um ihn her öde geworden, und als wäre die Sonne selbst, nach seinem Ausdrucke, von der Erde verschwunden. Viele beglückwünschten ihn wegen seiner Klugheit, aber er warf sie sich wie ein Verbrechen vor. Er beklagte sich bitter über seine Schwäche, sein Alter, seine Liebe zur Ruhe und zum Frieden. Er hatte nur noch einen Gedanken, nämlich den, so schnell wie möglich Rom zu verlassen. „Ich kann meine Sehnsucht nach ihm nicht unterdrücken," sagte er „meine Bücher, meine Studien, meine Philosophie helfen mir zu nichts. So schaue ich Tag und Nacht wie jener Vogel auf das Meer hinaus, ich möchte davonfliegen[2])."

Von nun an war sein Entschluß gefaßt. Cälius suchte vergebens ihn im letzten Augenblick durch einen ergreifenden Brief zurückzuhalten, indem er ihn auf den Verlust seines Vermögens und

1) Ad Att., IX, 12. — 2) ib., IX, 10.

auf die Zukunft seines bloßgestellten Sohnes hinwies. Cicero, obwohl sehr ergriffen, antwortete mit einer ihm nicht gewöhnlichen Standhaftigkeit. „Meinem Sohne, der dir, wie ich zu meiner Freude sehe, lieb und werth ist, werde ich, wenn es noch ein Gemeinwesen geben wird, in dem Gedächtnisse meines Namens ein hinreichend großes Erbtheil hinterlassen. Wenn es aber keines mehr geben wird, so wird ihm nichts vor seinen übrigen Mitbürgern voraus begegnen[1])." Und bald nachher gieng er zur See, um sich in des Pompejus Lager zu begeben. Er rechnete nicht auf einen glücklichen Erfolg; denn er wußte sehr wohl, daß, indem er sich einer Partei anschloß, deren Schwächen er alle kannte, er freiwillig einem Unglücke entgegen gehe. „Ich stürze mich," sagte er „wie Amphiaraus lebendig in den Abgrund[2])." Dies Opfer glaubte er seinem Vaterlande bringen zu müssen, und das muß man ihm um so höher anrechnen, da er es ohne Illusion und ohne Hoffnung that.

Während sich Cicero so zum Pompejus begab, begleitete Cälius den Cäsar nach Spanien. Aller Verkehr zwischen ihnen wurde nun unmöglich; auch ihre Correspondenz, welche bis dahin sehr lebhaft gewesen war, ist in dieser Zeit unterbrochen. Jedoch ist noch ein Brief vorhanden, der letzte, den sie sich geschrieben haben, und der einen merkwürdigen Contrast mit den vorhergehenden bildet. Cälius schrieb ihn an Cicero kaum einige Monate nach den eben erwähnten Ereignissen, aber unter sehr verschiedenen Verhältnissen. Obgleich er nur sehr verstümmelt auf uns gekommen und der Sinn des Ganzen schwer festzustellen ist, so erkennt man doch deutlich, daß der, welcher ihn schrieb, sich in einer heftigen Aufregung befand. Dieser eifrige Anhänger Cäsar's, der die Andern zu seiner Meinung zubekehren suchte, ist plötzlich ein schrecklicher Feind geworden; die Sache, welche er noch eben mit solcher Wärme vertheidigte, nennt er nur noch eine verabscheuungswürdige Sache, und er findet, „daß es besser ist, zu sterben, als ihr treu

---

1) Ad fam., II, 16. — 2) ib., VI, 6.

zu bleiben[1])." Was war denn in dieser Zwischenzeit vorgefallen? Welche Motive hatten den Cälius zu diesem letzten Wechsel geführt, und was war der Ausgang davon? Es ist nicht unangemessen, dies darzustellen; denn diese Darstellung wird einiges Licht über die Politik des Dictators verbreiten und besonders seine Umgebung besser erkennen lassen.

III.

In seiner Abhandlung „über die Freundschaft" behauptet Cicero, daß ein Tyrann keine Freunde haben kann[2]). Bei diesen Worten dachte er an Cäsar, und man muß gestehen, daß dies Beispiel ihm Recht zu geben scheint. Wenn man der Herr ist, dann fehlt es einem nicht an Dienern, und Cäsar, der sie reichlich belohnte, hat deren mehr als jeder Andere gehabt; aber aufrichtige und ergebene Freunde, die findet man bei ihm nicht viel. Vielleicht hat er welche unter diesen unbekannteren Dienern gehabt, deren Namen die Geschichte nicht aufbewahrt hat[3]); aber keiner von denen, die er in die erste Linie stellte, und die er berief, sein Glück mit ihm zu theilen, blieb ihm treu. Seine Liberalität erzeugte nur Undankbare, seine Huld entwaffnete Niemanden, und er ist gerade von denen, an welche er die meiste Gunst verschwendet hatte, verrathen worden. Die einzigen, die man wirklich seine Freunde nennen kann, waren seine Soldaten, die Veteranen, die aus dem großen Kriege gegen die Gallier übrig waren; es waren seine Centurionen, die er alle bei ihren Namen kannte, und die sich so muthig für ihn vor seinen

1) Ad fam., VIII, 17. — 2) De amic., 15. — 3) Es würde ungerecht sein, wenn man den Namen des Matius mit Stillschweigen übergehen wollte, von dem ein so schöner Brief bei Gelegenheit von Cäsar's Tode vorhanden ist (Ad fam., XI, 28). Dies war ein wahrer Freund für Cäsar; aber man muß bemerken, daß er diesen nicht unter denjenigen, die er zu Prätoren oder Consuln gemacht und deren Schulden er so oft bezahlte, gefunden hatte. Matius bekleidete nie ein öffentliches Amt, und ohne Cicero's Briefwechsel wäre sein Name nicht auf uns gekommen.

Augen hinschlachten ließen. Zu ihnen gehört jener Scäva, dessen Schild bei Dyrrhachium von 230 Pfeilen durchbohrt wurde[1]), jener Crastinus, der zu ihm an dem Morgen der Schlacht bei Pharsalus sagte: „Heut Abend werde ich entweder lebendig oder todt deinen Dank empfangen[2])." Diese dienten ihm treu, er kannte sie, und er rechnete auf sie; aber er wußte es wohl, daß er seinen Unterfeldherrn nicht trauen könne. Obgleich er sie nach dem Siege mit Geld und Ehren überhäuft hatte, so waren sie doch alle unzufrieden. Einige, die besten von ihnen, waren traurig, wenn sie daran dachten, daß sie die Republik vernichtet und ihr Blut verspritzt hätten, um die absolute Macht zu begründen. Die meisten von ihnen machten sich daraus kein solches Gewissen, aber alle fanden, daß man ihre Dienste schlecht belohnt habe. Die Generosität Cäsar's, so groß sie übrigens war, hatte sie nicht zufrieden stellen können. Man hatte den Staat in ihre Hände gegeben, sie waren Prätoren und Consuln, sie verwalteten die reichsten Provinzen, und doch hörten sie nicht auf zu klagen. Ueberall fanden sie einen Vorwand zur Unzufriedenheit. Antonius hatte sich für einen niedrigen Preis das Haus des Pompejus gerichtlich zuerkennen lassen; als man von ihm das Geld forderte, wurde er zornig und bezahlte nur mit Beleidigungen. Ohne Zweifel mußte er an diesem Tage finden, daß man alle Rücksichten gegen ihn aus den Augen setzte, und den Cäsar einen Undankbaren nennen. Es ist nicht selten, daß man solche Krieger, die dem Feinde gegenüber so tapfer sind und an einem Schlachttage Bewunderung erregen, im gewöhnlichen Leben als gemeine Ehrgeizige antrifft, voll des niedrigsten Neides und von unersättlicher Habsucht erfüllt. Sie fiengen mit Murren und Klagen an und hörten fast alle mit Verrath auf. Unter denen, die Cäsar ermordeten, befanden sich vielleicht seine besten Generale, Sulpicius Galba, der Sieger über die Nantuaten, Basilus, einer der glänzendsten Reitergenerale, Decimus Brutus und Trebonius, die Helden von Massilia. Die, welche nicht

---

1) De bell. civ., III, 53. 2) ib., III, 91.

zu dem Complot gehörten, benahmen sich an diesem Tage nicht viel besser. Wenn man im Plutarchus den Bericht über Cäsar's Tod liest, so drückt es einem das Herz ab, wenn man sieht, daß Niemand den Versuch gemacht hat ihn zu vertheidigen. Der Verschworenen waren nur etwa sechszig, und es waren mehr als achthundert Senatoren. Die meisten unter ihnen hatten in seinem Heere gedient; alle verdankten ihm die Ehre, in der Curie zu sitzen, deren sie nicht würdig waren, und diese Elenden, die von ihm ihren Reichthum und ihre Ehre besaßen, die um seine Protection bettelten und von seinen Gunstbezeigungen lebten, sahen ihn ermorden, ohne ein Wort zu sagen. So lange dieser furchtbare Kampf dauerte, während er „wie ein von den Jägern angefallenes Thier zwischen den gegen ihn gezückten Dolchen sich wand [1]," blieben sie unbeweglich auf ihren Stühlen, und all ihr Muth bestand darin, zu fliehen, als Brutus neben dem blutenden Leichnam zu sprechen versuchte. Cicero erinnerte sich dieser Scene, deren Zeuge er gewesen war, wenn er später sagte: „An dem Tage, wo die Unterdrücker ihres Vaterlandes fallen, sieht man, daß sie keine Freunde hatten [2]."

Als die Generale Cäsar's, die allen Grund hatten ihm treu zu bleiben, ihn verriethen, konnte er auf jene zweifelhaften Verbündeten, die er auf dem Forum angeworben, und die, ehe sie ihm dienten, allen Parteien gedient hatten, mehr rechnen? Um seine Pläne auszuführen, bedurfte er Staatsmänner; er hatte eine möglichst große Anzahl nöthig, damit das neue Regiment nicht als ein ganz militairisches Regiment erschiene. Auch war es nicht schwer, und er nahm sie ohne Wahl. Es waren die ehrlosesten Menschen aller Parteien, die vorzugsweise zu ihm gekommen waren. Er nahm sie auf, wiewohl er sie wenig achtete, und schleppte sie alle mit in seinem Gefolge. Cicero war ganz bestürzt, als Cäsar in ihrer Begleitung zu ihm nach seinem Formianum kam. „In ganz Italien," sagte er, „ist nicht ein Schuft, der nicht mit ihm wäre [3]," und

1) Plut., Caes. — 2) De amic., 15. — 3) Ad Att., IX, 19.

Atticus, der sonst so zurückhaltend ist, konnte nicht anders, als dieses Gefolge eine Höllenschaar nennen[1]). So sehr man sich auch daran gewöhnt hat, Leute, die nicht viel zu verlieren haben, die Initiative zu solchen Revolutionen ergreifen zu sehen, so muß man sich doch darüber wundern, daß Cäsar nicht einige ehrenwerthere Verbündete gefunden hat. Diejenigen, welche am meisten gegen ihn sind, müssen doch anerkennen, daß in dem, was er stürzen wollte, nicht Alles verdiente erhalten zu werden. Der Revolution, die er im Sinne hatte, lagen sehr ernste Motive zu Grunde; es war natürlich, daß sie auch aufrichtige Anhänger hatte. Wie kommt es nun, daß unter denen, die ihm behilflich waren, ein Regime zu ändern, worüber Jeder Klage führte, worunter Jeder gelitten hatte, so Wenige sind, die aus Ueberzeugung zu handeln scheinen, und daß dagegen fast Alle nur gedungene Verschwörer sind, ohne Aufrichtigkeit für einen Mann arbeitend, den sie nicht lieben, und an einem Werke, das sie für schlecht halten?

Vielleicht findet die Zusammensetzung von Cäsar's Partei ihre Erklärung in den gewöhnlichen Mitteln, zu denen er griff, um sie zu recrutieren. Man sieht nicht, daß er, wenn er Jemanden für seine Sache gewinnen wollte, seine Zeit verloren hat, ihm die Mängel der alten Regierung und die Vorzüge derjenigen, die er an ihre Stelle setzen wollte, nachzuweisen. Er wandte einfachere und sicherere Argumente an, er bezahlte. Er kannte also die Menschen seiner Zeit, und er irrte sich nicht, wenn er meinte, daß in einer dem Luxus und den Vergnügungen ganz ergebenen Gesellschaft die Ueberzeugung geschwunden und dem bloßen Interesse gewichen sei. Er organisierte also ohne Bedenken ein mächtiges Corruptionssystem. Gallien gewährte ihm dazu die Mittel. Er plünderte es ebenso wacker, wie er es besiegt hatte, „indem er," sagt Suetonius, „Alles, was er in den Tempeln der Götter vorfand, wegführte und die Städte erstürmte, weniger um sie zu bestrafen, als um einen

---

1) Ad Att., IX, 18.

Vorwand zu haben, sie zu plündern[1])." Mit diesem Gelde schuf er sich Anhänger. Die, welche zu ihm kamen, giengen nie leer aus. Ja, er verabsäumte nicht, Sclaven und Freigelassene, die auf ihre Herren einigen Einfluß ausübten, zu beschenken. Während seiner Abwesenheit von Rom vertheilten der schlaue Spanier Balbus und der Banquier Oppius, die seine Geschäftsführer waren, in seinem Namen reichlich Geld; sie kamen den in Verlegenheit sich befindenden Senatoren auf discrete Weise zu Hilfe; sie schossen den jungen Leuten aus vornehmen Familien, die ihr väterliches Vermögen durchgebracht hatten, vor. Sie borgten ohne Interessen, aber man wußte wohl, durch welche Dienste man einst seine Schulden würde bezahlen müssen. So erkauften sie den Curio für eine bedeutende Summe. Dieser hatte mehr als 60 Millionen Sesterzen (12 Millionen Fr.) Schulden. Cälius und Dolabella, die in ihren Angelegenheiten nicht viel besser standen, wurden wahrscheinlich durch dieselben Mittel gewonnen. Nie verbreitete sich die Corruption weiter und schamloser, als zu jener Zeit. Fast jedes Jahr kehrte Cäsar im Winter nach dem cisalpinischen Gallien mit den Schätzen der Gallier zurück. Da war ein offener Markt, und die großen Personen fanden sich der Reihe nach ein. Einmal kamen nach Lucca mit einem Male so viele, daß man in dem Palaste zweihundert Senatoren und hundertzwanzig Lictoren an der Thüre zählte.

Im Allgemeinen währt die Treue der Menschen, welche man erkauft, nicht länger, als das Geld, das man ihnen gegeben hat, hinreicht; das Geld aber dauert in ihren Händen nicht gar lange, und sowie man nachläßt, für ihre Verschwendungen zu sorgen, muß man auch anfangen, ihnen zu mistrauen. Außerdem lag hier für alle diese politischen Freunde Cäsar's ein besonderer Grund vor, der heut oder morgen sie zu Unzufriedenen machen mußte. Sie waren mitten unter den Stürmen der Republik gestiegen; sie hatten sich frühzeitig in dieses bewegte und stürmische Leben gestürzt und hatten

1) Suet., Caes., 54.

Geschmack daran gefunden. Niemand hatte mehr wie sie die Freiheit der Rede gebraucht und gemisbraucht; ihr verdankten sie ihren Einfluß, ihre Macht, ihren Ruhm. Durch eine sonderbare Inconsequenz waren diese Menschen, die mit allen Kräften an der Begründung einer absoluten Herrschaft arbeiteten, diejenigen, welche am wenigsten die Kämpfe des Forums, die Agitationen, die Aufregungen von der Rednerbühne aus, das heißt das, was nur in freien Verfassungen besteht, entbehren konnten. Niemandem mußte die despotische Gewalt bald lästiger erscheinen, als denen, die nicht einmal das leichte und gerechte Joch des Gesetzes hatten ertragen können. Auch bemerkten sie sehr bald den Fehler, den sie begangen hatten. Sie begriffen, wie sie dadurch, daß sie einen Gewalthaber unterstützt hatten, um den Andern die Freiheit zu nehmen, ihre eigne Freiheit geopfert hatten. Zugleich war es ihnen nicht schwer zu sehen, daß das neue Regime, das sie selbst geschaffen hatten, ihnen nicht das wiedergeben konnte, was ihnen das alte würde gegeben haben. Was waren in der That die Würden und Ehrenstellen, womit man sie bezahlen wollte, wenn ein einziger Mensch die Realität der Macht besaß? Freilich gab es noch Prätoren und Consuln; aber wie konnte man die von einem Manne abhängigen, seinen Launen unterworfenen, von seinem Ansehn beherrschten, durch seinen Ruhm verdunkelten und gleichsam beseitigten obrigkeitlichen Personen mit denen der alten Republik vergleichen? Daraus mußte unvermeidlich Unzufriedenheit, Sehnsucht nach den früheren Verhältnissen, ja oft auch Verrath entstehen. Das ist der Grund davon, daß alle die Verbündeten, die Cäsar aus den verschiedenen politischen Parteien geworben hatte, zuletzt, nachdem sie ihm sehr nützlich gewesen waren, ihm große Schwierigkeiten verursacht haben. Keiner von den widerspenstigen, unfügsamen, von Natur und aus Gewohnheit undisciplinierten Menschen unterwarf sich gern einer Disciplin und fügte sich willig dem Gehorsam. Sobald sie nicht mehr den Herrn vor Augen hatten und durch seinen starken Arm gehalten wurden, gewann die alte Neigung bei ihnen wieder die Oberherr-

schaft; sie wurden bei der ersten besten Gelegenheit wieder die alten Rebellen, und in der durch die absolute Gewalt in Ruhe gehaltenen Stadt fiengen bei jedesmaliger Abwesenheit Cäsar's die Unruhen von Neuem an. So haben Cälius, Dolabella, Antonius die öffentliche Ruhe, die sie aufrecht zu erhalten die Pflicht hatten, gefährdet. Curio, der Führer jener Jugend, die sich um die Fahne der neuen Herrschaft gesammelt hatte, starb zu schnell, um Zeit gehabt zu haben, unzufrieden zu sein; aber aus der leichten und ungezwungenen Weise, wie er in seinen vertraulichen Unterredungen schon von Cäsar sprach, aus der geringen Illusion, die er sich über ihn zu machen schien, kann man schließen, daß er ebenso wie die Andern würde gehandelt haben [1]).

Man wird nun leicht begreifen, was Cälius für Gründe hatte zu klagen, und wie ein Ehrgeiz, den die Würden der alten Republik nicht hatten befriedigen können, sich zuletzt unter dem neuen Regime sehr unbehaglich fand. Man wird sich nun den seltsamen Brief, den er an Cicero geschrieben hatte, erklären, sowie auch die dem Cäsar und seiner Partei gemachte Kriegserklärung. Die Unzufriedenheit hatte sich früh bei ihm eingestellt. Schon am Anfange des Bürgerkrieges antwortete er, als man ihm zu den Erfolgen der Seinigen Glück wünschte, traurig: „Was nützt mir ein Ruhm, der nicht bis zu mir gelangt? [2])" Er fieng an einzusehen, daß in der neuen Herrschaft nur für Einen Platz sei, und daß in Zukunft dem allein der Ruhm, wie die Macht gehöre. Cäsar nahm ihn bei seinem Feldzuge nach Spanien mit, ohne ihm, wie es scheint, eine Gelegenheit zu geben, sich auszuzeichnen. Als er nach Rom zurückkehrte, wurde er zum Prätor ernannt, aber er erhielt nicht die Prätur in der Stadt, welche die ehrenvollste war; Trebonius wurde ihm vorgezogen. Diese Auszeichnung des Trebonius, die er als einen Schimpf ansah, erregte in ihm einen heftigen Unwillen. Er beschloß sich dafür zu rächen und wartete nur auf eine Gelegenheit. Sie

1) Ad Att., X, 4. — 2) Ad fam., VIII, 15.

schien ihm gekommen, als er den Cäsar mit allen seinen Truppen nach Thessalien zur Verfolgung des Pompejus abgehen sah. Er glaubte, daß er in Abwesenheit des Dictators und seiner Soldaten, bei der großen Aufregung in Italien, wo tausend sich widersprechende Gerüchte über die Resultate des Kampfes circulierten, einen entscheidenden Schlag würde versuchen können. Der Augenblick war sehr wohl gewählt, noch besser aber die Gelegenheit, die Cälius benutzte, den Kampf zu beginnen. Nichts macht seiner politischen Geschicklichkeit mehr Ehre, als daß er so klar die schwachen Seiten der siegreichen Partei erkannte, und daß er mit einem Blick die beste Stellung, die man nehmen konnte, um mit Erfolg anzugreifen, herausfand.

Obgleich Cäsar Herr von Rom und Italien war und man voraussah, daß die republikanische Armee ihn nicht aufhalten würde, so blieben ihm dennoch große Schwierigkeiten zu überwinden. Cälius wußte es wohl; es war ihm nicht verborgen, daß in politischen Kämpfen der Erfolg oft mit großen Gefahren verknüpft ist. Ist der Feind besiegt, dann hat man mit persönlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, was zuweilen noch mehr Mühe macht. Man muß den Begehrlichkeiten, welche man bisher geduldet, ja sogar anzuregen geschienen hat, als noch der Augenblick sie zu befriedigen fern zu sein schien, einen Damm entgegenstellen; man muß sich insonderheit gegen die übertriebenen Hoffnungen, die der Sieg bei denen, welche ihn errungen haben, erweckt, und die er nicht verwirklichen kann, schützen. So lange man nicht der Stärkste ist, und so lange man sich Anhänger schaffen will, läßt man es in der Regel nicht an Versprechungen fehlen; gelangt man aber zur Macht, dann ist es schwer, alle eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, und die schönen Oppositionsprogramme, welche man angenommen und verbreitet hat, sind alsdann äußerst hinderlich. Cäsar war der anerkannte Führer der demokratischen Partei; daher seine Kraft. Man erinnert sich, daß er, als er Italien betrat, gesagt hatte, er komme, um der Republik die von einem Paar Aristokraten unterdrückte Frei-

heit wieder zu geben. Die demokratische Partei also, als deren Mandatar er sich hierdurch erklärte, hatte ihr Programm vollständig fertig. Es war nicht ganz das der Gracchen. Nach einem hundertjährigen, oft blutigen Kampfe war der Haß giftiger geworden, und der thörichte Widerstand der Aristokratie hatte die Forderungen des Volkes gesteigert. Jeder von den Häuptern, die es seit Cajus Gracchus hatten leiten wollen, hatte, um es sicherer auf seiner Seite zu haben, für dasselbe eine neue Forderung formuliert. Clodius hatte das unbeschränkte Associationsrecht feststellen und den Staat durch die geheimen Gesellschaften regieren wollen. Catilina verhieß Confiscation und Plünderung; auch er stand noch in einem sehr populären Andenken. Cicero spricht von den Trauermahlen, die man ihm zu Ehren feierte, und von den Blumen, womit man sein Grab schmückte [1]). Cäsar, der sich als deren Nachfolger hinstellte, konnte ihre Erbschaft nicht ganz zurückweisen; er mußte also versprechen, daß er ihr Werk vollenden und die Wünsche der Demokratie befriedigen würde. In diesem Augenblicke schien sich dieselbe nicht viel um politische Reformen zu kümmern; was sie wollte, war eine sociale Revolution. Auf Staatskosten von sehr oft wiederholten freiwilligen Vertheilungen zu leben, ohne etwas zu thun; sich die besten Länder der Verbündeten anzueignen, indem man nach den reichsten Städten Italiens Colonien sandte; zu einer Art von Gütervertheilung zu gelangen, unter dem Vorwande, der Aristokratie das Staatsgut, welches sie sich angeeignet hatte, wieder wegzunehmen, das war das allgemeine Ideal der Plebejer; aber was sie am dringlichsten forderten, was die Parole dieser ganzen Partei geworden war, das war die Befreiung von den Schulden, oder, wie man sagte, die Vernichtung der Schuldregister der Gläubiger (tabulae novae), das heißt die autorisierte Verletzung des öffentlichen Vertrauens und der durch das Gesetz decretierte allgemeine Bankerott. Dieses Programm, so gewaltsam es war, hatte Cäsar anzunehmen geschienen, indem er sich

1) Pro Flacco, 38.

öffentlich zum Haupt der Demokratie erklärte. So lange der Kampf zweifelhaft war, hatte er sich wohl in Acht genommen, Reservationen zu machen, weil er fürchtete, seine Partei durch Spaltungen zu schwächen. Auch glaubte man, daß er, sobald er Sieger wäre, ans Werk gehen würde, dies zu realisieren.

Aber Cäsar war nicht allein gekommen, um eine Verfassung zu stürzen, er wollte eine andere hinstellen, und er wußte wohl, daß man auf eine Beraubung und einen Bankerott nichts Festes gründen könne. Nachdem er sich des Programms der Demokratie ohne Gewissensscrupel bedient hatte, um die Republik zu stürzen, sah er ein, daß eine neue Rolle für ihn begann. An dem Tage, wo er Herr von Rom wurde, machten sein staatsmännischer Instinct und sein Interesse als unumschränkter Herrscher aus ihm einen Conservativen. Zu derselben Zeit, wo er den gemäßigten Männern der alten Parteien die Hand reichte, machte er sich kein Gewissen, oft den Traditionen des alten Regime zu folgen.

Es steht fest, daß Cäsar's Werk, wenn man es im Ganzen betrachtet, weit davon entfernt ist, das eines Revolutionärs zu sein. Viele seiner Gesetze sind von Cicero nach den Iden des März gerühmt worden; darin liegt hinreichend ausgesprochen, daß sie den Wünschen und den Hoffnungen der Demokratie nicht conform waren. Er sendete achtzigtausend arme Bürger in die Colonien, aber jenseit des Meers nach Afrika und Griechenland. Es konnte ihm nicht einfallen, die Freigebigkeiten, welche der Staat dem römischen Volke erwies, gänzlich zu beseitigen, aber er schränkte sie ein. Statt der dreihundertzwanzig Tausend Bürger, welche unter der Republik daran Theil hatten, ließ er nicht mehr als hundertfünzig Tausend zu; er ordnete an, daß diese Zahl nicht überschritten würde, und daß der Prätor alljährlich die Zahl der auf dieses Vorrecht Anspruch habenden Dürftigen, die im Laufe des Jahres gestorben wären, ersetzen sollte. Fern davon, etwas an dem Prohibitivsystem, welches unter der Republik in Kraft war, zu ändern, legte er Eingangszölle auf die fremden Waaren. Er gab ein Aufwandgesetz, viel strenger

als die vorhergehenden, welches bis ins Einzelne die Weise sich zu kleiden und zu leben bestimmte, und ließ es mit tyrannischer Strenge ausüben. Die Märkte wurden militairisch bewacht, aus Furcht, daß man dort etwas verkaufen möchte, was das Gesetz zu kaufen verbot, und man autorisierte die Soldaten, in die Häuser einzudringen und selbst von den Tischen die verbotenen Eßwaaren zu nehmen. Diese Maßregeln, welche den Handel und die Industrie beeinträchtigten, und die folglich den Interessen des Volkes schadeten, hatte Cäsar den Traditionen der aristokratischen Regierungen entlehnt. Sie konnten also nicht populär sein; aber noch weniger waren es die Restrictionen, welche er dem Versammlungsrechte auferlegte. Dieses Recht, woran die Demokratie mehr als an jedem andern hieng, war bis in die letzten Zeiten der Republik respectiert worden, und der Tribun Clodius hatte sich desselben auf eine geschickte Weise bedient, um den Senat einzuschüchtern und den Schrecken auf dem Forum herrschen zu lassen. Unter dem Vorwande, die Laren auf jedem Scheidewege zu ehren, hatten sich die collegia compitalicia gebildet, die aus armen Bürgern und Sclaven bestanden. Anfangs religiös, waren diese Verbindungen bald politisch geworden. Zur Zeit des Clodius bildeten sie eine Art von regulärer Armee der Demokratie und spielten bei den Unruhen in Rom dieselbe Rolle, wie in Paris die Sectionen im Jahre 93. Neben diesen permanenten Vereinen, und nach demselben Muster, bildeten sich temporäre jedes Mal, wenn irgend eine große Wahl statt fand. Man machte eine Liste der Einwohner nach den Bezirken, man theilte sie in Decurien und Centurien, man wählte an ihre Spitze Häupter, die sie militärisch zur Abstimmung führten, und da im Allgemeinen das Volk nicht um nichts seine Stimme abgab, so bestimmte man im Voraus eine angesehene Person, genannt sequester, in deren Hände man die Summe, welche der Candidat versprach, niederlegte, und Vertheiler (divisores), die nach der Abstimmung das Amt hatten, sie unter jeden Bezirk zu vertheilen. So wurde gegen das Ende der Republik das allgemeine Stimmrecht zu Rom ausgeübt, und auf solche Weise

war dies Geschlecht, von Natur ein Freund der Disciplin, dahin gelangt, die Regellosigkeit zu disciplinieren. Cäsar, der sich oft dieser geheimen Vereine bedient hatte, der durch sie die Wahlen gelenkt und die Berathungen des Forums beherrscht hatte, wollte sie nicht mehr dulden, als er sie nicht mehr brauchte. Er glaubte, daß eine regelrechte Regierung nicht lange bestehen würde, wenn er neben derselbe diese verborgene Regierung thätig sein ließe. Er schreckte also nicht vor strengen Maßregeln zurück, um diese organisierte Regellosigkeit los zu sein. Zum großen Aerger für seine Freunde hob er mit einem Male alle politischen Vereine auf und ließ nur die ältesten fortbestehen, die keine Gefahr hatten.

Das waren kräftige Maßregeln, und die Viele verletzen mußten; auch wagte er erst später, nach Munda und Thapsus, sie zu ergreifen, als seine Autorität von Niemandem mehr angefochten wurde, und als er sich stark genug fühlte, um der Demokratie, seiner alten Verbündeten, Widerstand zu leisten. Als er nach Pharsalus abgieng, hatte er noch große Vorsicht zu beobachten; die Klugheit gebot ihm, seiner Freunde Unzufriedenheit nicht zu erregen, da er noch so viele Feinde hatte. Ueberdies waren noch gewisse streitige Puncte, die man nicht unerledigt lassen konnte, so sehr ließ die Demokratie sie sich angelegen sein und verlangte eine unmittelbare Lösung. Dahin gehörte vor allen die Aufhebung der Schulden. Cäsar beschäftigte sich damit gleich nach seiner Rückkehr aus Spanien; aber hier zeigte er sich wieder, trotz der Schwierigkeiten seiner Lage, nicht so radical, wie man es voraussetzte. Auf der einen Seite seine conservative Gesinnung, auf der andern die Forderungen seiner Partei, suchte er einen Mittelweg. Anstatt die Schulden gänzlich aufzuheben, begnügte er sich damit, sie zu reducieren. Er bestimmte zuvörderst, daß alle bis dahin für Zinsen bezahlten Summen vom Capital abgerechnet werden sollten; darauf ordnete er an, um die Zahlung der so verringerten Summe zu erleichtern, daß das Vermögen der Schuldner von Schiedsmännern abgeschätzt werden und nicht dessen gegenwärtiger Werth, sondern der festgestellt werden sollte, den es

vor dem Bürgerkriege gehabt hätte, und daß die Gläubiger verpflichtet sein sollten es zu dieser Taxe anzunehmen. Suetonius sagt, daß auf diese Weise die Schuld um mehr als ein Viertel verringert wurde. Diese Maßregeln scheinen uns gewiß wieder sehr revolutionär. Wir begreifen dieses Einschreiten der Macht nicht, daß man ohne Motiv Privatleute eines Theiles ihres Vermögens beraubt, und nichts kommt uns ungerechter vor, als das Gesetz selbst Verträge, die unter seinen Schutz gestellt sind, vernichten zu sehen; damals aber machte es nicht diesen Eindruck. Die Gläubiger, welche fürchteten, man möchte ihnen nichts lassen, schätzten sich sehr glücklich, daß sie nicht Alles verloren, und die Schuldner, die darauf gerechnet hatten, von ihren Schulden ganz befreit zu werden, klagten bitter darüber, daß man von ihnen verlange, daß sie Etwas bezahlten. Daher Unzufriedenheit und Murren. „In gegenwärtigem Augenblick", schrieb Cälius, „ist, mit Ausnahme weniger Wucherer, hier Alles pompejanisch[1])."

Für einen versteckten Feind, wie Cälius, war die Gelegenheit hervorzutreten günstig. Er ergriff sie schnell und benutzte die allgemeine Abneigung, die er sah. Seine Taktik war kühn. Die Rolle eines Fortschritts-Demokraten, oder, wie man jetzt sagen würde, eines Socialisten, wovon Cäsar nichts wissen wollte, zu übernehmen, aus allen diesen Unzufriedenen eine radicalere Partei zu bilden und sich an die Spitze derselben zu stellen, das war der Plan, den er sich machte. Während die zur Abschätzung des Vermögens der Schuldner ernannten Schiedsmänner so gut wie sie konnten ihre peinlichen Aufträge vollzogen und der praetor urbanus Trebonius die Streitigkeiten, welche sich gegen ihren Ausspruch erhoben, schlichtete, ließ Cälius seinen curulischen Sessel neben den Richterstuhl des Trebonius stellen und erklärte, indem er sich eigenmächtig zum Richter über die Beschlüsse seines Collegen und Vorgesetzten erhob, daß er die Reclamationen derjenigen, die sich darüber zu

1) Ad fam., VIII, 17.

beschweren hätten, unterstützen würde; aber sei es, daß Trebonius Alle zufrieden stellte, oder vielmehr, daß man sich vor Cäsar fürchtete, Niemand wagte hervorzutreten. Dieser erste Stoß entmuthigte den Cälius nicht; er meinte im Gegentheil, daß er, je schwieriger die Situation würde, mit desto größerer Dreistigkeit auftreten müßte, und trotz der Opposition des Consuls Servilius und aller andern Beamten publicierte er zwei sehr gewagte Gesetze, eines, das allen Miethern auf ein Jahr den Miethzins erließ, das andere, welches alle Schulden gänzlich tilgte. Dies Mal schien das Volk geneigt, dem, der so entschlossen seine Partei ergriff, zu Hilfe zu kommen; es erhob sich Tumult, das Blut floß wie früher auf dem Forum; Trebonius, von einer wüthenden Menge angefallen, wurde von seinem Richterstuhl herabgeworfen und rettete sich nur durch ein Wunder. Cälius triumphierte und glaubte ohne Zweifel, daß eine neue Revolution beginnen würde; aber durch ein sonderbares Zusammentreffen fiel er demselben Irrthum zum Opfer, der später den Brutus vernichtete. Diese beiden so verschiedenen Männer täuschten sich in zwei ganz entgegensetzten Verhältnissen auf dieselbe Weise; beide nämlich hatten zu sehr auf das Volk in Rom gerechnet. Der eine gab ihm die Freiheit wieder und hielt es für reif sie zu verlangen und zu verfechten, der andere rief es zu den Waffen, indem er ihm versprach, es an dem Vermögen der Reichen Theil nehmen zu lassen; aber das Volk hörte weder auf den einen, noch auf den andern; denn es war für schlechte Leidenschaften ebenso unempfänglich, als für edle Neigungen. Seine Rolle war zu Ende, das fühlte es. An dem Tage, wo es der absoluten Macht wich, hatte es geschienen ganz die Erinnerung an die Vergangenheit verloren zu haben. Nun sieht man es auf jede politische Initiative verzichten, und Nichts ist mehr im Stande, es aus seiner Apathie zu reißen. Die mit solcher Heftigkeit gewünschten und mit so vieler Mühe erworbenen Rechte, die von den Volksführern so sorgsam genährten Forderungen, das Tribunat und die Agrargesetze, Alles wird ihm gleichgiltig. Es ist schon das von Tacitus so bewunderungswürdig

geschilderte Volk des Absolutismus, das elendeste unter allen Völkern, dienstfertig bei jedem glücklichen Erfolge, gefühllos für jedes Unglück, welches alle diejenigen, die triumphieren, mit demselben Beifall aufnimmt, und dessen alleinige Rolle bei allen Revolutionen darin besteht, das Gefolge des Siegers zu bilden, wann der Kampf bebendet ist.

Ein solches Volk konnte für Niemanden eine feste Stütze sein, und Cälius hatte Unrecht, auf dasselbe zu rechnen. Wenn es durch einen Rest von Gewohnheit für die großen Verheißungen, die auf dasselbe so oft eingewirkt hatten, als es noch frei war, empfänglich zu sein geschienen hatte, so war diese Einwirkung jetzt nur eine vorübergehende, und es reichten einige Reiter, die zufällig durch Rom ritten, hin, um es wieder zur Ordnung zu bringen. Dem Consul Servilius wurde vom Senate die Ausführung jenes berüchtigten Beschlusses übertragen, der jede legale Macht suspendierte und die Gewalt in die Hand eines Einzigen legte. Unterstützt von diesen durchziehenden Truppen, untersagte er dem Cälius die Ausübung seines Amtes, und da dieser Widerstand leistete, ließ er seinen curulischen Sessel[1]) zerbrechen und riß ihn von der Rednerbühne herab, von der er nicht herunter wollte. Dies Mal blieb das Volk ruhig, und nicht eine Stimme antwortete auf die, welche es versuchte, die alten Leidenschaften in diesen matten Seelen wieder wach zu rufen. Cälius kehrte wuthentbrannt nach Hause zurück. Nach einer so öffentlichen Beschimpfung konnte er nicht mehr in Rom bleiben. Auch entfernte er sich eiligst, vorgebend, daß er sich mit dem Cäsar aussprechen wolle; aber er hatte ganz andere Ab-

1) Eine merkwürdige, von Quintilian aufbewahrte Nachricht lehrt uns, daß Cälius in dieser ernsten Situation, in welcher sein Leben auf dem Spiele stand, seinen leichten Charakter und seinen spöttischen Humor nicht verlor. Nachdem sein curulischer Sessel zerbrochen war, ließ er einen andern aus ledernen Riemen anfertigen und brachte ihn dem Consul. Alle Zuschauer brachen in ein lautes Gelächter aus. Man erzählte, daß Servilius in seiner Jugend mit Riemen gezüchtigt war.

sichten. Weil Rom ihn im Stiche ließ, so wollte Cälius versuchen, Italien aufzuwiegeln und den Bundesgenossenkrieg zu erneuern. Das war ein kühnes Unternehmen, und dennoch verzweifelte er nicht, mit der Hilfe eines unerschrockenen Menschen, dessen Unterstützung er sich verschafft hatte, an dem Gelingen. Es befand sich zu dieser Zeit in Italien ein früherer Verschworener, Milo, der sich durch seinen Ungestüm während der Anarchie, die auf das Consulat des Cicero folgte, furchtbar gemacht hatte. Später wegen Meuchelmordes angeklagt, hatte er sich nach Massilia geflüchtet. Cäsar hatte ihn bei der Zurückberufung aller Verbannten ausgeschlossen, denn er fürchtete seine unverbesserliche Frechheit; aber auf die Einladung des Cälius war er heimlich zurückgekehrt und erwartete das, was kommen würde. Cälius begab sich zu ihm, und beide schrieben dringende Briefe an die italischen Municipien, um ihnen große Versprechungen zu machen und sie aufzufordern, zu den Waffen zu greifen. Die Municipien blieben ruhig. Cälius und Milo sahen sich nun genöthigt, das letzte Mittel, was ihnen übrig war, zu ergreifen. Von den freien Bürgern Roms und Italiens verlassen, wandten sie sich an die sclavische Bevölkerung, indem sie die Sclavengefängnisse öffneten und die Hirten Apuliens und die Gladiatoren der öffentlichen Spiele zu sich riefen. Als sie durch diese Mittel einige Anhänger erhalten hatten, trennten sie sich, um jeder einzeln sein Glück zu versuchen, aber keiner von beiden wurde vom Glück begünstigt. Milo, der eine wichtige, von einem Prätor mit einer Legion vertheidigte Stadt anzugreifen gewagt hatte, wurde durch einen Steinwurf getödtet. Cälius, nachdem er vergebens versucht hatte, Neapel und Campanien für sich zu gewinnen, wurde genöthigt, bis nach Thurii zurückzugehen. Dort stieß er auf spanische und gallische Reiter, welche man von Rom abgesendet hatte, und als er ihnen entgegengieng, um mit ihnen zu reden, und ihnen Geld versprach, wenn sie ihm folgen wollten, wurde er von ihnen ermordet.

So endete in einem Alter von vierunddreißig Jahren dieser unerschrockene junge Mann, der die Hoffnung gehegt hatte, Cäsar's

Glück die Wage zu halten. Nie hatten umfassendere Pläne ein so klägliches Ende. Nachdem er eine unglaubliche Kühnheit gezeigt und immer keckere Pläne geschmiedet hatte, je nachdem die ersten scheiterten, nachdem er in wenigen Monaten versucht hatte, nach und nach das römische Volk, Italien, die Sclaven aufzuwiegeln, fiel er ruhmlos von der Hand einiger Barbaren, die er zur Pflichtvergessenheit nöthigen wollte, und sein Tod, der plötzlich in dem Augenblicke erfolgte, wo alle Augen auf Pharsalus gerichtet waren, gieng fast unbemerkt vorüber. Wer möchte jedoch zu behaupten wagen, daß dieses Ende, so traurig es sein mag, ein nicht verdientes gewesen wäre? War es vor Allem nicht gerecht, daß ein Mann, der immer von Abenteuern gelebt, als ein Abenteurer starb? Er war kein vollendeter Staatsmann, was auch Cicero sagen möge; es fehlte ihm, um es zu sein, an einer Ueberzeugung und an Kraft, sich für dieselbe aufzuopfern. Die Unbeständigkeit in seinen Gesinnungen, die Inconsequenzen in seiner Handlungsweise, diese Art von Skepticismus, den er für alle Meinungen affectierte, haben seinem Talente ebenso sehr, wie seinem Charakter geschadet. Hätte er mehr Einheit in sein Leben zu bringen gewußt, hätte er sich bei Zeiten einer vernünftigen Partei angeschlossen, so würde er durch seine Eigenschaften, da sie alsdann ein ihnen würdiges Feld fanden, die höchste Stufe erreicht haben. Er hätte freilich unterliegen können, aber bei Pharsalus oder bei Philippi sterben ist ein Ruhm, welcher noch von der Nachwelt gezollt wird. Hingegen da er seine Meinungen ebenso oft wechselte, wie sein Interesse oder seine Launen es erheischten, da er abwechselnd allen und zwar den entgegengesetztesten Parteien diente, ohne von der Richtigkeit Einer überzeugt zu sein, so war er nur ein unvollkommener Redner, ein Politiker von ungefähr, und er starb auf der Landstraße wie ein gemeiner Missethäter. Jedoch kann ihn die Geschichte trotz seiner Fehler schwerlich mishandeln. Die alten Schriftsteller sprechen nie von ihm, als mit einem geheimen Wohlgefallen. Der Glanz, welcher seine Jugend umgab, die Vorzüge seines Geistes, die Eleganz,

welche er selbst bei der traurigsten Zerrüttung zu bewahren wußte, eine Art kecker Freimüthigkeit, die ihn hinderte, einen ehrlichen Vorwand für Dinge, die es nicht waren, zu suchen, der klare Ueberblick der Situationen in dem politischen Leben, die Menschenkenntnis, der Reichthum an Mitteln, die Energie in seinen Entschließungen, die Unerschrockenheit, Alles zu wagen und unaufhörlich seinen Kopf aufs Spiel zu setzen, so viele brillante Eigenschaften verbunden mit so großen Fehlern haben die strengsten Richter entwaffnet. Selbst der kluge Quintilianus, der so wenig geeignet ist, diese leidenschaftliche Natur zu begreifen, hat dennoch nicht gewagt, streng gegen ihn aufzutreten. Nachdem er die Anmuth seines Geistes und seine beißende Beredsamkeit gelobt hat, begnügt er sich als Moral hinzufügen: „dignus vir, cui et mens melior et vita longior contigisset[1])!"

Als Cälius starb, war die elegante Jugend, deren Vorbild er war, und die wir durch Catullus' Gedichte und durch Cicero's Briefwechsel haben kennen lernen können, schon zum Theil verschwunden. Es war fast keiner von den jungen Leuten mehr da, die an den Festen von Bajä glänzten, und die man auf dem Forum mit großem Beifall begrüßte. Catullus war zuerst gestorben gerade zu der Zeit, wo sein durch das Alter gereiftes Talent ernster und erhabener wurde. Sein Freund Calvus folgte ihm gleich darauf nach in einem Alter von fünfunddreißig Jahren, ohne Zweifel an den Strapazen des öffentlichen Lebens erliegend. Curio war durch des Pompejus Soldaten gefallen, wie Cälius durch die Cäsar's. Dolabella lebte noch, aber nur kurze Zeit. Auch er fand einen tragischen Tod. Es war eine revolutionäre Generation, welche die Revolution hinraffte; denn wahr ist jener berühmte Ausspruch, daß sie zu allen Zeiten wie in allen Ländern ihre eignen Kinder verschlingt.

1) Inst. orat., X, 1.

Cäsar und Cicero.

1.

Cicero und Cäsar's Feldlager in Gallien.

Cicero täuschte sich nicht, wenn er einmal zu Cäsar sagte: „Nach uns wird ebenso wie unter uns eine große Meinungsverschiedenheit über dich obwalten [1]." Es ist nicht zu leugnen, daß Cäsar diejenige geschichtliche Person ist, über welche man noch heut mit der größten Leidenschaftlichkeit debattiert. Keiner hat mehr Sympathien erweckt, aber auch keiner hat mehr Unwillen hervorgerufen, und man muß annehmen, daß in ihm selbst das zu suchen ist, was uns nöthiget, diese Sympathien und diesen Unwillen zu rechtfertigen. Man kann ihn weder unbedingt bewundern, noch unbedingt tadeln, und er zieht immer auf der einen Seite die an, welche er auf der andern abstößt. Selbst diejenigen, die ihn am meisten verabscheuen, und die ihm die politische Revolution, welche er vollendet hat, nicht verzeihen können, fühlen, wenn sie an seine Siege denken, oder wenn sie seine Schriften lesen, eine geheime Zuneigung zu ihm. Je complicierter diese Persönlichkeit ist, und je mehr man über ihn debattiert hat, desto nothwendiger ist es, um sich eine richtige Vorstellung von ihm zu machen, diejenigen zu befragen, die ihn haben kennen können. Obgleich Cicero fast sein ganzes Leben hindurch wegen der bedeutenden Verschiedenheit in ihren Meinungen von Cäsar getrennt war, so hatte er doch zwei Mal Gelegenheit, in ein näheres Verhältnis mit ihm zu treten. Während des gallischen Krieges nämlich war er sein politischer Gesinnungsgenosse und stand mit ihm in ununterbrochenem Briefwechsel; nach Pharsalus wurde er wieder sein Freund und trat als Vermittler auf zwischen dem

1) Pro Marcello, 9.

Sieger und denen, die er zum Exil verurtheilt hatte. Wir wollen nun erforschen, was er uns über ihn in diesen zwei Zeitabschnitten seines Lebens, wo er ihm näher gestanden hat, sagt, und aus seinem Briefwechsel, der uns die bedeutenden Männer jener Zeit so vortrefflich erkennen läßt, die darin enthaltenen Nachrichten über den, welcher der größte unter allen war, zusammenstellen.

I.

Zuvörderst muß ich noch einmal erwähnen, welche Ereignisse den Cicero veranlaßten, die aristokratische Partei, der er sich seit seinem Consulate angeschlossen hatte, um dem Glücke der Triumvirn behilflich zu sein, zu verlassen, und wie der Freund des Hortensius und Cato der Wohldiener des Pompejus und Cäsar wurde. Es ist kein schöner Zeitabschnitt seines Lebens, und seine entschiedensten Bewunderer verhüllen ihn so viel sie können. Es ist jedoch von einigem Interesse, ja vielleicht von einigem Nutzen, bei ihm einen Augenblick zu verweilen.

Als Cicero aus der Verbannung zurückkehrte, zu welcher Clodius ihn nach seinem Consulate hatte verurtheilen lassen, war seine Rückkehr ein wahrer Triumph. Brundisium, wo er landete, feierte seine Ankunft durch öffentliche Feste. Alle Bürger aus den Municipien an der appischen Straße erwarteten ihn auf dem Wege, und aus allen Meiereien der Nachbarschaft kamen Familienväter mit Frau und Kind herbei, um ihn bei seiner Durchreise zu sehen. In Rom wurde er von einer zahllosen Menge, die sich auf den öffentlichen Plätzen drängte oder auf den Stufen der Tempel stand, empfangen. „Es schien,“ sagte er, „als ob die ganze Stadt wie von ihrem Sitze sich erhebend zur Begrüßung ihres Befreiers herbeieilte[1].“ Bei seinem Bruder, wo er seine Wohnung nahm, fand er die angesehensten Personen des Senates vor, die ihn erwarteten, und zugleich Glückwünschungsadressen von allen Volksvereinen der

1) In Pis., 22.

Stadt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß unter denen, die sie unterzeichnet hatten, manche waren, die das Jahr vorher mit derselben Bereitwilligkeit für das Gesetz, das ihn verbannte, gestimmt hatten, und daß Viele bei seiner Rückkehr mit den Händen klatschten, die bei seinem Weggange gejubelt hatten; aber die Völker zeigen manchmal solche wunderliche und edle Begeisterung. Es begegnet ihnen, daß sie, plötzlich von einem unvorhergesehenen Enthusiasmus ergriffen, allen Groll, alles Mistrauen, alle politische Kleingeisterei ablegen und in dem Augenblicke, wo die Leidenschaften am stärksten und die Spaltungen am heftigsten scheinen, sich plötzlich einigen, um einem großen Talente oder einem großen Charakter, der sie, man weiß nicht wie, besiegt hat, ihre Huldigung darzubringen. Gewöhnlich hören solche Regungen von Dankbarkeit und Bewunderung schnell wieder auf; aber hätten sie auch nur einen Tag gewährt, sie sind eine unsterbliche Ehre für den, der ihr Gegenstand gewesen ist, und der Glanz, den sie hinterlassen, genügt, um ein ganzes Leben zu erleuchten. Auch muß man Cicero verzeihen, daß er so oft und mit solcher Begeisterung von diesem schönen Tage gesprochen hat. Etwas Selbstgefühl war hier gerechtfertigt und natürlich. Wie hätte eine so weiche Seele bei dem Zujauchzen des Volkes dem Taumel einer triumphartigen Rückkehr widerstehen können? „Ich glaube nicht allein aus der Verbannung heimzukehren," sagte er, „es scheint mir, als ob ich zum Himmel emporsteige[1])."

Aber sehr bald stieg er wieder zur Erde herab. Er erkannte bald, was er im ersten Augenblicke hätte erkennen können, daß diese Stadt, die ihn mit so großer Festlichkeit aufnahm, sich nicht geändert hatte, und daß er sie in dem Zustande, worin er sie verlassen, wiederfand. Die Anarchie herrschte darin seit drei Jahren, aber eine solche Anarchie, daß wir uns trotz allen Beispielen, die uns die französischen Revolutionen gegeben haben, kaum eine Vorstellung davon machen können. Seitdem die Triumvirn, um sich der Republik zu

1) ~~Pro~~ De dom., 28.

bemächtigen, die Demagogie losgelassen hatten, war diese vollständig zur Herrschaft gelangt. Ein verwegener Tribun, ein Ueberläufer der Aristokratie, und der den schönsten Namen von Rom führte, Clodius, hatte sich an die Spitze derselben gestellt und bemühte sich, dieselbe so viel als möglich zu disciplinieren. Er hatte bei diesem schwierigen Werke viel Talent und Kühnheit entfaltet, und es war ihm ziemlich gut gelungen, so daß er es verdiente, der Schrecken der Guten zu werden. Wenn wir von der römischen Demagogie sprechen, so darf man nicht vergessen, daß sie bei Weitem fürchterlicher war, als die französische, und daß sie sich aus weit schrecklicheren Elementen recrutierte. So gerechten Abscheu die niedrige Volksmasse erregt, die an den Tagen des Aufruhrs plötzlich aus der untersten Tiefe der Fabrikstädte hervortritt, so müssen wir doch bedenken, daß diese unteren Schichten in Rom noch weit tiefer lagen. Tief unterhalb der heimatlosen Fremden und der brotlosen Arbeiter, der gewöhnlichen Werkzeuge der Revolutionen, befand sich die ganze, durch die Sclaverei demoralisierte Masse von Freigelassenen, denen die Freiheit nur eine Gelegenheit mehr gegeben hatte Böses zu thun; es waren die zum Kampfe mit wilden Thieren oder mit Menschen abgerichteten Gladiatoren, die mit dem Tode Anderer wie mit dem ihrigen ihr Spiel trieben; es waren vornehmlich die entlaufenen Sclaven, die Schlechtesten unter allen, die, nachdem sie zu Hause gestohlen oder gemordet und auf der Landstraße vom Raub gelebt hatten, sich aus ganz Italien nach Rom flüchteten und sich in den finstern Stadtvierteln verloren, eine schmutzige und schreckliche Masse ohne Familie, ohne Vaterland, die, durch die allgemeine Meinung außerhalb des Gesetzes und der Gesellschaft gestellt, nichts zu achten hatten, da sie nichts zu verlieren hatten. Aus diesen warb Clodius seine Banden. Die Werbungen geschahen am hellen Tage, an den besuchtesten Orten von Rom, in der Nähe der Gradus Aurelii. Man organisierte alsdann die neuen Soldaten in Decurien und Centurien unter energischen Anführern. Sie traten bezirksweise in geheimen Gesellschaften zusammen, wo sie die Parole

erhielten, und hatten ihren Mittelpunct und ihr Arsenal in dem Tempel des Castor. An dem bestimmten Tage, und wann man einer Volksmanifestation bedurfte, befahlen die Tribunen, die Läden zu schließen; alsdann begaben sich die auf die Straße verwiesenen Handwerker und das ganze Heer der geheimen Gesellschaften nach dem Forum. Dort begegneten sie, nicht den Guten, die sich als die Schwächern fühlend zu Hause blieben, sondern Gladiatoren und Hirten, welche der Senat zu seiner Vertheidigung aus den wilden Gegenden von Picenum oder aus Gallien herbeikommen ließ, und der Kampf begann. „Man versuche sich," sagt Mommsen, „ein London zu denken mit der Sclavenbevölkerung von New-Orleans, mit der Polizei von Constantinopel, mit der Industrielosigkeit des heutigen Rom, und bewegt von einer Politik nach dem Muster der pariser von 1848: und man wird eine ungefähre Vorstellung von der republikanischen Herrlichkeit gewinnen, deren Untergang Cicero und seine Genossen in ihren Schmollbriefen betrauern."

Kein Gesetz wurde mehr beachtet, kein Bürger, kein obrigkeitlicher Beamter war sicher vor Gewaltthätigkeit. Heut zerbrach man die Fasces eines Consuln, morgen lag ein Tribun todt da. Der Senat selbst, durch das Beispiel mit fortgerissen, besaß am Ende nicht mehr die Eigenschaft, welche ein Römer zuletzt verlor, die sittliche Würde. In dieser Versammlung von Königen, wie ein Grieche gesagt hätte, stritt man sich mit einer empörenden Brutalität. Cicero erregte bei Niemandem Anstoß, wenn er seinen Gegnern die Namen Schwein, Unflat, faules Fleisch gab. Nicht selten wurden die Debatten so lebhaft, daß der Lärm in denselben bis zu der aufgeregten Volksmenge drang, welche die Hallen in der Nähe der Curie anfüllte. Dann betheiligte sich diese dabei, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß die erschrockenen Senatoren eiligst die Flucht ergriffen [1]. Auf dem Forum gieng es, wie man sich wohl denken kann, noch ärger zu. Cicero erzählt, daß, wenn

1) Ad Quint., II, 1.

man müde war, auf sich zu schimpfen, man sich ins Gesicht spie[1]). Man mußte die Rednerbühne mit Sturm nehmen, wenn man zum Volke reden wollte, und man wagte sein Leben, um zu versuchen, sich auf derselben zu behaupten. Die Tribunen hatten ein neues Mittel gefunden, für die Gesetze, die sie in Vorschlag brachten, Stimmeneinheit zu erhalten, nämlich diejenigen, denen es in den Sinn kam, nicht ihrer Meinung zu sein, prügeln und wegjagen zu lassen. Aber nirgends waren die Kämpfe hitziger, als auf dem Marsfelde an den Wahltagen. Man war soweit gekommen, daß man sich nach der Zeit zurücksehnte, wo man öffentlich mit der Stimme der Wähler einen Handel trieb[2]). Jetzt gab man sich nicht einmal mehr die Mühe, die Staatswürden zu erkaufen, man fand es für bequemer, sie mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Eine jede Partei fand sich vor Tagesanbruch auf dem Marsfelde ein. Auf den Wegen dahin begegnete man sich. Man beeilte sich, vor seinen Gegnern dahin zu kommen, oder, wenn sie schon da standen, so griff man sie an, um sie zu verdrängen. Natürlicher Weise gehörten die Würden denen, die das Feld behaupteten. Mitten unter allen diesen bewaffneten Banden war Niemand sicher. Man war gezwungen, sich in seinem eigenen Hause zu verschanzen aus Furcht, daß man möchte überfallen werden. Man konnte nur noch mit einem Gefolge von Gladiatoren und Sclaven ausgehen. Um von einem Stadtviertel zu dem andern zu gelangen, traf man ebenso viel Vorsichtsmaßregeln, als wenn man durch eine öde Gegend mußte, und man begegnete sich an der Ecke einer Straße mit derselben Angst, die man in einem tiefen Walde würde gehabt haben. Mitten in Rom fanden wahre Schlachten und förmliche Belagerungen Statt. Es war ein gewöhnliches Manöver, die Häuser seiner Feinde in Brand zu stecken, selbst wenn man Gefahr lief, ein ganzes Stadtviertel einzuäschern, und zu Ende gieng keine Wahl oder

---

1) Ad Quint., II, 3. — 2) Appian (Bell. civ., II, 19) sagt, daß man sogar 800 Talente (4,000,000 Fr.) für das Consulat bot.

Volksversammlung vorüber, ohne daß Blut floß. „Die Tiber," sagt Cicero, indem er von einem dieser Straßenkämpfe spricht, „schwoll von den Leichnamen der Bürger an, die Canäle waren damit angefüllt, so daß man das Blut auf dem Forum mit Schwämmen aufwusch [1])."

Man sieht, unter welchen fürchterlichen Zuckungen die römische Republik untergieng, und in welchen schamlosen Excessen sie ihre letzten Kräfte verzehrte. Cicero sah diese blutige Anarchie und die Gefahren, denen er in derselben entgegengieng, deutlich vor Augen. Darum hatte er vor seiner Rückkehr nach Rom den Entschluß gefaßt, vorsichtig zu sein, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, es wieder verlassen zu müssen. Er gehörte also nicht zu denen, die durch das Unglück fester werden, und die sich ein Vergnügen daraus machen, gegen das böse Geschick anzukämpfen. Das Exil hatte ihn entmuthigt. Während seines langen kummervollen Aufenthaltes in Thessalien hatte er mit Schmerz auf die Vergangenheit zurückgeblickt. Er hatte sich seinen Mangel an Muth, seine geringe Selbstständigkeit wie ein Verbrechen zum Vorwurf gemacht, nicht minder seine Kühnheit gegen die Mächtigen anzukämpfen, und seinen begangenen Fehler, daß er sich der Partei, die er für die beste hielt, aber die offenbar die schwächste war, zu eng anschloß. Er kehrte mit dem festen Vorsatze zurück, sich so wenig wie möglich mit Jemandem einzulassen, seine Feinde durch sein freundliches Benehmen zu entwaffnen und Jedermann zu schonen. Das ist das Verfahren, welches er bei seiner Rückkehr einschlug, und seine ersten Reden sind politische Meisterwerke. Man sieht, daß er sich noch der Aristokratie zuneigt, die an seiner Zurückberufung thätig mitgewirkt hatte, und er spricht sich in schönen patriotischen und dankbaren Worten sehr lobend für sie aus; aber er beginnt schon, dem Cäsar zu schmeicheln, und er nennt den Pompejus „den tugendhaftesten, den klügsten, den größten Mann seines Jahrhunderts und aller Jahrhunderte [2])."

1) Pro Sext., 35. — 2) Ad pop. pro red., 7.

Hierbei sagt er uns selbst, er hüte sich, in dem Senate zu erscheinen, wenn man da aufreizende Streitfragen verhandeln sollte, und er sei ernstlich darauf bedacht, das Forum sofort zu verlassen, sobald die Debatte zu lebhaft würde. „Ich will durch diätetische Mittel geheilt werden," antwortete er denen, die ihn zu einer eclatanten Handlung zu bewegen suchten; „die chirurgischen Operationen habe ich satt[1]."

Indessen bemerkte er sehr bald, daß diese kluge Zurückhaltung nicht ausreichte, jede Gefahr von sich fern zu halten. Während er sein Haus auf dem Palatinus, das nach seinem Weggange zerstört worden war, wieder aufbauen ließ, fielen die Banden des Clodius über die Arbeiter her, jagten sie auseinander und steckten, durch diesen Erfolg dreist geworden, das benachbarte Haus seines Bruders Quintus in Brand. Einige Tage später hörte er, als er über die Via sacra gieng, plötzlich einen starken Lärm hinter sich und sah, als er sich umwandte, Stöcke und bloße Schwerter gegen sich erhoben. Dieselben Kerle fielen ihn an. Nur mit vieler Mühe konnte er sich nach dem Vestibulum eines ihm befreundeten Hauses retten, während sich seine Sclaven wacker vor der Thür desselben mit jenen herumschlugen, um ihm Zeit zur Flucht zu verschaffen. Cato wäre über solche Gewaltthätigkeiten nicht betroffen gewesen; Cicero mußte darüber sehr erschrocken sein. Sie ließen ihn vor Allem erkennen, daß ihm sein schlaues System der Vorsicht nicht hinlängliche Sicherheit bot. Es war in der That wahrscheinlich, daß sich keine Partei zu seinem Schutze hergeben würde, so lange er nur Artigkeiten für sie hätte, und da er mitten unter allen diesen bewaffneten Factionen nicht allein und ohne Hilfe bleiben konnte, so mußte er, um die Stütze, deren er bedurfte, zu finden, sich entschließen, es mehr mit einer von ihnen zu halten.

Aber welche sollte er wählen? Das war eine hochwichtige Frage, die sein Interesse mit seinen Sympathien in Streit gerathen ließ. Er neigte sich augenscheinlich der Aristokratie zu. Dieser hatte

1) Ad Att., IV, 3. Ego diaeta curari incipio; chirurgiae taedet.

er sich um die Zeit seines Consulates eng angeschlossen, und seitdem bekannte er sich offen für dieselbe; für sie hatte er den Zorn des Volkes nicht gescheut und sich dem Exile ausgesetzt. Aber dies Exil selbst hatte ihn belehrt, daß die vornehmste Partei auch die am wenigsten sichere sei. Im letzten Augenblicke hatte der Senat kein wirksameres Mittel zu seiner Rettung gefunden, als unnütze Decrete zu erlassen, Trauerkleider anzulegen und sich in corpore den Consuln zu Füßen zu werfen. Cicero meinte, daß dies nicht genug sei. Da er sich so schlecht beschützt sah, entstand in ihm der Verdacht, daß Menschen, die sich seiner nicht mit Entschlossenheit annähmen, auch sein Unglück nicht leid thäte; und vielleicht täuschte er sich nicht. Die römische Aristokratie konnte bei Allem, was er für sie gethan, nicht vergessen, daß er ein Neugeadelter war. Die Claudius, die Cornelius, die Manlius blickten immer mit einigem Misvergnügen auf diesen Kleinbürger von Arpinum, den die Volksstimme zu ihres Gleichen gemacht hatte. Auch hätte man ihm noch sein Glück zu Gute halten können, wenn er es selbst mit mehr Bescheidenheit ertragen hätte; aber man kennt seine Eitelkeit, sie war im höchsten Grade lächerlich; die dadurch verletzte Aristokratie fand sie verdammlich. Sie konnte den gerechten Stolz nicht ausstehen, mit welchem er immer davon sprach, daß er nur ein Emporkömmling sei. Sie fand es seltsam, daß er, wenn er mit Ungebührlichkeiten angegriffen wurde, mit Spott zu antworten wagte; und noch jüngst hatte sie sich darüber ganz empört, daß er selbst sich so weit vergessen, die Villa des Catulus zu Tusculum zu kaufen und auf dem Palatinus in dem Hause des Crassus zu wohnen. Cicero deckte bei seinem ihm eigenen Scharfsinn alle diese Gedanken der Aristokratie auf, ja er übertrieb sie noch. Seitdem er aus dem Exil zurückgekehrt war, hatte er noch andere Beschwerden gegen sie. Sie hatte sich viel Mühe gegeben, um seine Zurückberufung zu erwirken; aber sie hatte den Glanz seiner Rückkehr nicht vorhergesehen, und es hat nicht den Anschein, daß ihr das recht gewesen ist. „Diejenigen, welche mir die Flügel beschnitten haben,“ sagt Cicero, „wollen nicht, daß sie

wieder wachsen[1])." Von jetzt an wollten seine guten Freunde im Senate nichts mehr für ihn thun. Sein Vermögen war sehr beschädigt, sein Haus auf dem Palatinus niedergebrannt, seine Landhäuser in Formiä und Tusculum ausgeplündert und zerstört, und man entschloß sich ungern dazu, ihn für diese Verluste zu entschädigen. Was ihn aber noch mehr empörte, war, daß er deutlich bemerkte, daß man seinen Zorn gegen Clodius nicht theilte. Seiner leidenschaftlichen Heftigkeit gegenüber zeigte man sich kalt, blieb man stumm. Einige sogar, die gewandtesten, suchten etwas darin, von diesem aufrührerischen Tribunen nur mit Achtung zu sprechen, und errötheten nicht, wenn sie ihm öffentlich die Hand reichten. Worin konnte der Grund zu solcher Rücksicht gegen einen Mann liegen, der gegen sie so wenig Rücksichten beobachtet hatte? Weil sie sich seiner bedienen wollten, und weil sie im Stillen den Gedanken nährten, die Demagogie für die in Gefahr schwebende Aristokratie zu Hilfe zu rufen. Dieses Bündnis, obgleich weniger gewöhnlich, als das der Demagogie mit dem Despotismus, war indessen nicht unmöglich, und die Banden des Clodius hätten es, wenn es gelang ihn für sich zu gewinnen, dem Senate überlassen, die Triumvirn in Respect zu halten. Cicero, der diese Politik bemerkte, fürchtete das Opfer derselben zu sein; er bedauerte nun bitter die Dienste, welche er dem Senate zu erweisen gesucht hatte, und die ihm so theuer zu stehen gekommen waren. Indem er so an die Gefahren dachte, denen er sich für die Vertheidigung des Senates ausgesetzt hatte, an die beharrlichen und unglücklichen Kämpfe, die er vier Jahre hindurch bestanden, an den Untergang seines politischen Glückssterns und den Ruin seines Privatvermögens, sagte er traurig: „Ich sehe es nun deutlich, daß ich ein rechter Esel gewesen bin (scio me asinum germanum fuisse)[2]."

Es blieb ihm also nichts weiter übrig, als sich den Triumvirn zuzuwenden. Diesen Rath gaben ihm der weise Atticus und sein

1) Ad Att., IV, 2. — 2) ib., IV, 5.

Bruder Quintus, den die Einäscherung seines Hauses gegen seine Gewohnheit vorsichtig gemacht hatte; dies Verfahren sah er sich selbst jedes Mal, wenn er eine neue Gefahr bestanden hatte, versucht einzuschlagen. Indessen kostete es ihm einige Mühe zu diesem Entschluß zu kommen. Die Triumvirn waren bis dahin seine ärgsten Feinde gewesen. Ohne von Crassus zu reden, in welchem er einen Genossen des Catilina verabscheute, wußte er recht gut, daß Cäsar den Clodius gegen ihn aufgehetzt hatte, und er konnte nicht vergessen, daß Pompejus, der geschworen, ihn zu vertheidigen, ihn feige der Rache seiner beiden Freunde preisgegeben hatte; aber er hatte keine Wahl, und weil er sich auf die aristokratische Partei nicht mehr zu verlassen wagte, so war er wohl gezwungen, sich unter den Schutz der andern zu stellen. Er mußte sich also entscheiden. Er autorisierte seinen Bruder, sich für ihn bei dem Cäsar und Pompejus zu verwenden, und faßte seine Pläne, wie er ihrem Ehrgeize dienen könnte. Das Erste, was er nach seiner Rückkehr gethan hatte, war, für Pompejus eine der außerordentlichen Vollmachten, wonach dieser so begierig war, zu beantragen. Er hatte es bewirkt, daß dem Pompejus auf sechs Jahre das Amt für Roms Subsistenz zu sorgen übertragen wurde, und bei dieser Gelegenheit hatte man denselben mit einer fast unbeschränkten Gewalt bekleidet. Kurze Zeit darauf ließ er, wiewohl der Staatsschatz erschöpft war, dem Cäsar eine Geldsumme bewilligen, um seine Legionen zu bezahlen, sowie auch die Erlaubnis sechs Legaten unter seinem Befehl zu haben. Als die Aristokratie, welche erkannte, in welcher Absicht er die Unterwerfung Galliens unternehme, ihn an der Fortsetzung des Krieges hindern wollte, so war es wieder Cicero, der den Antrag stellte und durchsetzte, daß man ihm die Vollendung seines begonnenen Werkes überlassen sollte. So wurde der alte Feind der Triumvirn ihr gewöhnlicher Vertheidiger vor dem Senate. Die Unterstützung, welche er ihnen bereitwillig gewährte, war für sie nicht ohne Nutzen. Sein großer Name und seine beredte Zunge gewannen ihm die Gemäßigten aller Parteien, sowohl diejenigen, die in ihrer Meinung schwankend waren und keine

bestimmte Ueberzeugung gewinnen konnten, als auch besonders diejenigen, die, einer zu stürmischen Freiheit überdrüssig, überall einen starken Arm suchten, der ihnen Ruhe gewähren möchte; und diese alle, verbunden mit den persönlichen Freunden des Cäsar und des Pompejus, mit den Creaturen, die sich der reiche Crassus durch Geld geschaffen hatte, und mit den Ehrgeizigen jeglicher Art, die die Einführung des monarchischen Regimes voraussahen und die ersten sein wollten, welche es begrüßten, bildeten in dem Senate eine Art von Majorität, deren Sprecher und Haupt Cicero war, und die den Triumvirn den wichtigen Dienst leistete, daß sie der Macht, die diese mit Gewalt errungen und die sie auf illegale Weise ausübten, eine gesetzliche Sanction verlieh.

Cicero hatte endlich Ruhe gefunden. Seine Feinde fürchteten ihn, Clodius wagte es nicht mehr einen Angriff gegen ihn zu versuchen, man beneidete ihn, daß er bei den neuen Herrschern einen so großen Stein im Brete habe; und doch lastete manchmal dies kluge Benehmen, das ihm den Dank der Triumvirn und die Glückwünsche des Atticus einbrachte, schwer auf seinem Herzen. Wenn er sich auch sagen konnte, „sein Leben habe seinen alten Glanz wieder gewonnen,“ so schmerzte es ihn doch nichts desto weniger sehr, daß er Menschen, deren Ehrgeiz er kannte, und die er für die Freiheit seines Vaterlandes für sehr gefährlich hielt, dienstbar war. Mitten in seinen Bestrebungen, sie zufrieden zu stellen, erwachte in ihm plötzlich der Patriotismus wieder, und er fühlte sich beschämt. Seine vertrauliche Correspondenz läßt in jedem Augenblick die Spur von der peinlichen Lage erkennen, in welcher er sich befand. Einmal schrieb er an Atticus leichtes Herzens und entschlossen: „Weg mit den Grundsätzen einer geraden, wahren, ehrenhaften Politik!... Weil die, welche keine Macht haben, mich nicht lieben wollen, so will ich mich bei den Machthabern beliebt zu machen suchen [1].“ Aber gleich darauf ergriff ihn die Scham, und er konnte nicht umhin,

1) Ad Att., IV, 5.

seinem Freunde zu erklären: „Gibt es etwas Trauriges als unser Leben, besonders das meinige? Wenn ich von der Lage des Staates rede, wie es sich gehört, so gelte ich für einen tollen Schwärmer; füge ich mich den Umständen, so heißt es, ich bin ein Serviler; schweige ich, so heißt es, ich habe die Waffen gestreckt[1]." Selbst in seinen öffentlichen Reden sieht man trotz der Zurückhaltung, die er sich auferlegt, seinen innern Unmuth durchschimmern. Mir scheint es, daß man diesen Unmuth besonders in dem ungewöhnlichen Ton von Bitterkeit und Heftigkeit, der ihm jetzt eigen ist, entdecken kann. Nie vielleicht war er leidenschaftlicher in seinen Invectiven. Eine solche übermäßige Heftigkeit gegen Andere kommt aber oft aus einer unzufriedenen Seele. Was in dieser Zeit seine Beredsamkeit so bitter machte, war das Gefühl von innerm Unbehagen, welches man hat, wenn man sich auf einem falschen Wege befindet und nicht den Muth besitzt, ihn zu verlassen. Er verzieh nicht seinen alten Freunden ihren Scherz und den neuen ihre zu weit getriebenen Ansprüche, er warf sich im Stillen seine feigen Zugeständnisse vor, er zürnte auf die Andern und auf sich selbst, und Vatinius oder Piso büßten für Alle. In dieser Gemüthsverfassung konnte er für Niemanden ein sicherer Freund sein. Es begegnete ihm, daß er sich plötzlich gegen seine neuen Verbündeten kehrte und ihnen um so unangenehmere Schläge versetzte, je weniger sie dieselben erwartet hatten. Oefters machte er sich ein Vergnügen daraus, ihre besten Freunde anzugreifen, um den Andern zu zeigen und sich selbst den Beweis zu liefern, daß er seine Freiheit nicht gänzlich verloren habe. Man war ganz erstaunt, ihn in einer Rede, worin er die Interessen des Cäsar vertheidigte, den Bibulus, den Cäsar verabscheute, übermäßig rühmen zu hören. Eines Tages schien er sogar auf dem Puncte zu stehen, zu denen zurückzukehren, die er, ehe er sie verließ, die Ehrenhaften nannte. Die Gelegenheit schien ihm günstig, um auf eine feierliche Weise mit seiner neuen Partei zu brechen. Die Freundschaft mit den

1) Ad Att., IV, 6.

Triumvirn war sehr erkaltet. Pompejus war mit den Erfolgen des gallischen Krieges, der seine frühern Siege zu verdunkeln drohte, nicht zufrieden. Cicero, der ihn rücksichtslos über seinen Nebenbuhler sprechen hörte, glaubte, daß er ungefährdet seinem gereizten Herzen eine Genugthuung geben könne, und wollte durch ein Glanzstück die Verzeihung seiner alten Freunde erwerben. Indem er die Unzufriedenheit, welche man bei der Ausführung von Cäsar's agrarischem Gesetze zeigte, benutzte, kündigte er pomphaft an, er werde an den Iden des Mai über den Verkauf der campanischen Ländereien, die zufolge dieses Gesetzes an das Volk vertheilt waren, reden. Die Wirkung, welche diese Erklärung hervorrief, war sehr groß. Die Verbündeten der Triumvirn waren ebenso empört als überrascht, und die aristokratische Partei war eifrig bemüht, den beredten Ueberläufer, der wieder zu ihr kam, mit freudigem Entzücken aufzunehmen; aber in wenigen Tagen kehrte sich Alles gegen ihn. Gerade zu der Zeit, wo er sich zu diesem Glanzstreich entschloß, wurde der Bund zwischen den Triumvirn, den man aufgelöst wähnte, von Neuem zu Lucca geschlossen, und mitten an einem Hofe von Schmeichlern theilten sie sich noch einmal die Welt. So befand sich Cicero nun wieder allein und ohne Stütze, gegenüber einem gereizten und allmächtigen Feinde, der ihn der Rache des Clodius preiszugeben drohte. Atticus zürnte; Quintus, der sich für seinen Bruder verpflichtet hatte, beklagte sich hart, daß man ihn zur Wortbrüchigkeit zwinge; Pompejus, obgleich er in der Stille zu dem Abfalle ermuthigt hatte, that, als ob er sich mehr als jeder Andere darüber ärgere. Der unglückliche Cicero, von allen Seiten angegriffen und zitternd, daß er solchen Zorn erregt habe, fügte sich eiligst und versprach Alles, was man nur wollte. So machte dieser Versuch zur Unabhängigkeit seine Sclaverei nur noch drückender.

Von dieser Zeit an scheint er sich in seine neue Lage mehr gefunden zu haben, da er fühlte, daß er sie nicht ändern könne. Er begann, den eiteln Pompejus, der nie genug gerühmt werden konnte, mit immer größeren Lobsprüchen zu überschütten. Er wurde mit Appius

und Balbus der Geschäftsführer Cäsar's und beaufsichtigte die Denkmale, welche er erbauen ließ. Er gieng noch weiter und wollte auf die Bitte seiner mächtigen Beschützer Männern, die er als seine größten Feinde ansah, die Hand reichen. Für einen Menschen, der so heftig haßte, war dies kein geringes Opfer; aber von dem Augenblicke an, wo er so entschlossen zu ihrer Partei übertrat, mußte er wohl ihre Freundschaft annehmen, da er ihre Pläne vertheidigte. Man begann ihn mit Crassus wieder auszusöhnen. Das war ein großes Unternehmen, was an einem Tage nicht ausgeführt werden konnte; denn als man ihre alte Feindschaft beigelegt glaubte, wurde sie plötzlich bei einer Debatte im Senate wieder angefacht, und Cicero behandelte seinen neuen Verbündeten mit einer Heftigkeit, die ihn selbst überraschte. „Ich hielt meinen Haß für beseitigt," sagte er naiv, „und glaubte nicht, daß noch eine Spur davon in meinem Herzen sei[1])." Man bat ihn nachher, die Vertheidigung des Vatinius zu übernehmen; er willigte sehr gern ein, wiewohl er das Jahr vorher eine wüthende Schmährede gegen ihn gehalten hatte. Bei den Anwälten Roms war ein solcher plötzlicher Umschwung nichts Ungewöhnliches, und Cicero hatte schon öfter als einmal davon ein Beispiel gegeben. Als Gabinius aus Aegypten zurückkehrte, nachdem er den König Ptolemäus gegen den förmlichen Befehl des Senates wieder eingesetzt hatte, schickte sich Cicero, der ihn nicht ausstehen konnte, an, ihn anzugreifen, als er eine gute Gelegenheit fand, um ihn zu vernichten; aber Pompejus bat ihn dringend, denselben zu vertheidigen. Er wagte nicht zu widerstehen, änderte seine Rolle und entschloß sich, für einen Menschen, den er verabscheute, in einer nach seiner Meinung schlechten Sache zu sprechen. Er hatte wenigstens den Trost seinen Prozeß zu verlieren, und so sehr er auch bei jeder Gelegenheit viel auf einen glücklichen Erfolg hielt, so ist es wohl wahrscheinlich, daß ihm diese Niederlage keinen Kummer verursachte.

---

1) Ad fam., I, 9.

Aber er sah wohl ein, daß eine solche Gefälligkeit und Nachgibigkeit, sowie alle die starken Blößen, welche er sich selbst zu geben gezwungen war, schließlich die öffentliche Meinung gegen ihn erheben würden. Darum schrieb er etwa um diese Zeit an seinen Freund Lentulus, einen der Führer der Aristokratie, einen wichtigen Brief, den er wahrscheinlich für die Oeffentlichkeit bestimmte, und worin er über sein Verfahren Aufklärung gab [1]). Nachdem er in diesem Briefe die Thatsachen nach seiner Weise dargelegt und diejenigen, deren Partei er verließ, ziemlich hart mitgenommen hat, was ein bequemes und allgemein angewandtes Mittel ist, um ihre Klagen abzuschneiden und sie für den Schmerz, den man ihnen verursachen will, verantwortlich zu machen, erkühnt er sich, mit einer seltsamen Freimüthigkeit eine Art Apologie der politischen Mantelträgerei hinzustellen. Die Gründe, welche er zur Rechtfertigung derselben angibt, sind nicht immer sehr gut; aber man muß glauben, daß man keine besseren finden kann, weil man sich ihrer fortwährend bedient hat. Unter dem Vorwande, daß Platon irgendwo gesagt hat, „man dürfe weder dem Vaterlande noch seinem Vater gegenüber Gewalt brauchen," stellt Cicero als Princip auf, daß ein Politiker nicht hartnäckig darauf bestehen muß, das zu wollen, was seine Mitbürger nicht mehr wollen, auch dürfe er seine Mühe nicht an unnützer Opposition verlieren. Die Verhältnisse wechseln, man muß mit ihnen wechseln und mit dem herrschenden Winde gehen, um nicht auf Klippen zu gerathen. Heißt das übrigens wirklich wechseln? Kann man im Grunde nicht dasselbe wollen und unter verschiedenen Fahnen seinem Vaterlande dienen? Man ist nicht wankelmüthig, wenn man je nach den Verhältnissen Meinungen vertheidigt, die sich zu widersprechen scheinen, wenn man auf entgegengesetzten Wegen demselben Ziele zuschreitet; und weiß man nicht, „daß man oft die Stellung der Segel ändern muß, wenn man zum Hafen gelangen will?" Das sind nur allgemeine Maximen, die ein

1) Ad fam., I, 9.

erfindungsreicher Politiker ersinnt, um seine Schwächen zu verdecken, und man braucht nicht darüber zu debattieren. Die beste Weise Cicero zu vertheidigen ist, wenn man darauf hinweist, zu welcher Zeit er gelebt hat, und wie wenig er für diese Zeit geschaffen war. Dieser elegante Litterat, dieser geistreiche Kunstkenner, dieser Freund der Künste des Friedens war durch eine Laune des Geschickes in eine der gewaltsamsten und stürmischsten Epochen der Geschichte gestellt. Was konnte unter jenen blutigen Kämpfen, wo die Gewalt die Herrschaft hatte, ein Mann thun, der der Muße und den Studien lebte, der keine andere Waffe als seine Zunge hatte, und dessen Gedanken immer mit den Freuden der Toga und den friedlichen Lorbeeren der Beredsamkeit beschäftigt waren? Es gehörte ein männlicherer Geist als der seinige dazu, diesen Stürmen die Stirn zu bieten. Die Ereignisse, mächtiger als er, durchkreuzten fortwährend seine Pläne und trieben mit seinem schwankenden Willen ihr Spiel. Bei seinem Eintritt in das politische Leben hatte er Ruhe und Ehre, otium cum dignitate, zur Devise angenommen; aber das sind zwei Dinge, die in Zeiten der Revolution nicht leicht mit einander zu vereinigen sind, und fast immer verliert man das eine von den beiden, wenn man das andere zu sehr erhalten will. Entschlossene Charaktere, die das wohl wissen, wählen gleich von vornherein unter ihnen, und je nachdem man Cato oder Atticus ist, entscheidet man sich sofort für die Ehre oder für die Ruhe. Die Unentschiedenen, wie Cicero, schwanken je nach den Umständen von der einen zur andern und gefährden zugleich beide. Wir sind in der Geschichte seines Lebens zu einem der kritischsten Momente gekommen, wo er die Ehre der Ruhe opfert; seien wir nicht zu streng gegen ihn und vergessen wir nicht, daß er später nicht allein seine Ruhe, sondern sogar sein Leben geopfert hat, um seine Ehre zu retten.

II.

Eins von den Ergebnissen der neuen Politik Cicero's war, daß er Gelegenheit erhielt, den Cäsar genau kennen zu lernen. Nicht daß sie sich bis dahin einander fremd gestanden hätten; denn der Geschmack, den sie beide an den Wissenschaften fanden, die Gemeinsamkeit ihrer Studien hatte sie in ihrer Jugend vereinigt, und von diesen ersten Beziehungen, die sich nie vergessen, war ihnen ein Fonds von Sympathie und gegenseitigem Wohlwollen geblieben. Aber da sie sich in der Folge entgegengesetzten Parteien angeschlossen hatten, so waren sie durch die Ereignisse sehr bald von einander getrennt worden. Auf dem Forum, in dem Senate waren sie gewöhnlich immer entgegengesetzter Meinung gewesen, und natürlich hatte ihre Freundschaft durch die Lebhaftigkeit ihrer Debatten gelitten. Jedoch sagt uns Cicero, daß ihn Cäsar nie haßte, auch nicht, wo sie im Zwiste waren [1]).

Die Politik hatte sie aus einander gebracht, die Politik führte sie einander wieder nahe. Als sich Cicero der Partei der Triumvirn zugewendet hatte, trat ein innigeres Verhältnis zwischen beiden wieder ein; aber dies Mal war ihre Situation verschieden, und ihre Verbindung konnte nicht mehr denselben Charakter haben. Der alte Mitschüler des Cicero war für ihn ein Beschützer geworden. Es war nicht mehr eine gegenseitige Anziehung oder gemeinsame Studien, es war das Interesse und die Nothwendigkeit, die sie vereinte, und ihr neues Band wurde durch eine Art von gegenseitigem Vertrage gebildet, in welchem der eine von den beiden sein Talent und zum Theil seine Ehre hingab, damit ihm der andere die Ruhe sicherte. Man muß gestehen, daß solche Verhältnisse nicht sehr günstig sind, um eine aufrichtige Freundschaft hervorzurufen. Indessen wenn man die vertraute Correspondenz des Cicero liest, worin er

1) In Pis., 32.

ganz offenherzig ist, dann kann man nicht zweifeln, daß er in diesen freundschaftlichen Beziehungen zu Cäsar, die ihm anfangs so schwer zu werden schienen, viel Anmuthiges gefunden hat. Er stellte sie, wie man Grund zu vermuthen hat, denen gleich, die er zu derselben Zeit mit Pompejus unterhalten mußte. Cäsar wenigstens war stets human und höflich. Obgleich auf ihm die wichtigsten Dinge lasteten, so fand er doch Zeit, an seine Freunde zu denken und mit ihnen zu scherzen. Bei allen seinen Siegen gestattete er doch, daß man an ihn vertraulich, jedoch ohne zu vergessen, was man seiner Stellung schuldig ist, schrieb[1]). Er antwortete selbst in liebenswürdiger Weise, „höflich, zuvorkommend und liebenswürdig[2]),“ was den Cicero entzückte. Pompejus dagegen schien Gefallen daran zu finden, ihn durch sein vornehmes Wesen zu verletzen. Dieser ceremonielle, eitle Mensch, den die Anbetung der Völker des Orients verdorben hatte, und der nicht anders als im Triumphatorschritt von seiner Wohnung in Alba bis nach Rom gehen konnte, nahm einen herrschsüchtigen und hochmüthigen Ton an, der ihm Jeden entfremdete. Was noch mehr misfiel, als seine Insolenz, war seine Verstellung. Mit einer Art von Widerwillen theilte er seine Pläne Andern mit; er verbarg sie sogar vor seinen besten Freunden, denen daran liegen mußte, sie zu kennen, um sie zu unterstützen. Cicero hat öfter als einmal darüber geklagt, daß man nie wissen konnte, was er wollte; es ist ihm sogar begegnet, daß er sich vollständig in seinen wahren Absichten getäuscht und in dem Glauben, ihm einen Dienst zu erweisen, ihn böse gemacht hat. Diese beharrliche Verstellung galt ohne Zweifel in den Augen der Mehrzahl für eine tiefe Politik; aber den Einsichtigen war es leicht, den Grund davon zu erkennen. Wenn er gegen Niemanden seine wahre Meinung aussprach, so geschah es deshalb, weil er sehr oft keine Meinung besaß, und weil, wie es ziemlich allgemein geschieht, das Schweigen bei ihm nur dazu diente, um die Schwäche zu verbergen.

1) Ad Quint., II, 12. — 2) ib., II, 15.

Er handelte aufs Geradewohl, ohne bestimmte Grundsätze, ohne ein bestimmtes System, und richtete seinen Blick nie über die gegenwärtigen Verhältnisse hinaus. Die Ereignisse haben ihn immer überrascht, und er hat deutlich zu erkennen gegeben, daß er ebenso wenig im Stande war sie zu leiten, als sie vorherzusehen. Selbst sein Ehrgeiz, der seine vorherrschende Leidenschaft war, entbehrte jedes scharfen Blickes und entschiedenen Willens. Und wenn man ihm noch so große Ehre erwies, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, man sah dessenungeachtet, daß er immer noch etwas Anderes wünschte; man sah es, ohne daß er es aussprach, denn er suchte es sehr ungeschickt zu verbergen. Seine gewöhnliche Taktik bestand darin, den Ekelen zu spielen, und er wollte, daß man ihn zwinge, das anzunehmen, was er am sehnlichsten zu erhalten wünschte. Es ist begreiflich, daß diese zu oft wiederholte Komödie Niemanden mehr täuschte. Mit einem Worte, da er alle Parteien nach einander angegriffen und vertheidigt und, nachdem er oft ein fast königliches Ansehen zu wünschen geschienen, keinen Versuch gemacht hat, die Republik zu vernichten, als er dazu die Macht hatte, so ist es uns heut unmöglich zu erkennen, welche Pläne er gehabt, oder selbst ob er irgend einen Plan gefaßt hatte.

Ganz anders verhält es sich mit Cäsar. Dieser gab sich wenigstens Rechenschaft von seinem Ehrgeize und wußte klar und bestimmt, was er wollte. Seine Pläne standen fest, noch ehe er in das politische Leben eintrat[1]); in seiner Jugend hatte er sich vorgenommen, die höchste Stufe zu ersteigen. Das Schauspiel der Revolutionen, welchen er beiwohnte, hatte in ihm diesen Gedanken erweckt, das Gefühl von seinem Werthe und von der Mittelmäßigkeit seiner Feinde verlieh ihm die Kraft es zu unternehmen, und eine gewisse abergläubische Vorstellung von seiner Bestimmung, die

1) Das ist wenigstens die Ansicht aller Historiker des Alterthums. Es heißt in einem Fragment eines Briefes von Cicero an Q. Axius bei Suetonius (Caes., 9): Caesar in consulatu confirmavit regnum, de quo aedilis cogitarat.

nach großen Thaten strebende Menschen gewöhnlich haben, verhieß ihm im Voraus den Erfolg. Darum gieng er mit Entschlossenheit auf sein Ziel los, ohne sich bei Erreichung desselben zu überstürzen, aber auch ohne es je aus den Augen zu verlieren. Genau wissen, was man will, ist keine gewöhnliche Eigenschaft, zumal in solchen stürmischen Zeiten, wo das Gute und Schlechte sich unter einander mischen und dennoch der Sieg nur denen gehört, die diese Eigenschaft besitzen. Cäsar's Superiorität wurde vor Allem dadurch begründet, daß er allein mitten unter unentschlossenen Politikern, die keine bestimmten Pläne, nur schwankende Ueberzeugungen und einen schwachen Willen besaßen, einen wohl durchdachten Ehrgeiz und einen fest bestimmten Plan hatte. In seiner Nähe fühlte man stets die Uebermacht dieses starken und ruhigen Willens, der seine Entwürfe klar überschaute, sich seiner Kraft bewußt und des Sieges gewiß war. Cicero fügte sich ihm wie die Andern trotz seiner vorgefaßten Meinung. Einer solchen Consequenz und Festigkeit gegenüber konnte er nicht umhin, unangenehme Vergleichungen mit dem unstäten und unbeständigen Charakter seines alten Freundes anzustellen. „Ich bin in Betreff des Pompejus," schrieb er mit wenigen Worten an seinen Bruder, „deiner Meinung, oder vielmehr du bist der meinigen; denn seit langer Zeit schon ist Cäsar mein Ideal[1])." Man brauchte in der That nur in der Nähe eines wahrhaft geistreichen Mannes zu sein, um alles Hohle in jenem anscheinend großen Manne zu erkennen, der durch sein Glück und durch ein Wesen von aufgeblasener Majestät so lange die Dummen mit Bewunderung erfüllt hatte.

Aber man muß auch nicht glauben, daß Cäsar zu den Starrköpfen gehörte, die sich den Ereignissen entgegenstemmen und an ihren einmal gefaßten Plänen nie etwas ändern wollen. Im Gegentheil, Niemand verstand es besser als er, sich der Nothwendigkeit zu fügen. Sein Ziel blieb unverrückt; aber er zauderte nicht, die ver-

1) Ad Quint., II, 13.

schiedensten Mittel, wenn es sein mußte, zu ergreifen, um es zu erreichen. Gerade zu der Zeit, die uns hier beschäftigt, fand eine solche bedeutende Modification in seiner Politik Statt. Mommsen hat ganz richtig behauptet, daß der Unterschied zwischen Cäsar und den Männern, die man gewöhnlich mit ihm vergleicht, Alexander und Napoleon, darin besteht, daß Cäsar von Ursprung an mehr Staatsmann als Feldherr war. Er war nicht wie diese aus dem Lager hervorgegangen, er war kaum durch dasselbe hindurch gegangen, als er bei Gelegenheit und fast wider seinen Willen ein Eroberer wurde. Seine ganze Jugend verfloß in Rom unter den Stürmen des politischen Lebens, und er gieng erst in dem Alter nach Gallien, in welchem Alexander schon todt und Napoleon besiegt war. Offenbar hatte er den Vorsatz gefaßt, ohne Waffengewalt sich zum Herrn zu machen; er gedachte die Republik durch eine innere und langsame Revolution zu stürzen, jedoch soweit als möglich bei einem so illegalen Werke den Schein der Legalität zu bewahren. Da er sah, daß der Volkspartei die socialen Reformen mehr zusagten, als die politischen Freiheiten, so schloß er ganz richtig, daß dieselbe einer demokratischen Monarchie nicht abgeneigt sein würde. Er steigerte also die allgemeine Verwirrung, schloß sich im Geheimen dem Catlina und Clodius an, ermüdete die zaghaften Republikaner durch eine zu weit greifende Freiheit und suchte sie dahin zu bringen, daß sie dieselbe gern der Ruhe opferten. Auf diese Weise hoffte er, daß die Republik, erschüttert durch den täglichen Sturm, der ihre unerschrockensten Vertheidiger erschöpfte und ermattete, ohne Gewalt und ohne Unruhen endlich zusammenstürzen würde. Aber zu unserm großen Erstaunen sehen wir, daß in dem Augenblick, wo dieser so geschickt angelegte Plan seinem Gelingen nahe zu sein schien, Cäsar mit einem Male davon absteht. Nach dem Consulate, wo er ganz allein regiert hatte, indem er die Wirksamkeit seines Collegen vollständig beseitigte und den Senat zum Schweigen nöthigte, entfernt er sich auf zehn Jahre von Rom und unternimmt die Eroberung eines ganz unbekannten Landes. Welches Motiv bewog ihn zu

diesem ganz unerwarteten Wechsel? Man möchte gern glauben, daß er an diesem Leben voll gemeiner Intriguen, welches er in Rom führte, einen Ekel empfand, und daß er seinen Geist durch eine seiner würdigere Thätigkeit wieder stärken wollte; aber viel wahrscheinlicher ist, daß, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, die Republik würde von selbst zusammenstürzen, er einsah, daß er einer Armee und eines militairischen Rufes bedürfe, um mit dem Pompejus fertig zu werden. Also kein Enthusiasmus, keine Leidenschaft, sondern Ueberlegung und Berechnung brachten ihn zu dem Entschlusse nach Gallien zu gehen. Als er diesen wichtigen Entschluß faßte, der so bedeutend zu seiner Größe beigetragen hat, war er vierundvierzig Jahre[1]) alt. Pascal findet, daß ein solches Unternehmen zu spät und er zu alt war, um sich einfallen zu lassen die Welt zu erobern. Im Gegentheil, es war, wie es scheint, eine der staunenswerthesten Kraftäußerungen dieses energischen Willens, daß er in dem Alter, wo man sich von seinen einmal angenommenen Gewohnheiten so schwer trennen kann, und wo man den einmal betretenen Weg nicht wieder verläßt, sondern ihn bis ans Ende verfolgt, hastig ein neues Leben begann, und er, plötzlich die Rolle eines Volksagitators, die er fünfundzwanzig Jahre gespielt hatte, verlassend, begann Provinzen zu regieren und Armeen zu commandieren. Dies Schauspiel ist in der That für uns überraschender, als es damals war. Es ereignet sich jetzt wohl selten, daß Jemand in einem Alter von fünfzig Jahren ohne alle Vorbereitungen die Verwaltung von Provinzen oder die Anführung eines Heeres übernimmt; dazu gehört, wie uns bedünkt, ein besonderer Beruf und eine lange Lehrzeit; die Geschichte lehrt uns, daß es in Rom anders war. Hat man nicht ein Beispiel an dem genußsüchtigen Lucullus, der zum Commando der asiatischen Armee abgieng, sich in der Kriegskunst noch während seiner Reise unterrichten ließ und bei seiner Ankunft den Mithridates besiegte? Was die

1) Oder erst 42, wenn man seine Geburt in das Jahr 654 setzt. S. über diesen Punct eine interessante Bemerkung in dem Leben des Cäsar, II, 1.

Verwaltung betrifft, so lernte sie ein reicher Römer zu Hause. Die weitausgedehnten Ländereien, die Legionen von Sclaven, welche er besaß, die Verwaltung eines unermeßlichen Vermögens, welches oft das von mehreren heutigen Königreichen überstieg, machten ihn im Voraus mit der Regierungskunst vertraut. So bedurfte also Cäsar, der sich erst während des Jahres seiner Prätur in Spanien in dem Regieren der Provinzen und in dem Befehligen der Armeen hatte üben können, keiner weiteren Studien, um die Helvetier zu besiegen und die besiegten Länder zu organisieren; er war sofort ein bewunderungswürdiger Feldherr und ein Genie in der Verwaltung der Provinzen.

Um diese Zeit begannen wieder seine innigen Beziehungen zu Cicero, und sie dauerten so lange wie der Krieg gegen die Gallier. Cicero hatte oft Gelegenheit an ihn zu schreiben, um ihm Leute zu empfehlen, die unter seinem Commando dienen wollten. Zu dieser Zeit sahen die jungen Leute es für eine Ehre an, sich in das Lager des Cäsar zu begeben. Außer dem Wunsche, an großen Dingen unter einem solchen Feldherrn Theil zu nehmen, hatte man auch die geheime Hoffnung, sich in den fernen Provinzen Reichthum zu erwerben. Man weiß, in welchem Zauber das Unbekannte gewöhnlich erscheint, und wie leicht man alles Angenehme, was man wünscht, ihm beilegt. Gallien war für die Phantasie jener Zeit das, was Amerika im sechszehnten Jahrhundert war. Man meinte, daß man in diesen Ländern, die von Niemandem besucht worden waren, Schätze in Masse finden würde, und Alle, die ihr Glück machen wollten, eilten zum Cäsar, um an der Beute Theil zu haben. Dieses Drängen misfiel ihm nicht; es war ein Beweis von dem Zauber, den seine Eroberungen ausübten, und diente seinen Plänen. Auch forderte er gern die Leute auf, mit ihm zu kommen. Er schrieb in heiterer Weise an Cicero, der ihn um eine Stelle für einen unbekannten Römer gebeten hatte: „Den M. Offius, den du mir empfohlen hast, will ich, wenn es dir recht ist, entweder zu einem König in Gallien machen, oder wenn du es vorziehst, weise ich ihn an Lepta.

Schicke mir dann einen Andern, dem ich emporhelfen soll[1])." Bei Cicero befanden sich gerade in diesem Augenblicke zwei Männer, die er sehr liebte, und die einer Aufhilfe sehr bedurften, der Rechtsgelehrte Trebatius Testa und sein Bruder Quintus. Die Gelegenheit war günstig; er benutzte sie, um sie beide zum Cäsar zu schicken.

Trebatius war ein junger Mann von vielem Talent und besaß eine große Liebe zum Studium. Er hatte sich dem Cicero angeschlossen und wich nicht von seiner Seite. Er hatte sein armes Städtchen Ulubrä, welches mitten in den pontinischen Niederungen lag, vacuae Ulubrae, und dessen Einwohner man die ulubrischen Frösche nannte, früh verlassen, um nach Rom zu gehen. Er hatte das Recht studiert, und da er darin sehr tüchtig war, so erwies er ohne Zweifel dem Cicero, der in der Jurisprudenz nie gut bewandert war, und der es bequemer fand, darüber zu spotten als sie zu studieren, viele Dienste. Leider waren die Consultationen unentgeltlich, und die Juristen machten in Rom kein Glück. Auch Trebatius war trotz seinem Wissen sehr arm. Obgleich der Umgang mit ihm für Cicero, der ihn ohne Egoismus liebte, sehr angenehm und gewinnreich war, so wollte er sich doch desselben berauben und schickte den Trebatius mit einem sehr hübschen Empfehlungsschreiben, wie er dergleichen so schön abzufassen verstand, und worin er soviel Anmuth und Geist entfaltete, zum Cäsar. „Nicht um eine Tribunen- oder Präfectenstelle, oder um sonst eine bestimmte Begünstigung bitte ich dich für ihn, wohl aber um dein Wohlwollen und deine Güte bitte ich. Und willst du ihn noch mit einem Ehrenpöstchen bedenken, so habe ich nichts dawider. Kurz, ich lege den ganzen Menschen aus meiner Hand, wie man sagt, in die deinige, und in deine zuverlässige und siegsgewohnte Hand[2])." Cäsar dankte dem Cicero für das Geschenk, welches er ihm machte, und welches gewiß ihm sehr kostbar sein mußte, „denn," bemerkte er hierbei sehr witzig, „unter den vielen Leuten, die bei mir sind, ist nicht einer, der ein Bürgschaftsformular aufsetzen kann[3])."

1) Ad fam., VII, 5. — 2) ib. — 3) Ad Quint., II, 15.

Trebatius hatte Rom sehr ungern verlassen; Cicero sagt, man mußte ihn aus dem Hause jagen [1]). Der erste Anblick von Gallien, was dem heutigen Frankreich sehr wenig glich, war nicht geeignet, um ihn freudig zu stimmen. Er durchzog wilde Gegenden, schlecht unterworfene und drohende Völker, und mitten in dieser Barbarei, die ihm das Herz beklemmte, dachte er stets an die Freuden der eleganten Stadt, die er verlassen hatte. Die Briefe, welche er schrieb, waren so trostlos, daß ihm Cicero, vergessend, daß er denselben Schmerz während seines Exils empfunden, in sanftem Tone einen Vorwurf wegen seiner Thorheiten, wie er sie nannte, machte. Als er in das Lager kam, wurde sein Mismuth noch größer. Trebatius war kein Soldat, und es ist wahrscheinlich, daß die Nervier und Atrebaten ihm große Furcht verursachten. Er kam gerade zu der Zeit hin, wo Cäsar den Zug nach Britannien unternahm; er weigerte sich, man weiß nicht unter welchem Vorwande, ihn zu begleiten, vielleicht schob er, wie Dumnorix, den Grund vor, daß er das Meer fürchte; aber auch wenn man in Gallien blieb, fehlte es nicht an Gefahren und Sorgen. Den Winter über war das Leben in den Winterquartieren unbehaglich; man hatte unter diesem strengen Klima viel von der Kälte und dem Regen zu leiden. Im Sommer gieng es ins Feld, und die Schrecknisse begannen von Neuem. Trebatius klagte fortwährend. Was seine Unzufriedenheit vermehrte, war, daß er die Vortheile, die er sich versprochen, nicht sogleich gefunden hatte. Er war nicht gern aus Rom gegangen und wollte sobald als möglich zurück. Cicero sagt, er habe seinen Empfehlungsbrief, den er ihm an Cäsar mitgegeben, als einen Creditbrief angesehen, um schnell eine Geldsumme einzuziehen und damit eiligst nach Hause zurückzukehren [2]). Aber er war nicht nach Gallien gegangen, um blos Geld zu suchen, er glaubte dort zu Ansehn zu gelangen und eine bedeutende Rolle zu spielen. Er wollte in Cäsar's Nähe kommen und von ihm gewürdigt werden. „Du möchtest von

---

1) Ad fam., VII, 6: nisi te extrusissemus. — 2) ib., VII, 17.

Cäsar lieber zu Rathe gezogen, als mit Gold überschüttet werden[1])." Cäsar war aber so beschäftigt, daß man nur mit großer Mühe ihm nahen konnte, und deshalb beachtete er anfangs diesen großen Rechtsgelehrten, der von Rom zu ihm kam, nur wenig. Er gewährte ihm nur den Titel und die Vortheile eines Militairtribunen, aber nicht die Functionen eines solchen. Trebatius aber meinte, daß dies kein entsprechendes Aequivalent sei für die weite Reise und für die Gefahren, denen er sich dort aussetzte, und er dachte an die Rückkehr. Cicero hatte viel Mühe, ihn von einer unüberlegten Handlung zurückzuhalten. Ich glaube nicht, daß es in seinem Briefwechsel etwas Angenehmeres und Pikanteres gibt, als die Briefe an den Trebatius, um ihn zum Bleiben zu veranlassen. Mit diesem jungen unbekannten Manne, zu dem er eine so große Zuneigung hatte, machte Cicero nicht viel Umstände. Er wagte, ganz frei zu scherzen, was ihm nicht bei Jedem begegnete, und er scherzt um so lieber, da er wußte, daß jener verdrießlich war, und da er ihn zu trösten wünschte. Mir scheint, daß in dieser Mühe, die er sich gibt, um einen unglücklichen Freund zu erheitern, etwas Rührendes liegt, und daß hier das Herz dem Geiste einen Reiz mehr verleiht. Er verspottet ihn manchmal in scherzender Weise, um ihn zum Lachen zu bringen, und zieht ihn auf mit Dingen, mit denen sich, wie er wußte, der gute Trebatius gern aufziehen ließ. So bittet er ihn einmal, ihm ausführlich mitzutheilen, wie es mit dem gallischen Kriege stehe. Denn in diesem Punkte, sagt er zu ihm, schenke ich denen den meisten Glauben, die am feigsten sind[2]);" wahrscheinlich weil diese am besten das Ganze haben übersehen können, da sie sich fern von dem Kampfe gehalten haben. Ein anderes Mal, nachdem er ihm geschrieben, mit welcher Besorgnis ihn die vielen Gefahren, denen er ausgesetzt sei, erfüllen, fügt er hinzu: „Du bist vor dem Feinde viel vorsichtiger, als vor Gericht, da du, obwohl ein großer Freund vom Schwimmen, weder auf dem Ocean hast schwimmen, noch die britischen Wagenkämpfer

1) Ad fam , VII, 13. — 2) ib., VII, 18.

haſt mit anſehen wollen[1]).“ Um ſeinen Unwillen zu beſchwichtigen, macht er ihm Furcht vor den böſen Spöttern. Iſt nicht zu befürchten, daß ihn Laberius in einem ſeiner Mimen vorführt, wenn er zurückkommt? Ein ängſtlicher Rechtsgelehrter, der ſich im Gefolge eines Heeres befindet und ſeine Praxis unter den Barbaren ausübt, würde eine ſehr ſpaßhafte Figur in der Komödie ſein; aber um den böſen Spöttern die Zunge zu lähmen, braucht er nur ſein Glück zu machen. Kehrt er auch ſpät zurück, ſo wird er doch reicher zurückkehren, denn Balbus hat es verſprochen. Balbus iſt ja ein Banquier; er ſpricht nicht wie die Stoiker, die da meinen, daß man ſchon ſehr reich iſt, wenn man den Anblick des Himmels und der Erde genießen kann; er ſpricht als Römer und meint, daß er mit vollen Taſchen heimkehren wird, more romano, bene nummatum. Trebatius blieb, und er that wohl daran. Cäſar wurde bald aufmerkſam auf ihn, und zwiſchen beiden entſtand eine innige Freundſchaft. Trebatius ſelbſt gewöhnte ſich an das Leben im Felde und zeigte zuletzt weniger Furcht, als er bei ſeiner Ankunft gehabt hatte. Wahrſcheinlich kehrte er, wie Balbus prophezeit hatte, reich zurück; denn wenn man auch nicht in Gallien alle Schätze, die man dort ſuchte, fand, ſo war Cäſar's Liberalität doch eine unerſchöpfliche Mine, die alle ſeine Freunde bereicherte. In der Folge machte Trebatius ſchwere Zeiten durch, da er ſich den Ruf eines rechtſchaffenen Mannes zu erhalten ſuchte. Dieſe Gerechtigkeit laſſen ihm alle Parteien widerfahren, wenn ſie es auch ſonſt gewöhnlich nicht thun. Er hatte das ſeltene Glück, allen Gefahren der Bürgerkriege zu entrinnen, und er lebte noch zur Zeit des Horatius, der eine ſeiner hübſcheſten Satiren an ihn richtete. Man erſieht aus derſelben, daß er damals ein liebenswürdiger und freundlicher Greis war, der gern ſcherzte und mit der Jugend gern verkehrte. Er unterhielt ſie ohne Zweifel von jener großen Zeit, aus welcher nur noch wenige mit ihm am Leben waren, von dem Kriege gegen die Gallier, den er mitgemacht hatte, von Cäſar

---

1) Ad fam., VII, 10.

und seinen Feldherrn, die er persönlich gekannt hatte. Wegen seines hohen Alters konnte er sich mit Vergilius über Lucretius, mit Titus Livius über Cicero, mit Propertius über Catullus unterhalten, und er bildete so eine Art Brücke und ein lebendiges Band zwischen den beiden glänzendsten Epochen der römischen Litteratur.

Die andere Person, welche Cicero dem Cäsar schickte, war sein Bruder Quintus. Da dieser eine sehr bedeutende Stelle in seinem Leben einnimmt, und da er eine sehr wichtige Rolle in dem Kriege gegen die Gallier gespielt hat, so ist es, glaube ich, angemessen, einige Worte über ihn zu sagen. Obgleich er denselben Unterricht genossen und dieselben Lehrer gehabt, wie sein Bruder, so hatte er doch nie Geschmack an der Beredsamkeit finden können und es immer zurückgewiesen, öffentlich zu reden. „Ein Redner in einer Familie," sagte er, „und selbst in einer Stadt genügt vollkommen[1])." Er besaß einen eigensinnigen schwankenden Charakter und gerieth leicht ohne Grund in schrecklichen Zorn. Bei allem Anschein von einer großen Energie wurde er schnell muthlos, und wiewohl er sich bemühte immer als Herr aufzutreten, so ließ er sich doch von seiner Umgebung leiten. Diese Mängel, worüber Cicero im Stillen seufzte, obgleich er sie zu entschuldigen sucht, hinderten den Quintus an Erfolgen in seinem öffentlichen Leben und störten sein Privatleben.

Man hatte ihn früh mit Pomponia, des Atticus Schwester, verheiratet. Diese Heirat, welche die beiden Freunde zu Stande gebracht hatten, um ihr Freundschaftsband noch fester zu knüpfen, hätte dasselbe beinahe zerrissen. Die beide Gatten fanden, daß ihre Charaktere zu sehr mit einander übereinstimmten, sie waren beide heftig und auffahrend und konnten sich nie verständigen. Was die Häuslichkeit völlig störte, war die schrankenlose Herrschaft, die ein Sclave, Statius, über seinen Herrn ausübte. Bei dieser Gelegenheit wäre es uns leicht, aus Cicero's Briefen zu beweisen, welche Gewalt

1) De Orat., II, 1.

der Sclave in den alten Familien hatte; sie war noch größer, als man vermuthet. Heut zu Tage, wo der Diener frei ist, möchte es natürlich scheinen, wenn er in unsern Häusern einen wichtigeren Platz eingenommen hat. Aber gerade das Gegentheil ist geschehen, und was er an Achtung gewann, hat er an Einfluß verloren. Dadurch, daß er unabhängig wurde, hat er mit seinem Herrn eine Ausgleichung getroffen. Sie leben zusammen, gebunden durch einen temporären Contract, der, weil er gegenseitige Verpflichtungen auferlegt, von beiden Seiten zwingend erscheint. Da dieser leicht aufzuhebende Vertrag von einer Zeit zur andern gelöst werden kann und die, welche sich heut verbunden haben, morgen indifferent oder gar Feinde werden können, so besteht unter ihnen keine Hingebung, kein Vertrauen mehr, und während der ganzen Zeit, wo der Zufall sie zusammenhält, suchen sie sich zu wahren und sich zu beobachten. Ganz anders war es im Alterthum, als die Sclaverei in Blüte stand. Da hatte man sich nicht für einen Augenblick, sondern für das ganze Leben verbunden; auch trachtete man danach, sich gegenseitig zu erkennen und sich in einander zu fügen. Die Gunst seines Herrn zu gewinnen war die ganze Zukunft des Sclaven, und er gab sich alle Mühe sie zu erlangen. Da er keine Stellung zu sichern, auch keine Achtung zu bewahren hatte, so gab er sich seinem Herrn ganz hin. Er schmeichelte und diente ohne Gewissensscrupel den schlechtesten Leidenschaften desselben und wurde deshalb ihm zuletzt unentbehrlich. Saß er einmal in der Gunst seines Herrn fest durch die Willfährigkeiten, die er ihm in jedem Augenblicke erwies, durch die vertraulichen und geheimen Dienste, die man von ihm zu fordern kein Bedenken trug, und die zu erweisen er sich nie weigerte, so beherrschte er die Familie, so daß man dreist behaupten kann, so seltsam es auf den ersten Blick erscheinen mag, daß der Diener fast nie mehr Herr war, als zu der Zeit, wo er Sclave war. So verhielt es sich mit dem Statius. Durch die Kenntnis, welche er von den Fehlern des Quintus besaß, hatte er sich das Vertrauen desselben in so hohem Grade erworben, daß sich das ganze Haus ihm fügte.

Pomponia allein trat ihm entgegen, und die Widerwärtigkeiten, welche sie bei dieser Gelegenheit in ihrer Häuslichkeit erfuhr, machten sie noch unerträglicher. Sie reizte fortwährend ihren Mann durch unfreundliche Reden, sie weigerte sich an den Festmahlen, welche er gab, zu erscheinen, unter dem Vorwande, daß sie ja in ihrem Hause nur noch eine Fremde sei, oder wenn sie an denselben Theil nahm, so geschah es nur, um die Gäste zu Zeugen der unangenehmsten Auftritte zu machen. Eines Tages war sie ohne Zweifel noch zänkischer und störrischer als gewöhnlich, so daß Quintus folgende zwei Epigramme schrieb, die einzige Probe, welche uns von seinem poetischen Talent übrig ist:

„Vertraue dein Schiff den Winden an, aber überlasse dein Herz keinem Weibe. In dem Worte eines Weibes ist weniger Sicherheit, als in den Launen der Wellen."

„Es gibt kein gutes Weib, oder wenn sich zufällig eins findet, so weiß ich nicht, durch welches Geschick eine schlechte Sache einen Augenblick eine gute hat werden können."

Diese beiden Epigramme sind sehr wenig galant, aber man muß sie dem unglücklichen Gatten der unfreundlichen Pomponia verzeihen.

Das politische Leben des Quintus war ebenso wenig glänzend, als sein Privatleben glücklich war. Die Stellung, welche er einnahm, verdankte er mehr dem großen Namen seines Bruders, als seinem Verdienste, und er that nichts, um sich dessen würdig zu machen. Nachdem er Aedil und Prätor gewesen war, wurde er zum Statthalter von Asien ernannt. Es war eine schwere Probe für einen Charakter wie der seinige, mit einer schrankenlosen Autorität bekleidet zu sein. Die unumschränkte Gewalt machte seinen Kopf wirr; seine Heftigkeit, die durch nichts gezügelt wurde, hatte keine Grenzen mehr; wie ein orientalischer Despot sprach er nur von Verbrennen und Hängenlassen. Er wollte vor Allem den Ruhm eines großen Pflegers der Gerechtigkeit haben. Da er die Gelegenheit gehabt hatte, zwei Mörder in seiner Provinz in einen Sack

nähen und ins Wasser werfen zu lassen, so wünschte er, als er einen andern Theil seiner Provinz besuchte, diesem dasselbe Schauspiel zu geben, um nicht Neider zu haben. Er suchte also sich eines gewissen Zeuxis, einer bedeutenden Person, der des Muttermordes angeklagt und vor Gericht freigesprochen war, zu bemächtigen. Zeuxis, der des Statthalters Absichten merkte, hatte sich bei dessen Ankunft aus dem Staube gemacht, und Quintus, den es schmerzte, seinen Muttermörder verloren zu haben, schrieb ihm die zärtlichsten Briefe, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Gewöhnlich aber zeigte er weniger Verstellung und sprach offener. Er gab einem seiner Unterfeldherrn den Auftrag, einen gewissen Licinius und seinen Sohn, die Unterschleife gemacht hatten, zu ergreifen und lebendig zu verbrennen. Er schrieb an einen römischen Ritter, Namens Catienus, „er werde dafür sorgen, daß er unter dem Zujauchzen der ganzen Provinz mit grünen Holze verbrannt werde[1]).“ Freilich gab er, wenn man ihm vorhielt, daß er solche wüthende Briefe geschrieben habe, zur Antwort, es wäre ein bloßer Scherz, und er habe einmal lachen wollen. Sonderbare Art zu scherzen, die eine barbarische Natur verräth! Und doch war Quintus nichts desto weniger ein aufgeklärter Kopf; er hatte den Platon und Xenophon gelesen, er sprach sehr gut griechisch, er schrieb sogar in seinen Mußestunden Tragödien. Er hatte also ganz das Ansehn eines gebildeten und civilisierten Menschen, aber das war nur Schein. Bei den besterzogenen Römern ist die Civilisation oft nur oberflächlich, und unter dem eleganten Aeußern findet man oft die rohe und wilde Seele einer unbarmherzigen Soldateska.

Quintus kehrte mit einem sehr schlechten Rufe aus seiner Provinz zurück; aber das Auffallendste ist, daß er nicht reich zurückkam. Er hatte offenbar weniger Erpressungen ausgeübt, als seine Collegen, und er verstand es nicht, genug Geld mitzubringen, um die Lücken seines Vermögens auszufüllen. Dasselbe hatte nämlich durch

1) Ad Quint., I, 2.

seine Verschwendungen sehr gelitten, denn er kaufte und baute gern, wie sein Bruder; er fand großen Geschmack an seltenen Büchern, und wahrscheinlich konnte er auch seinen Lieblingssclaven nichts abschlagen. Cicero's Exil zerrüttete vollends seine Vermögensverhältnisse, und als sein Bruder zurückkehrte, war Quintus gänzlich ruiniert. Das hinderte ihn jedoch nicht, in dem Augenblicke seines größten Elends sein Haus in Rom wieder herstellen zu lassen, ein Landhaus in Arpinum und ein anderes in der Vorstadt zu kaufen, in seiner Villa zu Arcanum Bäder, Säulenhallen, Fischteiche und eine so schöne Straße anlegen zu lassen, daß man sie für ein Werk des Staates hielt. Die Misere eines Römers aus jener Zeit würde zwar noch ein glücklicher Zustand für viele unserer jetzigen großen Herren sein. Indessen es kam der Tag, wo Quintus ganz in den Händen der Gläubiger war, und wo er keinen Credit mehr fand. Da griff er zu dem letzten Mittel, welches den in Noth sich befindenden Schuldnern übrig blieb, er begab sich zum Cäsar.

Also nicht allein die Liebe zum Ruhm war es, die den Quintus nach Gallien zog; er begab sich wie so viele Andere dahin, um reich zu werden. Bis dahin hatten die Resultate den gehegten Hoffnungen nicht vollständig entsprochen, und man hatte bei Völkerschaften, wie die Belger und Germanen, nicht alle die Schätze, welche man dort suchte, gefunden; aber man verzagte dennoch nicht; man war so wenig geneigt, die glänzende Vorstellung, welche man sich gemacht hatte, aufzugeben, daß man nach jeder Verrechnung das Zauberland, wo man die Schätze finden sollte, weiter hinausrückte. Da in dieser Zeit der Zug nach Britannien unternommen wurde, so versetzte man es nach Britannien. Jeder glaubte dort sein Glück zu machen, und Cäsar selbst hoffte, wie Suetonius sagt, viel Perlen von dort mitzubringen[1]). Diese Hoffnungen wurden abermals getäuscht, denn in Britannien gab es weder Perlen noch Goldminen. Man hatte viel Mühe, einige Sclaven zu bekommen, die

1) Caes., 47.

keinen großen Werth hatten; denn daran durfte man nicht denken, daß man Litteraten und Musiker aus ihnen machen wollte. Der ganze Reichthum, welchen dies Volk besaß, bestand in schweren Wagen, von denen herab es muthig kämpfte. Auch Cicero schrieb scherzend an Trebatius, der ihm diesen Unstern der Armee meldete: „Weil du dort weder Gold noch Silber holen kannst, so rathe ich dir, auf dem ersten besten Streitwagen, den du erbeuten kannst, zu uns so schnell als möglich zurückzueilen[1]).“ Quintus stimmte seinem Bruder ganz bei. Obgleich er von Cäsar sehr gut aufgenommen worden war, denn er hatte ihm eine Legatenstelle übertragen, so verlor er doch den Muth, als er sah, daß das Glück ihm nicht so schnell kam, wie er gehofft hatte, und er faßte wie Trebatius einen Augenblick den Entschluß zurückzukehren; aber Cicero, der dies Mal nicht mehr scherzte, hielt ihn davon zurück.

Er erwies ihm damit einen sehr großen Dienst; denn gerade während des Winters, der auf die Expedition nach Britannien folgte, hatte Quintus Gelegenheit, die heroische That zu vollbringen, durch die er sich bei allen Kriegern einen Namen erworben hat. Obgleich er den Sophokles mit Leidenschaft las und selbst Tragödien geschrieben hatte, so war er doch im Grunde nur Soldat. Dem Feinde gegenüber zeigte er sich, wie er war, und entfaltete eine Energie, die man an ihm nicht ahnte. Mitten unter den rebellischen Völkerschaften wußte er mit einer einzigen Legion hinter Verschanzungen, die er in der Eile und in einer Nacht errichtet hatte, das ihm von Cäsar zur Vertheidigung übertragene Lager zu schützen und zahllosen Feinden, die soeben ein römisches Heer vernichtet hatten, die Spitze zu bieten. Er antwortete auf ihre frechen Prahlereien in einer festen Sprache. Obgleich er krank war, zeigte er eine unglaubliche Thätigkeit, und nur die Unzufriedenheit seiner Soldaten konnte ihn dahin bringen, sich zu schonen. Ich brauche auf die Einzelheiten dieses Vorfalles, die Cäsar in seinen Commentarien so vortrefflich

1) Ad fam., VII, 7.

dargestellt hat, nicht zurückzukommen; es war eine der glänzendsten Thaten in dem gallischen Kriege. Diese schöne Waffenthat stellt den Quintus sehr hoch; sie verdunkelt die Schwächen seines Charakters und trägt dazu bei, die undankbare und schwierige Rolle als jüngerer Bruder eines großen Mannes in ein ehrenvolleres Licht zu stellen.

III.

Cicero hatte wohl vorhergesehen, daß, obgleich Cäsar bei der Abfassung seiner Commentarien keine andere Absicht hatte, als Materialien zur Geschichte zu sammeln, die Vollendung dieses Werkes die Einsichtsvollen abhalten würde, dasselbe wieder aufzunehmen. Auch Plutarchos und Dio haben sich wohl gehütet, es noch einmal zu bearbeiten; sie haben sich mit einem Auszuge desselben begnügt, und wir kennen keine bessere Darstellung des Krieges gegen die Gallier als die von demjenigen, der der Held desselben gewesen ist. Bei aller Vollendung der Darstellung, oder vielmehr wegen ihrer Vollendung selbst, befriedigt sie uns doch nicht ganz. Das ist aber das Eigenthümliche vortrefflicher Werke, welche doch scheinen sollten, die allgemeine Wißbegierde vollständig zufrieden zu stellen, daß sie im Gegentheil dieselbe immer noch mehr erregen. Je größer unser Interesse an den Thatsachen, welche sie uns darstellen, ist, desto mehr erwecken sie in uns das Verlangen, sie noch besser kennen zu lernen, und eins der sichersten Zeichen von ihrem Erfolge, den sie erhalten, ist, daß sie den Lesern noch nicht genügen und in ihnen den Wunsch rege machen, noch mehr darüber zu wissen, als sie sagen. Dies Bedürfnis, über eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte neue Aufschlüsse zu erhalten, ist, was uns die Briefe des Cicero an den Trebatius und an seinen Bruder so werthvoll macht. Obgleich sie in geringerer Anzahl und kürzer sind, als wir wünschen, so haben sie doch das Verdienst, daß sie über die Berichte, welche Cäsar von seinen Feldzügen macht, einiges Licht verbreiten. Da sie vertraulicher als eine für das Volk berechnete Darstellung sind, so führen

sie uns tiefer in das Privatleben des Besiegers der Gallier ein; sie lassen uns in sein Zelt treten zu den Zeiten seiner Muße und Ruhe, von denen zu sprechen ihm selbst gar nicht in den Sinn gekommen ist. Es ist sicherlich ein kostbarer Blick, den sie uns thun lassen, es ist die natürliche Ergänzung zu den Commentarien, und wir haben keine schönere Aufgabe, als sorgfältig die zerstreuten Einzelheiten, die sie enthalten, zu sammeln, um Cäsar und seine Umgebung genauer kennen zu lernen.

Ich denke mir, daß Cäsar's Heer keine Aehnlichkeit mit den alten römischen Heeren hatte, die man uns als ruhig, mäßig, immer unter der Ruthe der Lictoren zitternd und jederzeit einer unbeugsamen Disciplin unterworfen schildert. Gewiß wurde es im Augenblick der Gefahr streng gehalten, und es beklagte sich nie darüber. Kein anderes Heer hat mehr Strapazen ausgehalten und Größeres vollbracht; aber war die Gefahr vorüber, dann ließ die Disciplin nach. Cäsar gestattete seinen Soldaten Ruhe und auch Vergnügungen. Er ließ sie glänzende Rüstungen anlegen und sich sogar auf eine ausgesuchte Weise putzen. „Was schadet es, wenn sie sich salben," sagte er. „Sie werden sich doch gut schlagen[1])." Und in der That, diese Soldaten, die von den Pompejanern Weichlinge genannt wurden, sind dieselben, die, bei Dyrrhachium vor Hunger fast umkommend, erklärten, sie würden eher Baumrinde essen, als den Pompejus entwischen lassen. Sie wurden zum großen Theil aus den cisalpinischen Galliern recrutiert, denen die römische Civilisation ihre natürlichen Eigenschaften noch nicht genommen hatte, ein liebenswürdiger und ausgezeichneter Volksstamm, der den Krieg liebte und ihn munter führte. Die Anführer glichen ganz den gemeinen Soldaten; sie waren lebendig und muthig, unverzagt in kritischen Augenblicken, und vertrauten mehr der Begeisterung als der Routine. Bemerkenswerth ist, daß keiner von ihnen in früheren Kriegen seinen Ruf erworben hatte. Cäsar scheint es gewollt zu

---

1) Sueton., Caes., 67.

haben, daß ihr militairischer Ruhm erst von ihm datiere. Einige, und unter ihnen vielleicht der bedeutendste, Labienus, waren seine politischen Freunde, frühere Verschworene wie er, die aus Volksagitatoren nach seinem Beispiele und ohne weitere militairische Bildung ausgezeichnete Feldherrn geworden waren. Andere dagegen, wie Fabius Maximus und Servius Galba, führten berühmte Namen; es waren Anhänger, die er sich im Voraus unter der Aristokratie bildete, oder Geiseln, die er von ihr nahm. Die Mehrzahl, Crassus, Plancus, Volcatius Tullus, Decimus Brutus und später Pollio, waren junge Leute, die er mit einer besondern Aufmerksamkeit behandelte, und denen er gern bei gefahrvollen Unternehmungen sein Vertrauen schenkte. Er liebte die Jugend aus einer gewissen natürlichen Neigung und auch aus Politik. Da sie sich noch keiner Partei angeschlossen und nicht die Zeit gehabt hatten, ihre Dienste der Republik zu weihen, so hoffte er, daß sie sich leichter an das neue Regime, das er begründen wollte, gewöhnen würden.

Diese Legaten, deren Zahl verschieden war, bildeten nicht allein das gewöhnliche Gefolge eines Proconsuls. Es kommen noch eine Menge junger Römer hinzu, Söhne aus vornehmen Häusern, durch ihre Geburt schon im Voraus zu Ehrenstellen designiert, die unter ihm die Kriegskunst lernten. Man nannte sie seine Zeltgenossen, contubernales. Soldaten, wie die andern, und an Schlachttagen ihr Leben einsetzend, wurden sie nach dem Kampfe die Freunde, die Genossen des Oberfeldherrn, den sie auf allen seinen Expeditionen begleiteten, wie die Clienten ihren Patron in der Stadt. Sie waren bei seinen Unterhaltungen zugegen, theilten seine Erholungen und Vergnügungen, saßen mit ihm zu Tische, waren, wenn er Recht sprach, um ihn, kurz sie bildeten das, was man die Leibwache (praetoria cohors), wir würden sagen seinen Hof, nannte. Man sagte, daß Scipio der Africaner dies Mittel, den Glanz der höchsten Macht in den Augen der unterworfenen Völker zu erhöhen, zuerst angewendet hätte; nach ihm behielten die Proconsuln mit großer Sorgfalt diesen ganzen Pomp bei, der ihren Zauber vergrößerte. Das war aber

noch nicht Alles; denn neben diesen Kriegsmännern befanden sich andere tüchtige Leute von sehr verschiedener Beschaffenheit in seiner Umgebung. Geschickte Finanzmänner, intelligente Schreiber und selbst kluge Juristen konnten für die Verwaltung der ausgedehnten Länder, die ein Proconsul regierte, nothwendig sein. So war Trebatius selbst, der friedliche Trebatius, in dem Gefolge eines Heeres nicht am unrechten Orte und hatte Gelegenheit, seine Wissenschaft sogar bei den Nerviern und Belgern zur Anwendung zu bringen. Fügt man zu diesen Leuten, denen die höhern Functionen eine gewisse Bedeutsamkeit verliehen, noch eine Menge Unterbeamten oder Subalternen hinzu, wie Lictoren, Gerichtsdiener, Schreiber, Dolmetscher, Boten, Aerzte, Kammerdiener und selbst Haruspices, so wird man eine Vorstellung von dem wahrhaft königlichen Gefolge erhalten, welches ein Proconsul mit sich führte.

Das des Cäsar mußte noch glänzender sein, als die andern. Die zehn Legionen, welche er befehligte, der große Umfang der Länder, die er zu erobern und zu regieren hatte, erklären die große Anzahl von Beamten und Personen aller Art, mit denen er sich umgab. Ueberdies liebte er sehr die Pracht. Er nahm gern alle diejenigen auf, die zu ihm kamen, und er fand immer eine Function für sie, um sie bei sich zu behalten. Selbst in jenen wilden Gegenden machte es ihm Vergnügen, sie durch seinen Empfang zu überraschen. Suetonius erzählt, daß er überallhin Kisten voll geschnitzter Gegenstände oder Mosaikarbeit mitnehmen ließ, und daß bei ihm stets zwei Tische serviert waren, wo die reichen Römer, die zu ihm kamen, und die vornehmen Männer aus der Provinz Platz fanden[1]). Seine Legaten ahmten ihm nach, und Pinarius schrieb an Cicero, daß er von den Diners, welche ihm sein Bruder gäbe, ganz entzückt wäre[2]). Nicht daß Cäsar für seine Person viel auf glänzende Gastmähler und reiche Wohnungen gab, man weiß, daß er mäßig war, daß er erforderliches Falles wohl im Stande war,

1) Sueton., Caes., 46 u. 48. — 2) Ad Quint., III, 1.

unter freiem Himmel zu schlafen und ranziges Oel zu genießen, ohne den Mund zu verziehen; aber er fand an Repräsentation und Luxus Geschmack. Obgleich die Republik noch bestand, so war er doch schon fast ein König; sogar in seinem Hoflager in Britannien und Germanien hatte er Dienstbereite und Hofleute. Man erhielt schwer Zutritt zu ihm; Trebatius hatte es erfahren, und wir wissen, daß es lange dauerte, ehe er zu ihm gelangen konnte. Allerdings empfieng Cäsar die Leute nicht in der gemessenen und feierlichen Majestät, welche an dem Pompejus abstoßend war; aber so huldvoll er auch sein wollte, es lag doch immer Etwas in ihm, was Respect einflößte, und man fühlte, daß die freundliche Weise, die er gegen Jedermann zeigte, aus einer Erhabenheit kam, die ihrer selbst gewiß war. Dieser Vertheidiger der Demokratie war nicht weniger ein Aristokrat, der nie seine Abstammung vergaß und gern von seinen Ahnen sprach. Hatte man ihn nicht bei Beginn seines politischen Lebens, als er mit der größten Lebhaftigkeit die Institutionen des Sulla angriff und den Versuch machte, den Tribunen ihre frühere Gewalt wieder zusichern zu lassen, eine Leichenrede voll von genealogischen Unwahrheiten halten hören, in welcher er wohlgefällig erzählte, daß seine Familie von Königen und Göttern abstamme? Uebrigens folgte er hierin den Traditionen der Gracchen, seiner erlauchten Vorgänger. Auch diese vertheidigten eifrig die Volksinteressen, aber sie erinnerten an die Aristokratie, aus der sie stammten, durch die vornehme Eleganz in ihren Manieren. Man weiß, daß sie des Morgens einen Hof von Clienten hatten, und daß sie zuerst auf den Gedanken kamen einen Unterschied unter ihnen zu machen, der dem großen und kleinen Eintritt bei Louis XIV. ähnlich ist.

Was am meisten bemerkenswerth in der Umgebung Cäsar's war, ist die Liebe zu den Wissenschaften, die sich darin kund gab. Gewiß, man lebte nicht mehr in der Zeit, wo die römischen Feldherrn Meisterwerke verbrennen ließen oder sich ihrer eignen Unwissenheit rühmten. Seit Mummius und Marius waren die Wissenschaften bis in die Feldlager gedrungen, wo, wie man weiß, nicht

ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort ist. Indessen ich glaube, daß man nie in irgend einem Heere soviel bedeutende Litteraten, soviel geistreiche Leute und wieder feine Weltleute bei einander gesehen hat, wie in Cäsar's Heer. Fast alle Legaten Cäsar's waren spezielle Freunde des Cicero, und es machte ihnen Vergnügen, einen ununterbrochenen Briefwechsel mit dem, den man als den offiziellen Patron der Litteratur zu Rom betrachtete, zu unterhalten. Crassus und Plancus hatten die Beredsamkeit studiert, indem sie an seiner Seite plaidierten, und in den uns erhaltenen Briefen des Plancus erkennt man an einer gewissen oratorischen Fülle, daß er seinen Unterricht wohl benutzt hat. Trebonius, der Sieger von Massilia, zeigte es offen, daß er an den treffenden Aussprüchen des Cicero Geschmack finde, und er legte sogar eine Sammlung derselben an. Cicero, dem diese Bewunderung nicht misfiel, fand jedoch, daß ihr Herausgeber in dem Eingange zuviel Eigenes hinzugesetzt habe unter dem Vorwande, die Wirkung der scherzhaften Ausdrücke vorzubereiten und sie besser verstehen zu lassen. „Das Lachen ist erschöpft," sagte er, „wenn man zu dem Meinigen kommt." Hirtius war ein ausgezeichneter Historiker, der es später unternahm, die Commentarien seines Chefs zu Ende zu führen. Matius, ein vertrauter Freund des Cäsar, und der sich dieser Freundschaft würdig zeigte, da er ihr treu blieb, übersetzte die Iliade metrisch ins Lateinische. Quintus war auch ein Dichter, aber ein tragischer Dichter. Während des Winters, als er die Nervier zu bekämpfen hatte, wurde er von einem solchen poetischen Feuer ergriffen, daß er in sechszehn Tagen vier Stücke schrieb; daß hieß die Tragödie ein wenig militairsch behandeln. Er hatte die, welche er für die beste hielt, Erigone, seinem Bruder geschickt; aber sie gieng unterwegs verloren. „Seitdem Cäsar in Gallien commandiert," sagte Cicero, „hat nur die Erigone die Reise nicht sicher machen können[1])." Es ist ohne Zweifel auffallend, soviele Feldherrn als Litteraten zu gleicher Zeit anzu-

1) Ad Quint., III, 9.

treffen; aber noch auffallender ist, daß alle römischen Ritter, die dem Heere folgten, und die Cäsar zu Intendanten und Lieferanten, zu Proviantmeistern und Steuereinnehmern machte, die Litteratur mehr geliebt haben, als es ihre Gewohnheiten und Functionen für gewöhnlich mit sich bringen. Wir sehen, daß einer von ihnen, den Cäsar zu Diensten dieser Art verwendete, Lepta, dem Cicero für die Uebersendung einer rhetorischen Abhandlung dankt, und er war ein Mann, der dies Geschenk zu würdigen verstand. Der Hispanier Balbus, ein intelligenter Banquier, jener umsichtige Geschäftsführer, der in die Finanzen Roms, und was noch verdienstlicher ist, in die des Cäsar eine so schöne Ordnung zu bringen verstand, liebte die Philosophie leidenschaftlicher, als man von einem Banquier erwarten möchte. Er ließ Cicero's Werke schleunig abschreiben, ehe sie im Publicum bekannt wurden, und wiewohl er von Charakter der discreteste Mensch war, so handelte er doch oft unvorsichtig, um sie nur zuerst lesen zu können.

Aber unter allen diesen Litteraten war es wieder Cäsar, der den entschiedensten Geschmack an den Wissenschaften hatte; sie sagten seinem eleganten Wesen zu, sie schienen ihm ohne Zweifel die angenehmste Beschäftigung und Erholung für einen erhabenen Geist. Ich möchte jedoch nicht behaupten, daß seine Liebe zu ihnen so ganz uneigennützig war, wenn ich sehe, daß diese Liebe seiner Politik so ungemein diente. Er mußte durch alle Mittel die öffentliche Meinung für sich gewinnen; nun gibt es nichts, was auf dieselbe mehr einwirkt, als die Ueberlegenheit des Geistes verbunden mit der Ueberlegenheit der Kraft. Seine Hauptwerke sind in diesem Gedanken abgefaßt, und man kann von diesem Gesichtspunct aus sagen, daß seine Schriften ebenfalls Thaten waren. Nicht blos um einige müßige Litteraten zu ergötzen, schrieb er in der letzten Zeit seines Aufenthalts in Gallien seine Commentarien mit einer Eile, die seine Freunde in Staunen setzte. Er wollte die Römer hindern, seine Siege zu vergessen; er wollte durch seine bewunderungswürdige Darstellungsweise die Wirkung, welche sie hervorgebracht hatten, erneuern und wo-

möglich noch steigern. Als er seine beiden Bücher über die Analogie verfaßte, rechnete er darauf, daß man erstaunt sein würde, einen commandierenden General zu sehen, der, wie Fronto sagt, „mit der Wortbildung sich beschäftigte, während die Geschosse durch die Luft flogen, und der die Sprachgesetze unter dem Schall der Tuba und Trompete erforschte.“ Er kannte den großen Gewinn, den sein Ruhm aus diesen Contrasten ziehen konnte, und wie groß das Erstaunen und die Bewunderung in Rom sein würde, wenn man aus so weiter Ferne eine grammatische Abhandlung zugleich mit der Meldung einer neuen Eroberung angelangen sähe. Eben derselbe Gedanke machte ihm darum auch die Freundschaft des Cicero so wünschenswerth. Wenn sein zarter und hervorragender Charakter ein großes Vergnügen darin fand, eine Verbindung mit einem Manne von solchem Geiste zu unterhalten, so wußte er auch recht wohl, welche Macht dieser Mann auf die öffentliche Meinung ausübte, und einen wie großen Wiederhall das Lob haben würde, wenn es von diesem beredten Munde ausgieng. Wir haben die Briefe, die er an ihn schrieb, verloren; aber da Cicero von ihnen entzückt und er außerdem schwer zu befriedigen war, so muß man glauben, daß sie voll von Schmeicheleien und Liebkosungen waren. Cicero's Antworten waren ebenfalls voll von den lebhaftesten Freundschaftsversicherungen. Er erklärte zu dieser Zeit, daß Cäsar ihm nächst seinen Kindern der liebste sei, ja fast dieselbe Stelle einnehme, wie diese; er beklagte bitter alle die Vorurtheile, welche ihn von demselben entfernt hätten, und gelobte sich, ihn vergessen zu lassen, daß er einer von den Letzten wäre, die seine Freundschaft erworben hätten. „Ich werde es,“ sagte er, „durch meine Begeisterung vielleicht dahin bringen, daß es mir geht, wie es so oft forteilenden Wanderern gelingt. Diese kommen, wenn sie etwa später, als sie gewollt haben, aufgebrochen sind, durch größere Eile schneller an ihr Ziel, als wenn sie einen Theil der Nacht dazu genommen hätten[1].“ Sie

1) Ad Quint., II, 15.

wetteiferten mit einander in ihren Schmeicheleien; sie überhäuften sich mit Complimenten und forderten sich gegenseitig durch poetische und prosaische Arbeiten heraus. Als Cicero den ersten Bericht über die Expedition nach Britannien las, rief er aus: „Welch' außerordentliche Begebenheiten! welch' ein Land! welche Völker! welche Kämpfe und vor Allem was für ein Feldherr!" Sofort schrieb er an seinen Bruder: „Gebt mir nur Britannien zum Stoff, du lieferst mir die Farben, und ich male es mit meinem Pinsel aus[1])." Und er hatte alles Ernstes ein Epos über diese Eroberung angefangen, welches seine Beschäftigungen ihn hinderten so schnell auszuführen, wie er wünschte. Cäsar seinerseits widmete dem Cicero seine Abhandlung über die Analogie, und bei dieser Gelegenheit sagte er ihm in einer glänzenden Sprache: „Du hast alle Schätze der Beredsamkeit entdeckt und hast dich derselben zuerst bedient. Dadurch hast du dich um den römischen Namen sehr verdient gemacht und ehrst das Vaterland. Du hast den allerschönsten Ruhm erlangt und einen Triumph, der dem der größten Feldherrn vorzuziehen ist; denn es ist etwas Höheres, die Schranken des Geistes zu erweitern, als die Grenzen des Reiches weiter hinaus zu rücken[2])." Das war für einen Schriftsteller die feinste Schmeichelei, da sie von einem Sieger, wie Cäsar war, kam.

In solcher Beziehung stand Cicero mit Cäsar und seinen Offizieren während des gallischen Krieges. Seine Briefe, durch die wir dieselbe kennen, machen uns, indem sie den Geschmack und die ausgezeichneten Eigenschaften aller dieser geistreichen Männer besser erkennen lassen, eine lebhaftere Vorstellung davon und lassen uns einen tieferen Blick in dies Verhältnis thun.

Das ist gewiß einer der größten Dienste, den sie uns leisten können. Man glaubt, wenn man die Briefe gelesen, ihre gesellschaftlichen Zirkel vor Augen zu haben, ja gewissermaßen ihren Unterhaltungen beizuwohnen. Es ist nicht zu kühn, wenn man behauptet,

1) Ad Quint., II, 16. — 2) Cic., Brut., 72, u. Plin., Hist. nat., VII, 30.

daß Rom sie sehr beschäftigte. Mitten in Gallien hatten sie ihr Auge auf Rom gerichtet, und um dort einiges Aufsehen zu erregen, unterzogen sie sich solchen Strapazen. Indem alle diese jungen Männer durch so viele unbekannte Länder von dem Rhone bis zum Ocean zogen, hofften sie sehr, daß man bei den Festgelagen und in den Kreisen, wo die schöne Welt die öffentlichen Angelegenheiten besprach, von ihnen reden würde. Auch Cäsar, als er den Rhein auf seiner hölzernen Brücke überschritt, rechnete darauf, die Phantasie aller der Müßigen zu beschäftigen, die sich auf dem Forum, am Fuße der Rednerbühne versammelten, um Neuigkeiten zu erfahren. Nach seiner Landung in Britannien sehen wir ihn sofort an seine Freunde und besonders an Cicero [1]) schreiben. Hatte er auch in dieser Zeit nicht viel Muße, so sah er es doch gewiß als eine große Ehre an, seinen Brief aus einem Lande, wohin noch kein Römer den Fuß gesetzt hatte, zu datieren. Gab man nun etwas darauf, ruhmreiche Nachrichten nach Rom zu senden, so war man andrerseits auch sehr begierig solche von dort zu erhalten. Alle Briefe, welche von Rom kamen, wurden begierig gelesen; sie schienen bis nach Germanien und Britannien gleichsam ein Bild von dem öffentlichen Leben zu bringen, was diejenigen, die es geliebt haben, nie vergessen können, und was sie stets vermissen. Es genügte dem Cäsar nicht, die Tagesblätter des römischen Volkes zu lesen, welche die bedeutendsten politischen Ereignisse in einer kurzzusammengefaßten Darstellung und ein trockenes Protocoll der Volksversammlungen enthielten. Seine Boten durchreisten fortwährend Gallien und überbrachten ihm genaue Correspondenzen voll der minutiösesten Einzelheiten. „Man erzählt ihm Alles," sagte Cicero, „die kleinen Geschichten wie die großen [2])." Diese ungeduldig erwarteten und

1) Cäsar schrieb aus Britannien zweimal an Cicero. Der erste Biief brauchte sechsundzwanzig Tage, um nach Rom zu gelangen, der zweite achtundzwanzig. Das war schnell für jene Zeit, und man sieht, daß Cäsar seinen Courierwechsel gut organisiert hatte. Man weiß übrigens, daß Cäsars Aufenthalt in Britannien sehr kurz war. — 2) Ad Quint., III, 1.

mit Wohlgefallen commentierten Neuigkeiten mußten den gewöhnlichen Gegenstand seiner Unterhaltungen mit seinen Freunden bilden. Ich glaube, daß an jener reich besetzten Tafel, von der ich vorhin gesprochen habe, nachdem man über Litteratnr und Grammatik sich unterhalten, die Gedichte des Matius oder Quintus gehört hatte, besonders von Rom die Rede war, und daß diese elegante Jugend, die sich nach den Freuden von Rom zurücksehnte, nicht müde wurde davon zu reden. Hätte man alle diese jungen Leute sich über die letzten Ereignisse der Stadt, über die politischen Wirren, oder was sie noch mehr interessierte, über die scandalösen Geschichten sich unterhalten, die neusten Gerüchte, welche in Umlauf waren, wiedererzählen und die neusten Bonmots, die man ihnen sorgfältig zukommen ließ, anführen hören, so würde es einem gewiß schwer geworden sein, zu glauben, daß man sich im Herzen des Landes der Belger, in der Nähe des Rheins oder des Oceans oder an dem Tage vor einer Schlacht befinde; ich bin überzeugt, man hätte viel mehr gemeint, einer Gesellschaft von geistreichen Leuten in irgend einem aristokratischen Hause auf dem Palatin oder im reichen Viertel der Carinen beizuwohnen.

Die Briefe des Cicero leisten uns noch einen andern Dienst. Sie lassen uns erkennen, welche außerordentliche Wirkung die Siege Cäsar's auf Rom hervorbrachten. Diese Siege erregten ebensoviel Erstaunen als Bewunderung; denn sie waren zugleich Entdeckungen und Eroberungen. Was wußte man von diesen fernen Ländern vor Cäsar? Einige lächerliche Fabeln, welche die Kaufleute bei ihrer Rückkehr mitbrachten, um sich wichtig zu machen. Erst mit Cäsar wurden diese Länder bekannt. Er zuerst wagte es, die Germanen, welche man als Riesen schilderte, deren Anblick Entsetzen verursachte, anzugreifen, und er besiegte sie; er zuerst wagte sich bis nach Britannien, wo, sagte man, die Nacht drei volle Monate daure, und alle diese wunderlichen Erzählungen verliehen seinen Siegen einen Anstrich des Wunderbaren. Indessen ließen sich nicht Alle von diesem Zauber hinreißen. Die Einsichtsvollsten der aristokra=

tischen Partei, welche ein dunkles Vorgefühl davon hatten, daß das Schicksal der Republik an den Ufern des Rheins entschieden würde, wollten, daß man den Cäsar zurückriefe und an seiner Stelle einen andern Feldherrn ernenne, der vielleicht die Eroberung von Gallien nicht vollenden, der aber auch nicht in die Versuchung kommen würde, sein Vaterland zu erobern. Cato, der Alles aufs Aeußerste trieb, wagte es, als man den Senat aufforderte, den Göttern für die Niederlage des Ariovistus ein Dankgebet zu veranstalten, im Gegentheil den Antrag zu stellen, den Germanen den Sieger auszuliefern; aber diese Einsprüche änderten nicht die öffentliche Meinung. Sie erklärte sich für den, der so viele unbekannte Länder in so kurzer Zeit erobert hatte. Die Ritter, welche die Finanzmänner und Geschäftsleute von Rom geworden waren, freuten sich, unermeßliche Länder für ihre Thätigkeit eröffnet zu sehen. Cäsar, der sie für sich gewinnen wollte, forderte sie auf, ihm zu folgen, und seine erste Sorge war gewesen, ihnen eine Straße über die Alpen zu eröffnen. Das Volk, welches den militairischen Ruhm liebt und sich frei und offen dem Enthusiasmus überläßt, wurde nicht müde, den zu bewundern, der die Grenzen der Welt für die Römer erweiterte. Bei der Nachricht von jedem Siege feierte Rom Feste und dankte den Göttern. Nach der Besiegung der Belger konnte der Senat, der öffentlichen Meinung nachgebend, nicht umhin, ein Dankfest von funfzehn Tagen zu votieren, was bisher für Niemanden veranstaltet worden war. Man decretierte eines von zwanzig Tagen, als man den glücklichen Erfolg von der Expedition nach Germanien erfuhr, und ebenfalls eines von zwanzig Tagen nach der Einnahme von Alesia. Gewöhnlich war es Cicero, der diese Ehrenbezeigungen für Cäsar beantragte, und er machte sich zum Organ der öffentlichen Bewunderung, wenn er in seiner schönen Sprache sagte: „Der gallische Krieg ist unter dem Feldherrn C. Cäsar angriffsweise, vorher nur vertheidigungsweise geführt worden. Stets haben unsere Feldherrn geglaubt, jene Nationen lieber abwehren, als sie zum Kriege herausfordern zu müssen. Cäsar hat sie in ihrem eigenen

Lande aufgesucht. Diese Gegenden, welche uns früher durch keine Schriften, Reden und Sagen bekannt waren, diese Gegenden haben unser Feldherr, unsere Legionen und die Waffen des römischen Volkes durchzogen. Wir hatten nur einen Fußpfad nach Gallien; heut sind die Grenzen dieser Völker die Grenzen unsers Reiches geworden. Nicht ohne Leitung der göttlichen Vorsehung hatte die Natur die Alpen zum Grenzwall von Italien gemacht. Wenn dort der Zugang den wilden und zahlreichen Galliern offen gestanden wäre, dann hätte Rom nie der Sitz und die Heimat des größten Reiches werden können. Nun mögen sie niedersinken, jene unübersteiglichen Berge! Nun ist jenseits jener hohen Gebirgsmassen bis zum Ocean nichts mehr, was Italien zu fürchten hätte [1]."

Diese pomphaften Lobreden, welche man dem Cicero so oft zum Vorwurfe gemacht hat, sind jedoch begreiflich, und was auch die Politiker sagen mögen, es ist leicht, die Begeisterung, welche so viele ehrenwerthe und vernünftige Männer damals für Cäsar empfanden, zu erklären. Was die rückhaltslose Bewunderung, die seine Eroberungen hervorriefen, rechtfertigte, war weit weniger ihre Größe, als ihre Nothwendigkeit. Sie konnten für die Zukunft bedrohlich werden; für den Augenblick waren sie unumgänglich nöthig. Sie bedrohten später die Freiheit Roms, aber sie sicherten damals seine Existenz [2]. Was Vorurtheile und im Uebrigen wohlbegründete Furcht der argwöhnischen Aristokratie verhüllten, das ließ sie der patriotische Instinct des Volkes ahnen. Es sah dunkel alle Gefahren, die bald von Gallien kommen konnten, wenn man nicht eilte es sich zu unterwerfen. Nicht die Gallier, um die Wahrheit zu sagen, waren zu fürchten, — der Verfall hatte schon für sie begonnen, und sie dachten nicht mehr daran Eroberungen zu machen, — die Germanen waren es. Dio hat sehr Unrecht, wenn er behauptet, daß Cäsar viele Kriege, zu denen kein triftiger Grund

---

1) De prov. cons., 13 u. 14. — 2) Dies hat Mommsen in seiner römischen Geschichte vortrefflich dargelegt.

vorlag, im Interesse seines Ruhmes anfieng. Welchen Vortheil er auch davon gehabt haben mag, man kann sagen, daß er mehr dazu gezwungen worden ist, als daß er sie selbst herbeigeführt hat. Nicht Rom suchte die Germanen damals auf, sondern die Germanen vielmehr rückten gegen Rom kühn heran. Gerade als Cäsar zum Proconsul ernannt wurde, hielt Ariovistus einen Theil des Landes der Sequanen besetzt und wollte sich des andern Theiles bemächtigen. Seine Landsleute, durch die Fruchtbarkeit dieser schönen Länder angezogen, giengen täglich über den Rhein, um sich mit ihm zu vereinigen, und es waren fünfundzwanzig Tausend mit einem Male gekommen. Was würde aus Italien geworden sein, wenn, während Rom seine Macht bei innern Kämpfen verlor, die Sueben und die Sicambern sich an dem Rhone und den Alpen festgesetzt hätten? Die von Marius ein Jahrhundert zuvor beschworene Invasion begann von Neuem; sie konnte den Untergang Roms herbeiführen, wie sie es vier Jahrhunderte später that, wenn sie Cäsar nicht zurückgehalten hätte. Sein Ruhm war es, die Germanen über den Rhein zurückgeworfen zu haben, wie es die Ehre des Kaiserreiches war, sie dort länger als drei Jahrhunderte festzuhalten.

Aber das war nicht die einzige Wirkung, auch nicht die größte, welche Cäsar's Siege hervorbrachten. Dadurch daß er Gallien eroberte, hat er es ganz und für immer römisch gemacht. Die wunderbare Schnelligkeit, mit welcher sich Rom in jener Zeit die Gallier assimiliert, begreift man nur, wenn man weiß, in welchem Zustande es dieselben gefunden hatte. Sie waren keine vollständigen Barbaren, wie die Germanen; es ist wohl zu beachten, daß ihr Besieger, der sie genau kannte, ihnen diesen Namen in seinen Commentarien nicht gibt. Sie besaßen große Städte, ein geregeltes Steuersystem, ein abgeschlossenes Ganzes von religiösen Gebräuchen, eine ehrsüchtige und mächtige Aristokratie und eine Art nationaler Erziehung, die von den Priestern geleitet wurde. Diese noch unvollkommene Cultur hatte zwar ihren Geist nicht vollständig aufgeklärt, aber sie hatte ihn doch wenigstens geweckt. Sie waren

offen und wißbegierig, klug genug, um zu erkennen, was ihnen fehlte, frei genug von Vorurtheilen, um ihren Gebräuchen zu entsagen, wenn sie bessere fanden. Gleich von Anfang des Krieges an ahmten sie mit Glück die römische Taktik nach, bauten Belagerungsmaschinen und handhabten sie mit einer Geschicklichkeit, der Cäsar volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Sie waren also zwar noch roh und, wenn man will, ohne jede feinere Bildung, aber schon ganz empfänglich für eine höhere Civilisation, wonach sie ein Verlangen und einen natürlichen Trieb hatten. Daher ist zu erklären, daß sie dieselbe so leicht angenommen haben. Sie hatten zehn Jahre gegen die Fremdherrschaft gekämpft, sie widerstanden nicht einen Tag, fremde Sprache und Sitte anzunehmen. Man kann sagen, daß Gallien einem von einer heißen Sonne aufgerissenen Boden glich, der die ersten Regentropfen mit großer Begierde einsaugt; es hat die römische Civilisation, wonach es dürstete, ohne sie zu kennen, so stark eingesogen, daß es nach so vielen Jahrhunderten und trotz so vielen Revolutionen noch nicht ihren Einfluß verloren hat, und daß dies das Einzige ist, was in diesem Lande, wo Alles wechselt, bis jetzt fortbesteht. Cäsar fügte also nicht allein einige Länder zu Roms Gebiet hinzu, das Geschenk, welches er ihm machte, war schöner und von größerem Nutzen; er gab ihm ein intelligentes Volk, das fast eben so schnell civilisiert als erobert wurde, und das dadurch, daß es im Herzen eben so gut wie in der Sprache römisch wurde, daß es seine Interessen mit denen seines neuen Vaterlandes verschmolz, daß es in seine Legionen eintrat, um es zu vertheidigen, daß es sich mit einem merkwürdigen Eifer und Talent auf das Studium der Künste und Wissenschaften warf, um es zu verherrlichen, diesem entkräfteten Reiche auf lange Zeit hin eine neue Jugend und neue Kräfte geben mußte.

Während diese großen Thaten in Gallien vollbracht wurden, blieb Rom fortwährend der Schauplatz der schimpflichsten Wirren. Es war keine Obrigkeit mehr da; kaum daß man es dazu bringen konnte, seine Magistrate zu wählen, es kam fast jedes Mal zu

Kämpfen, wann sich das Volk auf dem Forum oder auf dem Marsfelde versammelte. Diese Unordnungen, deren sich die gutgesinnten Bürger schämten, vergrößerten noch die Wirkung, die Cäsar's Siege hervorbrachten. Welcher Contrast zwischen den gegen Ariovistus oder Vercingetorix gelieferten Schlachten und den Gladiatorenkämpfen, die Roms Straßen mit Blut färbten! Und wie ruhmvoll erschien die Einnahme von Agedincum oder von Alesia den Menschen, die nur mit der Belagerung von Milo's Haus durch Clodius, oder mit der Ermordung des Clodius durch Milo beschäftigt waren! Alle Staatsmänner, die in Rom geblieben waren, Pompejus wie Cicero, hatten Etwas an ihrer Würde verloren, da sie sich in diese Intriguen einmischten. Cäsar, der sich zur rechten Zeit zurückgezogen hatte, war allein mitten in der allgemeinen Erniedrigung gestiegen. Auch alle die, denen diese traurigen Scenen in der Seele wehe thaten, und denen Roms Ehre noch am Herzen lag, hielten ihren Blick auf ihn und auf sein Heer gerichtet. Wie es zu gewissen Augenblicken der französischen Revolution der Fall war, der militairische Ruhm tröstete die Besonnenen über die Schmach und das Elend der innern Verhältnisse. Zu gleicher Zeit bewirkte die Größe des Uebels, daß man überall nach einem wirksamen Mittel suchte. Allmählich gewann die Idee Boden, daß man, um endlich Ruhe zu haben, eine starke und dauerhafte Macht schaffen müsse. Nach Cicero's Verbannung hatten die Haruspices vorhergesagt, daß die Monarchie wieder eintreten würde [1]), und man brauchte nicht Wahrsager zu sein, um es vorherzusehen. Einige Jahre später, da das Uebel noch immer größer geworden, wurde die republikanische Partei selbst, trotz ihres Widerstrebens, gezwungen, zu dem energischen Mittel einer temporären Dictatur zu greifen. Pompejus wurde zum alleinigen Consul ernannt, aber Pompejus hatte mehr als einmal gezeigt, daß er weder die nothwendige Kraft, noch Entschlossenheit besitze, um für immer die Anarchie zu besiegen. Man

---

1) De Harusp. resp., 25.

mußte anderswo einen stärkeren Arm und einen entschiedeneren Willen suchen, und die Augen richteten sich natürlich auf den Sieger von Gallien. Sein Ruhm bezeichnete ihn für diese Rolle; die Hoffnungen der Einen und die Befürchtungen der Andern bestimmten ihn im Voraus, sie zu übernehmen; man gewöhnte sich täglich mehr an die Vorstellung, daß er der Erbe der Revolution sein würde, und die Revolution, welche ihm Rom in die Hände spielte, war schon mehr als zur Hälfte gemacht, als er den Rubico überschritt.

2.

Der Sieger und die Besiegten nach der Schlacht bei Pharsalus.

Der Bürgerkrieg störte das gute Verhältnis, in welchem Cicero während des Krieges gegen die Gallier mit Cäsar gestanden hatte. Er besann sich lange, ehe er sich darauf einließ, und erst nach langem Hin= und Herschwanken wurde er endlich durch die Vorwürfe seines Gewissens, durch die Furcht vor der öffentlichen Meinung und besonders durch das Beispiel seiner Freunde zu dem Entschluß geführt, sich in das Feldlager des Pompejus zu begeben. „Wie der Stier der Heerde folgt," sagte er, „so werde ich den Gutgesinnten oder denen, welche man nur immer so nennen wird, folgen, auch wenn sie in ihr Verderben rennen[1];" aber er gieng nur sehr ungern und hoffnungslos dahin ab. Nach der Schlacht bei Pharsalus hielt er es für unmöglich, den Kampf fortzusetzen; er sprach es in einem Rathe der republikanischen Führer, der zu Dyrrhachium abgehalten wurde, offen aus, und er eilte nach Brundisium zurück, um sich zur Disposition des Siegers zu stellen.

Welchen Schmerz mußte er nicht empfinden, wenn er sich in seinen Gedanken einige Jahre zurückversetzte und sich seiner triumphierenden Rückkehr aus der Verbannung erinnerte! In derselben Stadt, wo man ihn mit so großen Festlichkeiten empfangen hatte, war er genöthigt, heimlich zu landen, seine Lictoren zu verstecken, die Menge zu meiden und nur während der Nacht auszugehen. Er brachte dort eilf Monate, die traurigsten seines Lebens, in der Abgeschlossenheit und in Angst zu. Sein Herz war nach allen Seiten hin zerrissen, und seine häuslichen Angelegenheiten verursachten ihm

1) Ad Att., VII, 7.

nicht weniger Kummer, als die öffentlichen Ereignisse. Seine Abwesenheit hatte seine Vermögensverhältnisse vollends zerrüttet. Zu der Zeit, wo er sich in der größten Verlegenheit befand, hatte er die Unvorsichtigkeit begangen, das, was er an Geld besaß, dem Pompejus zu leihen. Des Königs von Aegypten Dolch hatte zugleich die Schuld und den Schuldner beseitigt. Während er sich durch den Verkauf seiner Meubles und seines Tafelgeschirres einige Mittel zu verschaffen suchte, entdeckte er, daß seine Frau im Einverständnisse mit seinen Freigelassenen ihm das, was ihm noch übrig geblieben war, raubte; er erfuhr, daß sich sein Bruder und sein Neffe, die zum Cäsar übergetreten waren, auf seine Kosten zu rechtfertigen suchten und an seinem Untergange arbeiteten, um sich selbst zu retten; er sah Tullia wieder, seine geliebte Tochter, aber er sah sie traurig und leidend wieder, das Unglück ihres Vaters und zugleich die Untreue ihres Gemahles beklagend. Zu diesen zu reellen Leiden gesellen sich zu gleicher Zeit imaginaire Leiden für ihn, die ihn nicht weniger bekümmern; besonders wird er von seiner gewohnten Unentschlossenheit gepeinigt. Kaum hat er Italien betreten, so bereut er schon, daß er dahin gekommen ist. Seiner Gewohnheit gemäß läßt ihn seine unruhige Phantasie die Dinge immer im schlimmsten Lichte erscheinen, und er findet in Allem, was ihm begegnet, einen Grund, unzufrieden zu sein. Er ist trostlos, als Antonius ihn zwingen will Italien zu verlassen; als man ihm gestattet da zu bleiben, ist er wieder außer sich, weil diese Ausnahme, die man zu seinen Gunsten macht, seinem Rufe schaden kann. Wenn Cäsar unterläßt an ihn zu schreiben, ergreift ihn Unruhe; wenn er einen Brief von ihm erhält, so wägt er, so freundlich auch das Schreiben sein möge, alle Ausdrücke ab und findet schließlich einen Grund zur Besorgnis; die Amnestie, selbst die ausgedehnteste und vollständigste, kann ihn nicht gänzlich beruhigen. „Wenn man so leicht verzeiht," sagt er, „so will man seine Rache verschieben[1])."

1) Ad Att., XI, 20. Ich lese cognitionem st. notionem, was mir keinen Sinn zu haben scheint.

Endlich nach einem Aufenthalte von beinahe einem Jahre in dieser geräuschvollen und verpesteten Stadt wurde es ihm gestattet, Brundisium zu verlassen. Er kehrte nach seinen schönen Landhäusern zurück, die er so sehr liebte, und wo er so glücklich gewesen war; er wandte sich seinen Büchern wieder zu, nahm seine unterbrochenen Studien wieder auf, und er konnte von Neuem der kostbaren Güter sich erfreuen, die man genießt, ohne daran zu denken, wenn man sie besitzt, und die man erst schätzen lernt, wenn man sie einen Augenblick verloren hat, der Sicherheit und der Ruhe. Nichts kam ihm dem Zauber dieser ersten ruhig zu Tusculum nach soviel Stürmen verlebten Tage und dieser Rückkehr zu den stillen Freuden des Geistes gleich, für die er, das erkannte er nun deutlich, eigentlich geschaffen war. „Wisse," schrieb er an seinen Freund Varro, „daß ich seit meiner Ankunft in der Hauptstadt mich mit meinen alten Freunden, ich meine meine Bücher, wieder ausgesöhnt habe. Uebrigens hatte ich den Umgang mit ihnen nicht deshalb aufgegeben, weil ich böse auf sie gewesen wäre, sondern weil ich mich vor ihnen schämte. Es schien mir, als ob ich dadurch, daß ich mich mit so unzuverlässigen Genossen in diese tollen Wirren einließ, ihre Vorschriften nicht gehörig befolgt hätte. Sie verzeihen mir, sie laden mich wieder zu dem alten Verkehr ein und sagen mir, daß du viel vernünftiger gewesen bist als ich, weil du diesen Umgang nie abgebrochen habest[1])."

Seine Bahn war ihm nun vorgezeichnet. Er war es der großen Partei, der er gedient und die er vertheidigt hatte, schuldig, sich fern von dem neuen Regime zu halten. Er mußte in der Philosophie und in den Briefen eine nützliche Verwendung seiner Thätigkeit suchen und sich, fern von den öffentlichen Angelegenheiten, denen er sich nicht mehr mit Ehren hingeben konnte, einen ehrenvollen Zufluchtsort schaffen. Er hatte es wohl erkannt, wenn er sagte: „Bewahren wir uns wenigstens eine halbe Freiheit, indem wir uns

2) Ad fam., IX, 1.

zu verbergen und zu schweigen wissen[1]).“ Schweigen und sich verbergen, das war allerdings das Programm, das für ihn am besten paßte, wie allen denen, die sich nach dem Tage von Pharsalus unterworfen hatten. Wir werden sehen, wie treu er diesem Programm blieb.

I.

Es ist sehr schwer, mit einem Male der Politik zu entsagen. Der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und der Ausübung der Macht gegenüber, selbst wenn sie einen Geist nicht vollständig befriedigen, verliert alles Uebrige seinen Reiz für ihn, und das Leben erscheint dem, der jene entbehrt, leer, weil er es mit ihnen nicht ausfüllen kann. Das war bei Cicero der Fall. Gewiß war er sehr aufrichtig, wenn er bei seiner Abreise aus Brundisium erklärte, „er wolle sich ganz in die Wissenschaften vertiefen;“ aber er hatte mehr verheißen, als er halten konnte. Er wurde der Ruhe bald müde, und die Freuden des Studiums schienen ihm zuletzt ein wenig zu still; er richtete sein Ohr begieriger auf das Geräusch der Außenwelt, und um es besser zu vernehmen, verließ er Tusculum und kehrte nach Rom zurück. Dort gab er sich allmählich seinen alten Gewohnheiten wieder hin; er gieng in den Senat; sein Haus öffnete sich von Neuem allen denen, die die Wissenschaften liebten und übten; er besuchte wieder die Freunde, die er in Cäsar's Partei hatte, und durch diese knüpfte er seine Verbindungen mit Cäsar selbst wieder an.

Sie söhnten sich trotz allen Motiven, die sie hatten, um auf einander zu grollen, leicht wieder aus. Der Geschmack an den geistigen Freuden, der sie verband, war bei ihnen stärker, als alle politischen Antipathien. Nachdem die erste Aufregung vorüber war, verkehrten sie wieder mit einander in der Gemüthlichkeit, welche die

1) Ad Att., XVI, 31.

Gewohnheit und die Praxis der Welt verleihen, indem sie allen Zwist, der sie getrennt hatte, vergaßen oder zu vergessen schienen. Und diese Verbindungen waren für Cicero zarter als je geworden. Er fand in seinem alten Mitschüler nicht allein einen Beschützer, er fand in ihm einen Herrn. Es war nicht mehr wie sonst ein Uebereinkommen oder ein Vertrag zwischen ihnen, der gegenseitige Verbindlichkeiten schuf; es war ein Sieger, dem die Rechte des Krieges Alles gestatteten, und ein Besiegter, der sein Leben seiner Gnade verdankte. Was die Schwierigkeiten der Situation erhöhte, war, daß, je größer das Recht des Siegers war, sich anspruchsvoll zu zeigen, desto mehr die öffentliche Meinung dem Besiegten gebot, zurückhaltend zu sein. Man konnte zur Zeit des gallischen Krieges wähnen, daß Cicero Cäsar's Projecte aus Freundschaft oder Ueberzeugung vertheidigte; aber seitdem er sich während des Bürgerkrieges so unverhohlen ausgesprochen und gezeigt hatte, daß er seine Sache misbillige, waren die Willfährigkeiten, die er für ihn haben konnte, nichts weiter als niedrige Schmeicheleien und eine schimpfliche Art und Weise seine Verzeihung zu verdienen. Schon seine plötzliche Rückkehr von Pharsalus war sehr getadelt worden. „Man verzeiht mir nicht, daß ich noch lebe[1]," sagte er. Man verzieh ihm noch weniger seinen vertrauten Umgang mit den Freunden Cäsar's. Die Gutgesinnten murrten darüber, wenn sie sahen, daß er des Balbus Haus so eifrig besuchte, daß er bei dem schwelgerischen Eutrapelus in Gesellschaft von Pansa oder Antonius und an der Seite der Schauspielerin Cytheris dinierte, daß er den glänzenden Festen, die Dolabella mit dem Gelde der Besiegten gab, beiwohnte; von allen Seiten hatte der Haß ein offenes Auge auf seine Schwächen. Er mußte also allen Parteien zugleich genügen, die Sieger und die Besiegten im Interesse seines Rufes oder seiner Sicherheit mit Schonung behandeln, an der Seite des Machthabers leben, ohne ihm zu sehr zu schmeicheln, aber auch ohne ihn je zu erzürnen, und

1) Ad fam., IX, 5.

unter diesen gefahrvollen Verhältnissen so handeln, wie er es seiner Ehre schuldig, und wie es für seine Ruhe nothwendig war. Eine delicate Lage, aus der ein gewöhnlicher Mensch sich nur mit Mühe hätte herauswickeln können, die aber nicht über die Gewandtheit des Cicero hinauslag. Um auf eine für ihn vortheilhafte Weise herauszukommen, dazu besaß er eine wunderbare Eigenschaft, die ihn hinderte zu demüthig und zu kriechend zu erscheinen, wenn er sich genöthigt sah, zu schmeicheln. Frau von Sévigné hat irgendwo gesagt: „Der Witz ist etwas Erhabenes." Dieser Ausspruch ist in jeder Hinsicht wahr; es gibt nichts, das mehr hilft, um ohne Kriecherei durch schwierige Zeitverhältnisse hindurchzukommen. Wenn Jemand seinen Witz einem absoluten Herrn gegenüber bewahrt, wenn er inmitten des Schweigens und Schreckens der Andern zu scherzen und zu lächeln wagt, dann gibt er dadurch zu erkennen, daß die Größe dessen, zu dem er redet, ihn nicht einschüchtert, und daß er sich stark genug fühlt, um sie zu ertragen. Es ist ebenfalls eine Weise, ihm entgegenzutreten, wenn man in seiner Gegenwart Herr seiner selbst bleibt, und es dünkt mich, daß ein anspruchsvoller und finsterer Despot fast ebenso unzufrieden mit denen sein muß, die sich erlauben, ihm gegenüber Witz zu zeigen, als mit denen, bei welchen er Muth voraussetzen kann. Es steht also zwar etwas tiefer, aber doch gleich neben dem Seelenmuth, welcher energische Entschließungen herbeiführt, der Muth des Witzes, den man nicht gering schätzen darf, denn er ist oft der einzige, der möglich ist. Nach der Niederlage der Menschen von Herz ist die Reihe an den Leuten von Witz, und sie leisten noch einige Dienste, wann die andern keine Macht mehr haben Etwas zu thun. Da sie geschmeidig und biegsam sind, da sie den Kopf schnell wieder zu erheben wissen, wenn die Nothwendigkeit sie gezwungen hat, ihn zu senken, so erhalten sie sich bei dem Sturze ihrer Partei mit einiger Ehre aufrecht. Ihr Spott, so discret er auch sein mag, ist eine Art von Protestation gegen das aller Welt gebotene Schweigen und hindert wenigstens, daß man, nachdem man die Freiheit zu handeln verloren hat, nicht auch noch die zu reden

das heißt: Cicero wird zum shakespearschen Narren!

ganz und gar verliere. Der Witz ist also nicht etwas so Nichtiges, wie man zu sagen beliebt; er hat auch seine Größe, und es ist möglich, daß er allein nach einer großen Katastrophe, wann Alles stumm, niedergeschlagen, muthlos ist, die menschliche Würde, die in großer Gefahr schwebt zu sinken, aufrecht erhält.

Diese Rolle etwa spielte Cicero zu jener Zeit, und man muß anerkennen, daß sie keine unbedeutende war. In der großen zu Boden geworfenen und stummen Stadt war er es allein, der zu reden wagte. Er hatte früh damit begonnen, und er war noch zu Brundisium, unwissend, ob man ihm würde Gnade angedeihen lassen, als er schon den Atticus durch seine freimüthigen Reden in Schrecken setzte. Die Straflosigkeit machte ihn natürlich kühner, und als er nach Rom zurückgekehrt war, beobachtete er fast keine Vorsicht weiter, als daß er seinen Witz in einer möglichst angenehmen und geistreichen Weise äußerte. Cäsar liebte den Witz, selbst wenn er auf seine Kosten ausgeübt wurde. Anstatt sich über die witzigen Reden des Cicero zu ärgern, veranstaltete er eine Sammlung davon, und mitten im Kriege gegen Hispanien gab er seinen Correspondenten den Befehl, sie ihm zuzusenden. Cicero, der das wußte, sprach nun ohne sich zu genieren. Diese damals so seltene Freiheit zog Aller Augen auf ihn. Nie befand er sich in einer größern Umgebung. Cäsar's Freunde besuchten ihn gern, um sich nach dem Beispiel ihres Führers ein Ansehn von Liberalität und Toleranz zu geben. Da er nach Pompejus' und Cato's Tode der berühmteste noch lebende Mann der republikanischen Partei war, so drängten sich die vorhandenen Anhänger derselben um ihn. Man kam von allen Seiten her zu ihm, und alle Parteien fanden sich des Morgens in seinem Vorzimmer ein. „Ich erhalte zu gleicher Zeit," sagte er, „Besuch von vielen Gutgesinnten, die bekümmert sind, und von unsern heitern Siegern [1])."

Diese Zuvorkommenheit gegen ihn mußte ihm offenbar schmeicheln, und es konnte ihm nichts größere Freude machen, als sein

---

1) Ad Att., IX, 20.

früheres Ansehn wieder erlangt zu haben. Uebersehen wir aber nicht, daß, sobald er wieder eine bedeutende Persönlichkeit geworden war, deren Freundschaft man suchte, deren Haus man gern betrat, er schon gegen den ersten Theil des Programms, das er sich entworfen hatte, handelte; der Antheil, welchen er um dieselbe Zeit an der Rückkehr der Verbannten nahm, ließ ihn sehr bald den zweiten Theil seines Programms vergessen. Er hatte den Gedanken sich zurückzuziehen aufgegeben, um den weiteren Schritten Cäsar's zu entsprechen; wir wollen sehen, wie er sein Schweigen einstellte, um sich gegen ihn für seine Güte zu beweisen.

Man hat allen Grund, Cäsar's Güte zu bewundern, und das Lob, welches man derselben gespendet hat, ist ein wohl verdientes. Mitten unter den mitleidslosen Kriegen der alten Welt sieht man zum ersten Male einen Strahl von Humanität durchbrechen. Noch war in keines Siegers Seele ein Zweifel über die Ausdehnung seiner Rechte getreten; er hielt sie für schrankenlos und übte sie ohne Gewissensscrupel aus. Wer dachte vor Cäsar daran, Achtung vor dem Besiegten offen auszusprechen und auszuüben? Er war der Erste, der erklärte, daß keine Rache auf seinen Sieg folgen, und daß er gegen einen waffenlosen Feind nie hart verfahren würde. Was die Bewunderung, die sein Verfahren einflößt, noch erhöht, ist das schöne Beispiel von Mäßigung und Milde, das er in einer Zeit der Gewalt, mitten unter den Proscriptionen des Sulla und Octavius gab; er ließ seine Gnade seinen Feinden angedeihen selbst in dem Augenblick, wo seine Feinde seine gefangenen Soldaten zu Tode marterten und seine Matrosen mit ihren Schiffen lebendig verbrannten. Man darf jedoch nicht zu weit gehen, und die Geschichte soll nicht ein Panegyricus sein. Ohne Cäsar's Ruhm verkleinern zu wollen, ist aber doch die Frage gestattet, welches Motiv er hatte, den Besiegten zu verzeihen, ist aber doch die Untersuchung gerechtfertigt, wie und innerhalb welcher Schranken er seine Milde ausübte.

Curio, einer seiner besten Freunde, sagte einmal in einer vertraulichen Unterredung zu Cicero, Cäsar sei von Natur grausam,

und er habe seine Feinde nur geschont, weil er glaube, er mache sich dadurch beliebt[1]; aber der Skeptiker Curio war, ebenso wie Cälius, sehr geneigt, die Leute immer von ihrer schlechten Seite anzusehen; gewiß hat er seinen Chef verleumdet. Die Wahrheit ist, daß Cäsar zugleich von Natur und aus Grundsatz milde war, pro natura et pro instituto[2]; so sagt der Fortsetzer seiner Commentarien, und der kannte ihn genau. Nun kann sich die Politik mit den Umständen ändern, ohne daß sich das Herz ändert. Ist man einzig und allein von Natur gut, so ist man es immer; aber wenn zu diesem natürlichen Instinct, der zur Milde führt, die Reflexion hinzutritt, die die gute Wirkung berechnet, die sie hervorbringen, und den Gewinn, den man daraus haben soll, dann kann es geschehen, daß man weniger milde wird, sobald man weniger Interesse hat, es zu sein. Der, welcher sich aus Berechnung milde und human zeigte, um die Menschen für sich zu gewinnen, wird sich ebenso aus Berechnung zur Grausamkeit entschließen, wenn er das Bedürfnis fühlt, sie einzuschüchtern. Dies war bei Cäsar der Fall, und wenn man sein Leben einer nähern Prüfung unterwirft, so findet man, daß seine Güte mehr als einmal in den Schatten getreten ist. Ich glaube nicht, daß er eine Grausamkeit ohne Grund und aus reinem Vergnügen verübt hat, wie soviele seiner Zeitgenossen; aber er versagte sie sich auch nicht, wenn er irgend einen Vortheil darin für sich fand. Während er Prätor in Hispanien war, ist es ihm begegnet, daß er Städte, die sich ihm ergeben wollten, mit Sturm nahm, um einen Vorwand zu haben, sie zu plündern. In Gallien hat er nie Anstand genommen, seine Feinde durch fürchterliche Drohungen zu erschrecken; wir sehen, daß er den ganzen Senat der Veneter hinrichten läßt, daß er die vierzigtausend Einwohner von Cenabum auf einmal als Sclaven verkauft, daß er denen, die in Uxellodunum die Waffen gegen ihn ergriffen hatten, die Hände abhauen läßt. Und der heroische Fürst der Arverner, Vercingetorix, der ein seiner so

1) Ad Att., X, 4. — 2) Bell. afr., 88.

würdiger Gegner war, hat Cäsar ihn nicht fünf volle Jahre im Gefängnis gehalten, um später kaltblütig den Befehl zu geben, ihn am Tage seines Triumphes hinzurichten? Selbst zur Zeit der Bürgerkriege und als er gegen seine Mitbürger kämpfte, wurde er müde zu verzeihen. Als er sah, daß sein System der Milde seine Feinde nicht entwaffnete, gab er es auf, und ihre Hartnäckigkeit, die ihn in Staunen setzte, machte ihn zuletzt grausam. Je länger der Kampf dauert, desto düstere Farben nimmt er auf beiden Seiten an. Zwischen den durch ihre Niederlagen erbitterten Republikanern und dem über ihren Widerstand wüthenden Sieger wird der Krieg unbarmherzig. Nach der Schlacht bei Thapsus gibt Cäsar das Beispiel zur Hinrichtung, und sein Heer, durch seinen Zorn begeistert, mordet die Besiegten vor seinen Augen. Er hatte erklärt, als er zu seinem letzten Feldzuge nach Spanien abgieng, daß seine Güte zu Ende sei, und daß Alle, welche die Waffen nicht niederlegen, zum Tode würden verurtheilt werden. Auch die Schlacht bei Munda war schrecklich. Dio erzählt, daß die beiden Heere sich mit einer stillen Wuth angriffen, und daß man statt der gewöhnlichen Kriegslieder nur zeitweise die Worte: „Hau zu und stich nieder“ hörte. Als die Schlacht zu Ende war, fieng das Morden an. Der älteste Sohn des Pompejus, dem es gelungen war zu entkommen, wurde mehrere Tage hindurch in den Wäldern verfolgt und ohne Erbarmen ermordet, so wie die Vendéeführer in den Kriegen im Bocage.

Das schönste Denkmal von Cäsar's Güte ist Pharsalus. Er hatte im Voraus, als er Italien betrat, verkündet, daß man die Proscriptionen nicht wieder würde beginnen sehen. „Ich will nicht Sulla's Beispiel folgen,“ sagte er in einem berühmten Briefe, der ohne Zweifel sehr verbreitet wurde. „Führen wir eine neue Art zu siegen ein, und suchen wir unsere Sicherheit in der Milde und Güte[1]).“ Diesen schönen Worten widersprach seine anfängliche Handlungsweise keineswegs. Nach dem Siege gab er seinen Soldaten den Befehl,

1) Ad Att., IX, 7.

ihre Mitbürger zu schonen, und auf dem Schlachtfelde reichte er dem Brutus und vielen Andern die Hand. Man hat jedoch Unrecht, wenn man glaubt, daß in diesem Augenblicke eine allgemeine Amnestie eingetreten sei[1]). Im Gegentheil; ein Edict des Antonius, der zu Rom während Cäsar's Abwesenheit regierte, verbot streng allen Pompejanern nach Italien zurückzukehren, ohne die Erlaubnis dazu erhalten zu haben. Cicero und Lälius, die nicht zu fürchten waren, waren allein davon ausgenommen. Viele Andere kehrten darauf zurück, aber man rief sie einzeln und durch besondere Decrete zurück. Dies war für Cäsar das Mittel, einen bessern Vortheil von seiner Milde zu haben. Gewöhnlich waren diese Gnadenbezeigungen, welche man so speziell erwies, nicht umsonst, und man ließ sie die Geächteten fast immer mit einem Theile ihres Vermögens bezahlen. Selten auch waren sie gleich vollständig; man erlaubte ihnen nach Sicilien zurückzukehren, später nach Italien, ehe man ihnen die Thore Roms ganz öffnete. Diese klüglich beobachtete Stufenfolge ließ, da sie die Zahl der von Cäsar bewilligten Gunstbezeigungen vermehrte, die öffentliche Bewunderung nicht einschläfern. Jedes Mal begann der Chor von Schmeichlern seinen Lobgesang von Neuem, und man hörte nicht auf den Edelmuth des Siegers zu verherrlichen.

Es waren also nach der Schlacht bei Pharsalus eine gewisse Anzahl von Geächteten in Griechenland und Asien, welche ungeduldig erwarteten, daß man ihnen die Rückkehr nach Hause erlauben möchte, die aber nicht alle erhielten. Cicero's Briefe gestatten uns einige von ihnen kennen zu lernen. Es sind Leute aus jedem Stande und von verschiedenen Vermögensverhältnissen, Kaufleute, Steuerpächter ebenso gut wie vornehme Herrn. Neben einem Marcellus, Torquatus, Domitius finden wir gänzlich unbekannte Personen, wie Trebianus und Toranius, was den Beweis liefert, daß Cäsar's Rache nicht bei den Parteiführer stehen blieb. Man

---

1) Die allgemeine Amnestie, von der Suetonius spricht, fand erst viel später statt.

trifft auch Schriftsteller an, und was bemerkenswerth ist, sind diese vielleicht die am härtesten Behandelten. Der eine von ihnen, T. Ampius, war ein wüthender Republikaner, der in seiner Verbannung nicht soviel Standhaftigkeit zeigte, als man erwartet hätte. Er beschäftigte sich damit, eine Geschichte der berühmten Männer zu schreiben, und es scheint, daß er die schönen Beispiele, welche er darin fand, nicht genug für sich benutzte. Die andern beiden, die gar keine Aehnlichkeit mit einander haben, kennen wir besser, nämlich den Etrusker Cäcina, einen schöngeistigen Kaufmann, und den gelehrten Nigidius Figulus. Nigidius, den man wegen seines umfangreichen Wissens neben Varro stellt, und der, wie dieser, zugleich Philosoph, Grammatiker, Astronom, Physiker, Rhetor und Rechtsgelehrter war, hatte seine Zeitgenossen durch die Tiefe seiner theologischen Untersuchungen in Staunen versetzt. Da man ihn sich viel mit den Lehren der Chaldäer und Orphiker beschäftigen sah, so galt er für einen bedeutenden Magier. Man glaubte, daß er die Zukunft vorhersagen könne, und hatte ihn in Verdacht, die Todten wieder aufzuerwecken. Obgleich sich dieser mit den verschiedenartigsten Dingen so sehr beschäftigte, so unterließ er es doch nicht, sich für die Angelegenheiten seines Vaterlandes zu interessieren. Man war damals nicht der Ansicht, daß ein Gelehrter kein Bürger zu sein brauche. Er bewarb sich um Staatswürden und erhielt dieselben; er wurde in mislichen Zeiten Prätor und machte sich durch seine Energie bemerklich. Als Cäsar Italien betrat, verließ Nigidius, treu der Maxime seines Lehrers Pythagoras, der dem Weisen gebietet, dem bedrohten Gesetze Hilfe zu bringen, eiligst seine Bücher und befand sich in den ersten Reihen der Kämpfer bei Pharsalus. Cäcina war anfangs ebenso fest wie Nigidius aufgetreten, und er hatte sich wie dieser durch seinen republikanischen Eifer bemerklich gemacht. Nicht zufrieden, die Waffen gegen Cäsar zu ergreifen, hatte er ihn noch bei Beginn des Krieges in einer Schmähschrift insultiert; aber er zeigte sich ebenso schwach, wie heftig, er konnte die Verbannung nicht ertragen. Diesem leichtsinnigen Weltmann fehlten die Freuden in

Rom, und es that ihm sehr leid, daß er dieselben entbehren mußte. Um sich Cäsar's Gnade zu erwirken, fiel er auf den Gedanken, ein neues Werk zu schreiben, worin er das frühere widerlegen und die schlechte Wirkung desselben aufheben wollte. Er hatte es seine Klagestimmen genannt, und dieser Titel gibt hinlänglich zu erkennen, wie es beschaffen war. Maßloses Lob spendete er darin dem Cäsar, und dennoch fürchtete er, immer noch nicht genug gesagt zu haben. „Ich zittere an allen Gliedern," schrieb er dem Cicero, „wenn ich mich frage, ob er damit zufrieden sein wird [1])." Solche Demüthigung und Kriecherei rührten endlich den Sieger, und während er den energischen Nigidius, der nicht zu schmeicheln verstand, unbarmherzig im Exil sterben ließ, erlaubte er dem Cäcina, Italien sich wieder zu nähern und in Sicilien zu wohnen.

Cicero war für alle diese Verbannten als Tröster aufgetreten, und er gebrauchte seinen Einfluß, um die Lage derselben besser zu machen. Er diente allen mit derselben Hingebung, obgleich mehrere unter ihnen waren, über die er sich zu beklagen hatte, aber er dachte nicht mehr an das von ihnen erlittene Unrecht, sobald er sie im Unglück sah. Er wandte eine rührende Geschicklichkeit an, wenn er an sie schrieb, um seine Sprache ihrer Lage oder ihren Gefühlen anzupassen, wenig darum bekümmert, ob es seine Herzensmeinung sei, wenn er sie nur trösten und ihnen nützen konnte. Während er an diejenigen, welche bejammerten, daß sie so fern von Rom seien, schrieb, sie thäten Unrecht, dahin zurück zu wollen, und daß es besser sei, von dem Leiden der Republik nur reden zu hören, als es mit eignen Augen anzusehen, schrieb er ganz das Gegentheil an diejenigen, die die Verbannung zu muthig ertrugen, und die zum größten Kummer ihrer Familie um ihre Zurückberufung nicht bitten wollten. Wenn er einen zu servilen Eifer, Cäsar's Güte zu gewinnen und zu erwirken antraf, so nahm er keinen Anstand ihn zu tadeln und erinnerte mit einer außerordentlichen Schonung den Unglücklichen, der sie vergaß,

1) Ad fam., VII, 7.

an die Achtung vor sich selbst. Wenn er dagegen sah, daß man geneigt war, irgend eine heroische Unvorsichtigkeit zu begehen und ohne Jemandes Nutzen eine gefahrvolle glänzende That zu versuchen, so bemühte er sich, dieses unnütze Feuer zu dämpfen, und predigte die Besonnenheit und Resignation. Während dieser Zeit sparte er seinerseits keine Mühe. Er begab sich zu den Freunden des Machthabers oder suchte, wenn es nöthig war, zu ihm selbst Zutritt zu erhalten, wiewohl es sehr schwer war, sich einem Manne zu nahen, auf welchem die Angelegenheiten der ganzen Welt ruhten. Er bat ihn, machte ihm Verheißungen, suchte ihn durch demüthige Vorstellungen zu erweichen, und fast immer gelang es ihm zuletzt; denn Cäsar suchte den Cicero durch die Gunstbezeigungen, welche er ihm erwies, immer mehr und mehr für sich zu gewinnen. Hatte er einmal die Gnade des Herrschers erwirkt, dann wollte er der Erste sein, der sie dem Verbannten, welcher ungeduldig auf sie harrte, verkündete; er wünschte ihm von ganzem Herzen Glück und knüpfte an seine Glückwünsche einige Lehren der Mäßigung und des Schweigens, die er gern Andern gab, aber nicht immer selbst befolgte.

Unter diesen Verbannten befand sich keine bedeutendere Persönlichkeit, als der ehemalige Consul Marcellus; es war auch keiner den zu hassen Cäsar soviel Grund hatte. Um dem Cäsar Trotz zu bieten und zu zeigen, wie er die Rechte, die Cäsar der Stadt Comum verliehen hatte[1]), achtete, ließ er einen Einwohner dieser Stadt auf grausame Weise mit Ruthen peitschen. Nach dem Tage bei Pharsalus hatte er sich nach Mitylene zurückgezogen und dachte nicht an die Rückkehr, als seine Verwandten und Cicero sich in den Kopf setzten, seine Begnadigung zu erwirken. Während sie die ersten Schritte dazu thaten, stießen sie auf ein Hinderniß, woran sie nicht gedacht hatten; sie meinten, daß sie nur Cäsar zu bitten brauchten, und deshalb mußten sie erst des Marcellus Zustimmung haben.

---

1) Abweichung vom ursprünglichen Texte in Folge einer Privatmittheilung des Verfassers an den Uebersetzer.

Dies war aber ein energischer Mensch, den der unglückliche Erfolg seiner Sache nicht gebeugt hatte, ein wahrer Philosoph, der sich in die Verbannung sehr gut gefügt hatte, ein hartnäckiger Republikaner, der nach Rom nicht zurückkehren wollte, um es geknechtet zu sehen. Es bedurfte einer langen Unterhandlung, ehe er seine Zustimmung dazu gab, die Gnade des Siegers für ihn anzuflehen; und nur sehr unwillig gab er seine Einwilligung. Wenn man die Briefe liest, welche Cicero bei dieser Gelegenheit an ihn schreibt, so bewundert man in hohem Grade seine Geschicklichkeit, aber man hat einige Mühe, die Motive seines Drängens zu begreifen. Man fragt sich mit Staunen, warum er sich für die Rückkehr des Marcellus weit mehr interessiert hat, als Marcellus selbst. Sie hatten nie in einer sehr engen Verbindung mit einander gestanden; Cicero genierte sich nicht, ihn wegen seines Starrsinnes zu tadeln, und man weiß ja, daß solche harte und eigensinnige Charaktere ihm nicht zusagten. Er muß also einen stärkeren Beweggrund als die Zuneigung zu ihm gehabt haben, daß er so sehr wünschte, Marcellus möchte nach Rom zurückkehren. Dieser Beweggrund, den er nicht angibt, aber den man ahnen kann, ist die Furcht, die er vor der öffentlichen Meinung hatte. Er wußte sehr wohl, daß man ihm Vorwürfe darüber machte, daß er nicht genug für seine Parteigenossen gethan habe, und er selbst klagte sich zu Zeiten an, daß er sie zu schnell verlassen habe. Wenn er mitten aus Rom, wo er seine Zeit bei den glänzenden Gelagen, die ihm Hirtius und Dolabella bereiteten, und wohin er, wie er sagte, gieng, um sich in seiner Sclaverei ein wenig zu erheitern, so fröhlich zubrachte, an die Wackern dachte, die sich in Africa und Hispanien hinschlachten ließen, oder die in irgend einer elenden und unbekannten Stadt Griechenlands in Verbannung lebten, so zürnte er auf sich, daß er nicht bei ihnen war, und der Gedanke an ihr Leiden trübte oft seine Freuden. Darum arbeitete er mit solchem Eifer an ihrer Rückkehr. Er wollte gern die Zahl derer vermindern, deren Elend einen so grellen Contrast bildete zu dem Glücke, dessen er sich erfreute, oder die durch ihre stolze Haltung seine Unterwerfung zu

verachten schienen. Jedes Mal, wenn ein Geächteter nach Rom zurückkam, schien es dem Cicero, als falle ein Stein von seinem Herzen, und als entgehe er den Vorwürfen der Uebelwollenden. So kannte seine Freude, als er wider Erwarten die Begnadigung des Marcellus erlangt hatte, keine Grenzen. Sie ließ ihn sogar seinen gefaßten Entschluß zu schweigen vergessen, dem er zwei Jahre hindurch treu geblieben war. Er nahm in dem Senate das Wort, um dem Cäsar zu danken, und hielt die berühmte Rede, die uns erhalten ist[1]).

Der Ruf dieser Rede hat ein sehr verschiedenes Schicksal gehabt. Man hat sie lange Zeit hindurch rückhaltslos bewundert, und im vorigen Jahrhundert sah sie der gute Rollin als ein Muster und Meisterstück der Beredsamkeit an; aber dieser Enthusiasmus hat sich sehr gelegt, seitdem man weniger empfänglich für die Kunst geworden ist, die Fürsten auf zarte Weise zu loben, und seitdem man ein freies und offenes Wort höher stellt, als die geistvollsten Schmeicheleien. Freilich möchte man in dieser Rede hier und da etwas mehr Würde wünschen. Besonders fällt die Art und Weise auf, wie die delicaten Erinnerungen an den Bürgerkrieg wach gerufen werden. Entweder mußte man gar nicht davon sprechen, oder mit größerem Stolze. Durfte man zum Beispiel die Gründe verheimlichen, welche die Republikaner hatten, um zu den Waffen zu greifen, und den ganzen Kampf zu einem Conflict des Ehrgeizes zwischen zwei großen Personen machen? War es wohl nach der Niederlage des Pompejus der geeignete Augenblick, dem Cäsar den Pompejus zu opfern und mit solcher Zuversicht zu erklären, daß er den Sieg weniger gut würde benutzt haben? Um nicht zu hart über die Concessionen zu urtheilen, welche Cicero sich für verpflichtet

1) Natürlich halte ich diese Rede für echt. Die Echtheit derselben ist mit nichtigen Gründen bestritten worden. Ich werde weiter unten auf die Gründe antworten, welche aus dem Charakter der Rede selbst entnommen sind, indem ich nachweise, daß sie weniger kriechend und servil ist, als man meint.

hält der siegreichen Partei zu machen, müssen wir uns erinnern, unter welchen Verhältnissen diese Rede gehalten wurde. Es war seit dem Tage bei Pharsalus das erste Mal, daß er öffentlich sprach. In diesem von Cäsar gereinigten und mit seinen Creaturen angefüllten Senat hatte man noch kein freies Wort vernommen. Die Freunde und Bewunderer des Gewalthabers führten allein das Wort, und so überschwenglich wir das Lob, das ihm Cicero spendet, finden mögen, man kann versichert sein, daß alle diese Schmeicheleien noch lau erschienen in Vergleich mit denen, die man alle Tage hörte. Dazu kommt, daß, da noch Niemand gewagt hatte, die Probe mit Cäsar's Toleranz zu machen, man ihre Grenzen nicht bestimmt kannte. Nun ist es natürlich, daß derjenige, der nicht genau weiß, wo die Kühnheit ihren Anfang nimmt, immer ein wenig fürchtet, kühn zu sein. Wenn man das Maß der erlaubten Freiheit nicht kennt, so kann die Furcht es zu überschreiten zuweilen hinderlich sein sie zu erreichen. Außerdem gehörte Cicero, der für einen Verbannten sprach, selbst zu den Besiegten. Er kannte den ganzen Umfang der Rechte, welche der Sieg damals verlieh, und er versucht es nicht, ihn zu verhehlen. „Wir sind," spricht er zu Cäsar, „unterlegen, du konntest mit Fug und Recht uns zum Tode führen lassen[1])." Heut zu Tage haben sich die Dinge geändert. Die Humanität hat jene unbarmherzigen Rechte beschränkt, und der Besiegte, der dies weiß, gibt sich nicht so leicht von selbst hin. Von dem Augenblick an, wo er nicht mehr dieselben Gefahren läuft, ist es ihm leicht, mehr Muth zu haben; aber als er sich einem Herrn gegenüber befand, der unbeschränkte Gewalt über ihn hatte, als er wußte, daß er Freiheit und Leben nur einer Wohlthat verdankte, die immer wieder zurückgenommen werden konnte, da konnte er nicht mit solcher Dreistigkeit reden, und es wäre unrecht, wenn man die Zurückhaltung, welche eine so gefahrvolle Lage gebot, Feigheit nennen wollte. Es gibt endlich noch eine einfachere und wahrscheinlich

1) Pro Marc., 4.

richtigere Weise, als die andern, die ein wenig übertriebenen Lobsprüche, welche man dem Cicero vorgeworfen hat, zu erklären, nämlich anzuerkennen, daß sie aufrichtig waren. Je größer die Rechte des Siegers waren, desto schöner war es, darauf zu verzichten, und das Verdienst wurde noch größer, wenn man zu Gunsten eines Menschen, den zu hassen man gerechten Grund hatte, darauf verzichtete. So machte es auf die Senatoren einen sehr großen Eindruck, als sie Cäsar seinem persönlichen Feinde verzeihen sahen, und Cicero theilte dies Gefühl. Der Beweis, daß alle die Ergüsse von Freude und Dankbarkeit, wovon seine Rede voll war, nicht blos oratorische Lügen waren, ist, daß man sie in einem Briefe an den Sulpicius, der gewiß nicht für das Publicum geschrieben war, wieder findet. „Dieser Tag," sagt er, indem er ihm Mittheilung von dieser denkwürdigen Senatssitzung macht, „erschien mir so schön, daß ich die Republik wieder aufleben zu sehen glaubte[1])." Das ist doch sehr weit gegangen; denn nichts hat weniger Aehnlichkeit mit dem Wiederaufleben der Republik, als ein willkürlicher Act des Machthabers, der Personen seine Gnade erweist, die sich nichts weiter schuldig gemacht hatten, als daß sie ihrem Vaterlande treu gedient hatten. Diese starke Uebertreibung ist darum nicht weniger der Beweis von dem tiefen und aufrichtigen Eindrucke, den Cäsar's Güte damals auf den Cicero machte. Man weiß ja, wie empfänglich diese lebhafte Natur für die Eindrücke des Augenblickes war. Er läßt sich gewöhnlich mit solcher Gewalt von der Bewunderung oder dem Hasse hinreißen, daß er selten das rechte Maß hält, wenn er sich ausdrückt. Daher finden sich in der Rede für den Marcellus einige übertriebene Lobsprüche und Complimente, die man sich leicht erklären kann, aber die man lieber nicht darin hätte antreffen mögen.

Hat man einmal dies berücksichtigt, dann bleibt einem nichts weiter übrig, als die Rede zu bewundern. Sie enthält nicht

1) Ad fam., IV, 4.

blos Schmeicheleien, wie man behauptet, und diejenigen, welche sie mit Aufmerksamkeit und ohne Vorurtheil lesen, finden etwas Anderes darin. Nachdem er dem Cäsar für seine Güte gedankt hat, gestattet er sich, ihm einige Wahrheiten zu sagen und einige Rathschläge zu ertheilen. Dieser zweite Theil, der in unserer Zeit gegen den Glanz des ersten etwas zurücktritt, ist weit interessanter, obgleich weniger ausgezeichnet, zu seiner Zeit aber hat er mehr Effect hervorbringen müssen. Wiewohl Cicero die Rede vor der Veröffentlichung überarbeitet hat, was er gewöhnlich that, so hat er dennoch den Ausdruck der Improvisation beibehalten müssen. Wenn er nicht auf das erste Mal jene schönen Perioden, die wohlklingendsten und pompösesten der römischen Sprache, gefunden hat, so ist wenigstens wahrscheinlich, daß er an der Ideenfolge und der Durchführung des Themas nicht viel geändert hat. Man fühlt, daß er immer mehr in Begeisterung und Feuer geräth, und je weiter er vorschreitet, desto mehr wagt er. Der Erfolg seiner schönen Worte, die man so lange nicht vernommen hatte, der Beifall seiner Freunde, die Bewunderung und das Staunen der neuen Senatoren, die ihn noch nicht hatten reden hören, diese Art von Begeisterung, in die man selbst beim Vortrage geräth, wenn man bemerkt, daß man ein aufmerksames Ohr findet, endlich der Ort selbst, wo er spricht, die Mauern des Senats, auf die er in seiner Rede anspielt, und die das Andenken an so viele beredte und freimüthige Stimmen in sich bewahrten, Alles verleiht ihm wieder Muth. Er vergißt die schüchterne Vorsicht, die er anfangs zeigt, und die sonstige Kühnheit kehrt mit dem Erfolge zurück. Heißt das nicht indirect die absolute Gewalt angreifen, wenn er sagt: „Es schmerzt mich, wenn ich sehe, daß das Geschick der Republick, die unsterblich sein muß, ganz und gar von dem Leben eines Mannes, der dem Tode unterworfen ist, abhängt[1])?“ Und was sollen wir sagen zu dem andern noch stärkeren, fast harten Ausspruch: „Du

1) Pro Marc., 7.

hast viel gethan, um die Bewunderung der Menschen zu erregen; du hast nicht genug gethan, um ihr Lob zu verdienen[2])?" Was muß also Cäsar thun, damit die Zukunft ihn eben so sehr loben kann, wie sie ihn bewundern wird? Er muß das Bestehende ändern: „Die Republick kann nicht so bleiben, wie sie ist." Er drückt sich nicht deutlich aus, aber man ahnt, was er will. Die Freiheit wünscht er, nicht die volle Freiheit, die man bis zum Tage von Pharsalus gehabt hatte, sondern eine geregelte und gemäßigte Freiheit, die sich mit einer starken und siegreichen Macht verträgt, die einzige, die Rom damals ertragen konnte. Es ist klar, daß es Cicero in dieser Zeit nicht für unmöglich hielt, einen Vertrag zwischen Cäsar und der Freiheit zu Stande zu bringen. Ein Mann, der so offen auf eines der am wenigsten bestrittenen Rechte des Sieges verzichtete, konnte der nicht versucht werden, später auch auf die übrigen zu verzichten? Und wenn man ihn so gütig und großmüthig gegen Einzelne erblickte, war es verwehrt zu glauben, daß er diese Großmuth eines Tages seinem Vaterlande würde erweisen können? So schwach diese Hoffnung war, da man in jener Zeit keine andere hatte, ein ehrenhafter Mann und ein guter Bürger durften sie nicht verlieren, und es war ihre Pflicht, auf alle mögliche Weise den Cäsar zur Verwirklichung derselben zu ermuthigen. Sie machten sich also nicht strafbar, wenn sie begeistert für das, was er gethan hatte, ihn lobten, um ihn zu veranlassen, noch mehr zu thun, und mich bedünkt, daß die Lobsprüche, womit ihn Cicero überhäuft, das Ansehn von Servilismus, den man ihnen vorgeworfen hat, etwas verlieren, wenn man die Absicht, die er bei der Spendung derselben hatte, bedenkt.

Cäsar hörte die Complimente mit Vergnügen und den Rath ohne Unwillen an. Er war zu glücklich, daß Cicero endlich sein Schweigen einstellte, als daß er daran gedacht hätte, sich über das, was er gesagt hatte, zu ärgern. Es war für ihn von großer Wichtigkeit, daß

1) Pro Marc., 8.

dieser Staatsmann, auf den Alle die Augen gerichtet hatten, auf irgend eine Weise wieder in das öffentliche Leben trat. Diese mächtige Stimme, die hartnäckig auf dem Schweigen beharrte, schien gegen das neue Regime zu protestieren. Da sie nicht einmal den Versuch machte, ihm zu widersprechen, führte sie zu dem Glauben, daß man nicht die Freiheit habe es zu thun, und ließ die Knechtschaft nur um so drückender erscheinen. Man war also so zufrieden, den Cicero wieder reden zu hören, daß man ihn sprechen ließ, wie er wollte. Das bemerkte er schnell, und er benutzte es. Von dieser Zeit an merkt man, daß er, wenn er öffentlich spricht, ganz glücklich ist. Sein Ton wird sicherer, und er ist um Complimente und Lobsprüche weniger verlegen. Mit der Rede für den Marcellus hatte er den Versuch gemacht zu sehen, wie weit er in seiner Freiheit gehen könne. War das Terrain einmal sondiert, so war er Herr seiner Schritte, und er schritt mit Sicherheit einher.

So war Cicero's Situation während Cäsar's Dictatur; man sieht wohl, das sie nicht so unterthänig war, als man behauptet hat, und daß er es verstanden hat, zu einer Zeit des Despotismus der Freiheit manchen Dienst zu leisten. Diese Dienste sind im Allgemeinen verkannt worden, und ich wundere mich nicht darüber. Es geht mit den Menschen fast wie mit den Kunstwerken. Nur wenn man sie aus der Entfernung betrachtet, tritt die freie Situation und das Ebenmaß in den Verhältnissen derselben hervor; die Einzelheiten und die Nüancen entgehen einem. Man begreift sehr wohl diejenigen, welche sich dem Sieger ganz hingeben, wie Curio oder Antonius, oder diejenigen, welche ihm fortwährend entgegentreten, wie Labienus und Cato. Gegen die klugen und beugsamen Charaktere, die jedes Extrem vermeiden, die in geschickter Weise zwischen der Unterwerfung und der Empörung leben, die die Schwierigkeiten mehr drehen und wenden, als sie zwingen, die sich nicht weigern, das Recht eine Wahrheit auszusprechen mit einigen Schmeicheleien zu erkaufen, gegen diese ist man immer versucht in seinem Urtheil streng zu sein. Da man ihre Haltung aus der Entfernung,

von der aus man sie betrachtet, nicht genau erkennen kann, so erscheinen ihre geringsten Artigkeiten als Feigheit, und man glaubt, sie werfen sich nieder, wenn sie nur grüßen. Erst wenn man nahe an sie herantritt, das heißt, wenn man ihre Handlungsweise in der Nähe untersucht, dann kommt man dazu, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich glaube, daß dies auf die Einzelheiten eingehende Studium für Cicero nicht ungünstig ist, und daß er sich nicht irrte, wenn er später, wo er über diesen Zeitabschnitt seines Lebens spricht, sagte, seine Sclaverei sei nicht ohne einige Ehre für ihn gewesen; quievi cum aliqua dignitate[1]).

II.

Bei der Darstellung der Beziehungen, in welchen Cicero mit dem Cäsar nach der Schlacht bei Pharsalus stand, habe ich absichtlich vermieden, von dem edeln Wetteifer, den sie unter einander in Betreff des Cato zeigten, zu sprechen. Es ist ein so merkwürdiges Verhältnis, daß es sich mir der Mühe zu verlohnen schien, es für sich zu betrachten; und um besser die Gesinnungen, welche jeder von beiden in diesem Streite zeigte, zu verstehen, ist es vielleicht nicht unnütz, zuerst die Person genauer kennen zu lernen, die der Gegenstand ihres Wetteifers war.

Man macht sich im Allgemeinen eine ziemlich richtige Idee von Cato, und diejenigen, welche ihn angreifen, sowie diejenigen, welche ihn bewundern, stimmen im Ganzen hinsichtlich der Grundzüge seines Charakters überein. Es war nicht eine von den flüchtigen und wechselnden Naturen wie Cicero, die so schwer zu erfassen sind. Im Gegentheil, Niemand war wohl je selbstständiger, mehr sich gleichbleibend wie er, und es gibt keine Gestalt in der Geschichte, deren gute Eigenschaften und deren Fehler so klar und bestimmt hervortreten. Die einzige Gefahr für die, welche ihn zu erforschen

1) Philipp., III, 11.

suchen, besteht darin, daß sie bei der Schilderung dieses kräftigen Charakters leicht in Uebertreibung verfallen. Man braucht nur zu wollen, und es ist leicht, aus diesem entschiedenen Charakter einen eigensinnigen, aus diesem freimüthigen und offenen Manne einen bäurischen und ungeschliffenen Menschen zu machen, daß heißt eine Uebertreibung, aber nicht das wahre Portrait von Cato zu erhalten. Um zu vermeiden, in dies Extrem zu verfallen, ist es angemessen, ehe wir von ihm sprechen, ein Briefchen, welches er an Cicero, den Proconsul in Cilicien[1]), schrieb, noch einmal zu lesen. Dies Billet ist Alles, was uns von Cato übrig ist, und es sollte mich wundern, wenn es nicht diejenigen, die sich von ihm eine vorgefaßte Meinung gebildet haben, sehr in Staunen setzte. In diesem Briefchen zeigt sich weder etwas Bäurisches noch Ungeschliffenes, sondern im Gegentheil ein sehr feiner Geist. Die Veranlassung dazu war sehr zarter Art. Es handelte sich nämlich darum, dem Cicero eine Gunst, die zu erhalten er sehr wünschte, zu verweigern. Es hatte ihn in seinen alten Tagen die Lust angewandelt, als Sieger zu erscheinen, und er stellte deshalb bei dem Senate den Antrag, den Göttern ein Dankfest für den glücklichen Erfolg des von ihm beendeten Feldzuges zu votieren. Der Senat zeigte sich im Ganzen diesem wunderlichen Einfalle nicht abgeneigt, Cato widersprach fast allein; aber er wollte sich auch nicht mit Cicero entzweien, und der Brief, den er an ihn schrieb, um seine Weigerung zu rechtfertigen, ist ein Meisterstück von Geschicklichkeit. Er beweist ihm, daß er, indem er seinem Antrage entgegentritt, besser als er die Interessen seines Ruhmes kennt. Wenn er den Göttern für die glücklichen Erfolge, die Cicero gehabt hat, nicht danken will, so geschieht es deshalb, weil er glaubt, daß sie Cicero nur sich selbst verdankt. Ist es also nicht besser, die ganze Ehre ihm zukommen zu lassen, als sie dem Zufalle oder dem Schutze des Himmels zuzuschreiben? Das ist doch gewiß eine sehr liebenswürdige Weise der Ablehnung, die nicht einmal den Cicero, so unzu-

1) Ad fam., XV, 5.

frieden er war, berechtigte zu zürnen. Cato zeigte sich also stets zur rechten Zeit als einen geistreichen Menschen, wiewohl man es auf den ersten Blick nicht gleich heraus findet. Sein Charakter war durch seine unausgesetzte Beschäftigung mit den griechischen Wissenschaften schmiegsam geworden; er lebte mitten unter einer eleganten Welt, und er hatte, ohne es zu wollen, Manches von ihr angenommen. Dies läßt uns jener geistvolle Brief ahnen, und wir müssen uns desselben erinnern und ihn jedes Mal, wenn wir in die Versuchung geführt werden, uns den Cato als einen ungebildeten Bauern vorzustellen, aufmerksam durchlesen.

Man kann jedoch nicht leugnen, daß er für gewöhnlich starr und hartnäckig, hart gegen sich selbst und streng gegen die Andern war. Dazu neigte er von Natur; sein Wille verstärkte diese Neigung. Die Natur ist nicht allein schuld an den festen und starren Charakteren, welche man antrifft; ein gewisses Streben nach pikanter Originalität, ein wenig Selbstgefälligkeit bewirken sehr oft, daß man der Natur zu Hilfe kommt und sie nachdrücklicher anklagt. Cato wurde durch den Namen selbst, den er führte, in diesen Fehler hineingezogen. Das Beispiel seines erlauchten Ahnherrn stand ihm immer vor Augen, und sein einziges Streben war dahin gerichtet, ihm zu gleichen, ohne der Verschiedenheit der Zeiten und Menschen Rechnung zu tragen. Wenn man nachahmt, übertreibt man. In den Tugenden, die man zu reproducieren versucht, liegt immer etwas Kraftanstrengung und Außergewöhnliches. Man greift nur die am meisten hervorspringenden Seiten seines Vorbildes heraus und übersieht die andern, die sie mildern. Dies begegnete dem Cato, und Cicero tadelt ihn mit vollem Rechte, daß er nur die rauhen und harten Seiten seines Großvaters nachgeahmt habe. „Wenn du zu deiner Strenge und zu deinem Ernste dessen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gesellt hättest, so würden deine Vorzüge sehr bedeutend sein[1])." Es ist nicht zu leugnen, daß in dem alten Cato eine gewisse Schärfe des

1) Pro Muraena, 31.

Geistes, eine ländliche Munterkeit, eine spöttische Gutmüthigkeit lag, die sein Enkel nicht kannte. Er nahm von ihm nur das Rauhe und Harte an, was er bis auf die Spitze trieb.

Von allen Uebertreibungen ist vielleicht die Uebertreibung des Guten die gefährlichste; wenigstens ist es ein Fehler, der am schwersten abzulegen ist; denn der, welcher ihn besitzt, gefällt sich selbst darin, und Niemand wagt es, ihn deshalb zu tadeln. Cato's Fehler bestand überall darin, daß er kein Maß kannte. Dadurch daß er zu fest auf seiner Meinung beharren wollte, machte er sich für den Rath seiner Freunde und für die Lehren der Erfahrung unbeugsam. Die Praxis des Lebens, diese gebieterische Herrin, um mit Bossuet zu sprechen, vermochte nichts über ihn. Seine Energie artete in Eigensinn aus, und in seiner Ehrlichkeit lag oft das Unrecht, zu gewissenhaft zu sein. Die übertriebene Gewissenhaftigkeit war ihm bei der Bewerbung um öffentliche Aemter hinderlich. Das Volk war für diejenigen, die es um seine Stimme baten, sehr anspruchsvoll. Während des ganzen übrigen Jahres ließ es sich führen und übel behandeln; aber am Tage der Wahlen wußte es, daß es Herr war, und es gab es gern zu erkennen. Man gewann es nicht für sich, wenn man nicht allen seinen Launen schmeichelte. Cicero hat oft über die unglücklichen und zuvorkommenden Candidaten (natio officiosissima candidatorum) gespottet, die des Morgens an alle Thüren anklopfen, die ihre Zeit in Besuchen und Complimenten hinbringen, die es sich zur Pflicht machen, alle Feldherrn, wenn sie nach Rom zurückkommen oder es verlassen, zu begleiten, die das Gefolge aller einflußreichen Redner bilden, und die genöthigt sind, gegen Jedermann unendliche Rücksichten und Ehrerbietungen zu zeigen. Unter den Leuten des Volks, von denen in letzter Instanz die Wahl abhieng, wollten die rechtlichsten, daß man ihnen schmeichle, die andern verlangten, daß man sie erkaufe. Cato war nicht der Mann, der das Eine oder das Andere that. Er wollte weder schmeicheln, noch unwahr sein; noch weniger fiel es ihm ein zu bezahlen. Wenn man ihn dringend bat, solche Gastmähler und

Geschenke zu geben, welche seit langer Zeit die Candidaten nicht mehr abzulehnen wagten, antwortete er heftig: „Wolltest du von einer Schaar junger Wüstlinge dir eine Sinnenlust, oder vom römischen Volke eine Machtgewalt über den ganzen Erdkreis erbitten?“ Und er wiederholte stets diese Maxime: „Man darf nur mit seinem Verdienste bestechen[1].“ Eine furchtbare Rede, sagte Cicero, die man in einer Zeit, wo alle Würden käuflich waren, zu hören nicht gewohnt war. Sie misfiel dem Volke, welches diese Käuflichkeit benutzte, und Cato, der durchaus nur durch sein Verdienst bestechen wollte, wurde fast immer von denen, die mit ihrem Gelde bestachen, geschlagen.

Solche ehrenwerthe und selbstständige Charaktere treten in verschiedenen Graden sowohl im Privatleben als im öffentlichen Leben hervor. Sie erscheinen in dieser Gestalt auf dem Gebiete der Komödie ebenso wie auf dem der Geschichte. Wenn ich nicht fürchtete, die Würde der Person, die ich schildere, zu verletzen, so möchte ich behaupten, daß die stolze Antwort, die ich eben angeführt habe, mich unwillkürlich an eine der schönsten Schöpfungen des französischen Theaters erinnert. Molière hat in dem „Misanthrope“ ebenfalls einen Cato darstellen wollen. Zwar handelt es sich nur um das Vermögen eines Privatmannes und nicht um die Herrschaft der Welt, und es ist nur von einem Civilprozeß die Rede; aber bei dieser Gelegenheit spricht der Cato der Komödie ganz so wie der andere. Auch er will sich nicht der Gewohnheit fügen, die er misbilligt. Selbst auf die Gefahr hin, seinen Prozeß zu verlieren, will er seinen Richtern nicht seine Aufwartung machen, und als man ihm sagt:

> Und wen denn wollen Sie, der sich für Sie verwende?

antwortet er ebenso stolz wie Cato:

> Wer? Nur mein gutes Recht, Vernunft und Billigkeit.

---

1) Pro Mur., 35.

Solche Personen flößen immer eine große Achtung ein. Man hat nicht das Herz sie zu tadeln, und doch muß man den Muth haben es zu thun. Mit diesen Uebertreibungen und diesen strengen Grundsätzen wollen die Rechtlichkeit, die Ehre, die Freiheit, kurz alle jene edeln Interessen nicht vertheidigt werden. Sie stehen schon an sich selbst im Kampfe gegen die Corruption und die Frechheit sehr im Nachtheil, ohne daß man sie durch eine unnütze Härte und Strenge noch misliebiger macht. In seinen Bedenklichkeiten zu weit gehen heißt die Tugend entwaffnen. Es ist vollkommen genug, daß sie gezwungen ist, streng zu sein; warum sie störrisch machen? Ohne von ihren Grundsätzen etwas zu opfern, gibt es Verhältnisse, wo sie verstehen muß, den Menschen nachzugeben, um sie zu beherrschen. Der Beweis, daß diejenigen, die grundsätzlich nie nachgeben wollen, im Unrecht sind, ist, daß sie nicht so störrig sind, als sie meinen, und daß sie trotz ihrem Widerstande zuletzt doch immer Concessionen machen. Jener strenge, unbeugsame Alceste, er ist am Ende doch ein Weltmann, und ein feiner Weltmann. Er lebt am Hofe, und man sieht es deutlich, ich will nicht sagen blos an seinen Manieren und seiner Gewandtheit, obgleich ich mir den Mann mit grünen Bändern geschmackvoll und elegant gekleidet denke, sondern an den Entschuldigungen, die er gebraucht, an den feinen Ausflüchten, die auch Unwahrheiten sind, und die er an dem Philinte nicht dulden will. Ehe er gegen den vornehmen Sonettdichter heftig wird, bedient er sich geschickter Wendungen, worin die Wahrheit nur durchschimmert:

> Sie finden am Sonett zu tadeln mancherlei?
> — Das sag' ich nicht.

Dies das sag' ich nicht, was er so oft wiederholt, was ist es anders, wenn man es mit der Strenge des Misanthropen beurtheilt, als eine nicht zu billigende Nachgibigkeit und Schwäche? Rousseau macht dem Alceste darüber harten Vorwurf, und ich glaube nicht, daß Alceste, wenn er seinen Grundsätzen treu ist, dem Rousseau etwas darauf erwiedern kann. So dürfte es nicht schwer sein, auch

dem Cato dergleichen Dementis nachzuweisen. Dieser strenge Feind aller Bewerbung, der anfangs für das Gelingen seiner Candidaturen nichts thun wollte, er bewarb sich zuletzt angelegentlich. Er begab sich auf das Marsfeld, drückte den Bürgern die Hände und bat sie um ihre Stimme. „Wie,“ sagte Cicero, den diese Widersprüche in eine launige Stimmung versetzten, „du bittest mich, daß du mein Vorgesetzter werdest, daß ich mich dir anvertraue? Wie? muß ich von dir gebeten werden, oder mußt du nicht vielmehr von mir gebeten werden, daß du für mein Wohl Anstrengungen und Gefahren übernehmest[1])?“ Er gieng weiter, dieser strenge Feind der Lüge; er hatte einen von den Sclaven, welche nomenclatores hießen, und die den Namen und den Stand aller Bürger Roms kannten. Er bediente sich desselben wie die Andern, um die armen Wähler glauben zu lassen, daß er sie kenne. „Heißt das nicht das Publicum hintergehen und täuschen?“ sagte Cicero; und Cicero hatte nicht Unrecht. Das Traurigste dabei ist, daß solche Concessionen, die die Würde und die Consequenz eines Charakters bloß stellen, zu nichts dienen; denn man macht sie gemeiniglich mit Widerstreben und zu spät; sie verwischen nicht das Andenken an die frühere Härte und gewinnen Niemanden mehr. Trotz seinen zu späten Bemühungen und trotz der Hilfe seines Nomenclators erhielt Cato das Consulat nicht, und Cicero tadelt ihn ernstlich wegen der Ungeschicklichkeit, die ihn scheitern ließ. Freilich konnte er sich darüber hinwegsetzen, daß er nicht zum Consul gewählt wurde; aber die Republik hatte nöthig, daß er es wurde, und in den Augen vieler guten Bürger war es fast eine Vernachlässigung und ein Verrath an ihr, durch zu ängstliche Bedenklichkeiten und eine zu übertriebene Ehrlichkeit den Triumph der Schlechtesten zu begünstigen.

Man begreift wohl solche Uebertreibungen und solche Extreme an einem Menschen, der, wie Alceste, die Nähe der Menschen absichtlich vermeidet, aber unverzeihlich ist solches Verfahren,

1) Pro Mur., 36.

wenn man mit ihnen zusammen leben will, und noch mehr, wenn man danach trachtet, sie zu regieren. Menschen zu regieren ist etwas Delicates und Schwieriges und fordert, daß man nicht damit anfängt, diejenigen zurückzustoßen, welche man regieren will. Gewiß muß man die Absicht haben, sie besser zu machen, aber man muß damit beginnen, daß man sie nimmt, wie sie sind. Das erste Gesetz der Politik ist, nur das, was möglich ist, zu wollen. Cato verkannte oft dies Gesetz. Er vermochte nicht sich dieser Anordnung zu fügen, ohne welche man die Völker nicht regiert; er besaß nicht genug Schmiegsamkeit des Charakters, noch den Grad von ehrlicher Intrigue, welche die Dinge, die man unternimmt, gelingen läßt; es fehlte ihm an der Nachgibigkeit, welche die entgegengesetzten ehrsüchtigen Bestrebungen einander nähert, welche die eifersüchtigen Rivalitäten beschwichtigt, welche die durch Charakter, Meinungen, Interessen getheilten Menschen um Einen gruppiert. Er konnte nur eine offene Protestation gegen die Sitten seiner Zeit sein, ein Parteihaupt war er nicht. Ich wage es bei aller Achtung, die ich vor ihm habe, dreist auszusprechen, er besaß einen starren Sinn, weil sein Geist beschränkt war. Er faßte nicht sogleich die Puncte ins Auge, wo man nachgeben, und diejenigen, die man bis aufs Aeußerste verfechten muß. Er, ein Anhänger der Stoiker, welche die Behauptung aufstellten, daß alle Fehler gleich seien, d. h. wie Cicero sich scherzhaft ausdrückte, daß es ein ebenso großes Uebel ist, ohne Noth ein Huhn zu tödten, als seinen Vater zu erdrosseln, hatte diese seltsame und harte Theorie auf die Politik angewendet. Von dem Standpuncte strengster Legalität aus vertheidigte er die unbedeutendsten Dinge mit einer hartnäckigen Animosität. Seine Bewunderung für die Vergangenheit ließ ihn nicht die richtige Wahl treffen. Er kleidete sich nach Sitte der Alten, wie er den alten Maximen folgte; er trug unter der Toga keine Tunica, weil Camillus sie nicht getragen hatte. Sein Mangel an umfassendem Geiste, sein starrer und hartnäckiger Eifer schadeten mehr als einmal der Republik. Plutarchos macht ihm den Vorwurf, daß er den Pompejus in Cäsar's Armee

geworfen, weil er ihm einige unbedeutende Befriedigungen seiner Eitelkeit versagt habe. Cicero tadelt ihn, daß er die Unzufriedenheit der Ritter erregt habe, die er mit so großer Mühe wieder mit dem Senate zu vereinigen gesucht hatte. Ohne Zweifel stellten die Ritter unvernünftige Forderungen, aber er mußte ihnen lieber Alles zugestehen, als zulassen, daß sie dem Cäsar durch ihre unermeßlichen Reichthümer eine Stütze gaben. Bei dieser Gelegenheit sagte Cicero von ihm: „Er spricht, als lebte er in einem platonischen Staate, und nicht unter dem Lumpengesindel des Romulus[1])," und dieser Ausdruck ist geblieben als derjenige, der am besten die ungeschickte Politik charakterisiert, welche, wenn sie zu viel von den Menschen verlangt, zuletzt nichts von ihnen erlangt.

Die natürliche Rolle des Cato war die Rolle des Widerstandes. Er verstand es nicht, eine Partei zu disciplinieren und zu leiten; er war bewunderungswürdig, wann es darauf ankam, einem Feinde die Spitze zu bieten. Er wandte, um ihn zu besiegen, eine Taktik an, die ihm oft geglückt ist. Wann er sah, daß man eine Entscheidung treffen wollte, die ihm unheilvoll schien, und über welche abzustimmen man das Volk um jeden Preis hindern müsse, nahm er das Wort und ließ es keinem Andern. Plutarchos sagt, er habe einen ganzen Tag reden können, ohne zu ermüden. Murren, Geschrei, Drohungen, nichts setzte ihn in Furcht. Zuweilen riß ihn ein Lictor von der Rednerbühne; aber sobald dieser ihn losließ, bestieg er sie wieder. Einmal wurde der Tribun Trebonius so ungeduldig über diesen Widerstand, daß er ihn ins Gefängnis abführen ließ. Cato, ohne sich stören zu lassen, sprach auf dem Wege weiter, und das Volk folgte ihm, um ihn zu hören. Zu bemerken ist, daß er durchaus nicht unpopulär war; denn das Volk, welches den Muth liebt, wurde endlich durch diese hartnäckige Kaltblütigkeit und diese unbesiegliche Energie bezwungen. Es ist geschehen, daß es sich mehrmals für ihn ganz gegen sein Interesse und gegen seinen Vortheil erklärte, und

---

1) Ad Att., II, 1.

Cäsar, obwohl allmächtig über die Volksmasse, fürchtete doch den Rappel des Cato.

Es steht ebenso fest, daß Cato, wie ich schon gesagt habe, kein Parteiführer sein konnte, und das Traurigste ist, daß die Partei, für welche er kämpfte, keinen Führer hatte. Es war eine Verbindung von geistreichen Männern und hohen Personen, von denen keiner die erforderlichen Eigenschaften besaß, um über die andern zu herrschen. Ohne von Pompejus zu sprechen, der nur ein zweifelhafter Verbündeter war, und dem man nicht traute, stieß unter den andern Scipio Jeden durch seinen Hochmuth und seine Härte zurück; Appius Claudius war nur ein Augur mit voller Ueberzeugung, der an die heiligen Hühner glaubte; dem Marcellus fehlte es an Geschmeidigkeit und Liebenswürdigkeit, und er erkannte selbst, daß fast Niemand ihn liebte; Servius Sulpicius besaß alle Schwächen eines spitzfindigen Rechtsgelehrten; und endlich Cicero und Cato fehlten durch die entgegengesetzten Extreme. Beide hätte man vereinigen, oder einen durch den andern modificieren müssen, um einen vollständigen Staatsmann zu haben. Es waren also vor dem Tage bei Pharsalus nur glänzende Persönlichkeiten, aber es war kein Führer in der republikanischen Partei; ja man kann sagen, daß, da diese eifersüchtige Eigenliebe und diese eitle Nebenbuhlerschaft sich gar nicht mit einander vertrug, es kaum eine Partei gab.

Der Bürgerkrieg, der eine Klippe für so viele Andere wurde, der so viele Schwächen und Schlechtigkeiten bloß legte, offenbarte im Gegentheil die ganze Vortrefflichkeit und Größe Cato's. Es trat damals eine Art Krisis in seinem Charakter ein. Sowie bei gewissen Krankheiten die Annäherung der letzten Augenblicke dem Geiste einen höhern Aufschwung und eine größere Klarheit verleiht, so scheint es, daß bei dem Drohen jener großen Katastrophe, welche die freien Institutionen Roms verschlingen wollte, die edle Seele des Cato noch geläutert und daß seine Einsicht aus dem Gefühl der öffentlichen Gefahren einen richtigeren Blick in die Situation gewonnen hat. Während die Furcht die Andern zu Uebertreibungen

führt, legt er seine gewöhnliche Uebertreibung ab; indem er an die Gefahren, denen die Republik entgegengeht, denkt, wird er plötzlich besonnen und gemäßigt. Er, der immer bereit war, unnützen Widerstand zu versuchen, räth, dem Cäsar nachzugeben; er will, daß man ihm gewähre, was er fordert, er ist zu allen Concessionen bereit, um den Bürgerkrieg zu vermeiden. Als dieser ausbricht, erträgt er ihn mit Schmerz, und er sucht durch alle Mittel die Schrecken desselben zu mindern. Wenn man seinen Rath einholt, so ist er stets auf der Seite der Mäßigung und der Milde. Mitten unter den jungen Leuten, den Helden der gebildeten Gesellschaften Roms, unter diesen wissenschaftlichen und eleganten Schöngeistern ist es der rauhe Cato, der die Sache der Humanität vertheidigt. Er setzt trotz dem Ungestüm der heftigen Pompejaner durch, daß keine Stadt geplündert, kein römischer Bürger außerhalb des Schlachtfeldes ermordet werden solle. Es scheint, daß die Nähe des Unglücks, welches er vorhersieht, dieses energische Herz erweicht hat. Am Abend vor der Schlacht von Dyrrhachium, während sich Alles in dem Lager des Pompejus der Freude hingab, weinte Cato allein, indem er die Leichen so vieler Römer vor sich im Geiste liegen sah; edle Thränen, derer würdig, welche Scipio auf den Trümmern von Karthago vergoß, und die das Alterthum so oft erwähnt! Unter dem Zelte bei Pharsalus sprach er einen strengen Tadel gegen diejenigen aus, die nur von Mord und Verbannung sprachen, und die sich schon im Voraus die Häuser und Güter der Besiegten theilten. Es ist wahr, daß nach der Schlacht, als die meisten dieser Exaltierten dem Cäsar zu Füßen lagen, Cato ihm überall Feinde zu erregen und den Bürgerkrieg an den Grenzen der Welt wieder anzufachen suchte. So sehnlichst er vor der Schlacht wünschte, daß man nachgebe, so fest entschlossen war er, sich nicht zu unterwerfen, als keine Hoffnung mehr vorhanden war, frei zu sein. Sein heroischer Widerstand in Africa nicht allein gegen Cäsar, sondern gegen die wüthenden Republikaner, die stets bereit waren, einen Exceß zu begehen, ist bekannt. Man weiß, daß er nach der Schlacht bei Thapsus, als er sah,

daß Alles verloren war, die Gnade des Siegers nicht annehmen wollte und sich in Utica entleibte.

Dieser Tod machte in der ganzen römischen Welt ein ungeheures Aufsehn. Er erfüllte diejenigen, die sich allmählich an die Knechtschaft gewöhnten, mit Scham; er feuerte die entmuthigten Republikaner wieder etwas an und rief die Opposition von Neuem hervor. Zu seinen Lebzeiten hatte Cato seiner Partei nicht immer gute Dienste erwiesen, nach seinem Tode wurde er ihr sehr nützlich. Die Geächteten hatten nun ihr Ideal und ihren Märtyrer. Was noch von Anhängern der Republik vorhanden war, vereinigte sich und suchte unter diesem großen Namen Schutz. In Rom zumal, jener großen unruhigen und stürmischen Stadt, wo so Viele den Nacken beugten, ohne sich zu unterwerfen, wurde seine Glorification das gewöhnliche Thema der Unzufriedenen. „Es ward," sagt Mommsen, „zwischen den republikanischen und den cäsarianischen Scribenten um den todten Mann von Utica gestritten wie zwischen Troern und Hellenen um die Leiche des Patroklos." Fabius Gallus, Brutus, Cicero und gewiß noch viele Andere, die wir nicht kennen, verherrlichten ihn durch Lobreden. Cicero begann die seinige auf Brutus' Ansuchen. Er schreckte anfänglich vor der Schwierigkeit des Gegenstandes zurück: „es ist ein archimedisches Problem[1])", sagte er; aber je mehr er daran arbeitete, desto größeren Geschmack fand er an seiner Arbeit, und er vollendete sie mit einer Art von Enthusiasmus. Diese Schrift ist nicht auf uns gekommen, wir wissen nur, daß Cicero in ihr eine vollständige und rückhaltslose Apologie des Cato gab: „er erhebt ihn," sagt Tacitus, „bis in den Himmel[2])." Und doch bestand öfter als einmal eine Disharmonie zwischen ihnen, wie er an mehreren Stellen seines Briefwechsels, ohne große Rücksicht zu nehmen, sagt; aber der Tod söhnte, wie es oft geschieht, Alles aus. Ueberdies war Cicero, der sich den Vorwurf machte, daß er für seine Partei nicht genug gethan habe, glücklich, eine Gelegenheit

1) Ad Att., XII, 4. — 2) Ann., IV, 34.

gefunden zu haben, um seine Schuld gegen ihn abzutragen. Seine Schrift, empfohlen durch den Namen des Verfassers, sowie durch den des Helden, hatte einen so großen Erfolg, daß Cäsar darüber unruhig und unzufrieden wurde. Er hütete sich indessen sehr, seinen Unwillen zu erkennen zu geben; im Gegentheil, er schrieb sofort einen schmeichelhaften Brief an Cicero, um ihn zu dem Talente, welches er in seinem Werke entfaltet hatte, Glück zu wünschen. Durch wiederholtes Lesen der Schrift, schrieb er ihm, habe er an Sprachreichthum gewonnen[1]). Anstatt irgend eine strenge Maßregel zu nehmen, wie man befürchten konnte, meinte er, daß die Feder allein, wie Tacitus sich ausdrückte, die Angriffe, welche die Feder gemacht hätte, rächen müsse. Auf seinen Befehl richtete sein Unterfeldherr und Freund Hirtius an Cicero einen langen Brief, der veröffentlicht wurde, und in welchem er seine Schrift besprach. Später, als nach seiner Meinung diese Antwort nicht ausreichend erschien, trat Cäsar selbst in die Schranken und schrieb mitten unter den Sorgen, die ihm der hispanische Krieg machte, den Anti-Cato.

Man hat gerade diese Mäßigung am Cäsar gelobt; sie ist Leuten, welche eine schrankenlose Macht besitzen, nicht gemein, und die Römer sagten mit Recht: es ist selten, daß man sich mit dem Schreiben begnügt, wenn man ächten kann (scribere — proscribere). Was den Werth seiner großmüthigen Handlungsweise erhöht, ist, daß er den Cato verabscheute. Er spricht in seinen Commentarien immer mit einer Bitterkeit von ihm, und wiewohl er seinen Feinden gewöhnlich Gerechtigkeit widerfahren läßt, so versäumt er keine Gelegenheit auf ihn zu schmähen. Hat er nicht zu behaupten gewagt, daß Cato aus persönlichem Groll und um sich für seine Niederlage bei der Wahl zu rächen[2]) die Waffen gegen ihn ergriffen habe, da er wohl wußte, daß Niemand eine edlere Selbstvergessenheit gezeigt hat, indem er nur an sein Vaterland dachte! Aber es bestand zwischen ihnen mehr als eine bloße poli-

---

1) Ad Att., XIII, 46. — 2) Caes., Bell. civ., I, 4.

tische Meinungsverschiedenheit, es war eine Antipathie des Charakters. Cato's Fehler mußten dem Cäsar besonders unangenehm sein, und seine Tugenden waren solche, die sich Cäsar nicht allein nicht anzueignen suchte, sondern die er nicht einmal begreifen konnte. Wie konnte der, welcher eine so besondere Freude daran fand, die alten Gewohnheiten zu verhöhnen, sich einer strengen Ehrfurcht vor der Gesetzlichkeit, einer sclavischen Unterwürfigkeit unter die alten Gebräuche zuneigen? Wie konnte ein Verschwender, der gewohnt war, das Staatsgut und das Seinige ohne Ueberlegung zu vergeuden, das gewissenhafte Verfahren, welches Cato bei der Verwaltung der öffentlichen Gelder zeigte, die Sorgfalt, mit welcher er seine Privatangelegenheiten führte, den in jener Zeit seltenen Ehrgeiz, nicht mehr Schulden als Vermögen zu besitzen, billigen? Solche vortreffliche Eigenschaften konnte Cäsar, ich wiederhole es, nicht begreifen. Aufrichtig und aus Ueberzeugung griff er sie an. Ihm, einem geistreichen und Lustbarkeiten liebenden Manne, ihm, der von Principien nichts hielt, der keine bestimmte Meinung hatte, der daran gewöhnt war, mitten in einer leichtsinnigen und feinen Welt zu leben, ihm erschien Cato schwerlich etwas Anderes, als ein Fanatiker und Ungeschliffener. Da er nichts über ein vornehmes Wesen und gebildete Manieren setzte, so sagte ihm ein elegantes Laster mehr zu, als eine rauhe Tugend. Cato dagegen, wiewohl er einer wissenschaftlichen Bildung und einem gesellschaftlichen Tone nicht fremd geblieben war, war im Grunde doch ein alter Römer geblieben. Trotz ihrer Macht hatten die Welt und die Wissenschaften doch nicht ganz jene ungestümen oder, wenn man will, ungeschliffenen Formen seines Temperaments und seines Stammes mit der Wurzel vertilgen können, und selbst in seinen schönsten Handlungen findet man noch Spuren davon. Um nur ein Beispiel anzuführen, so erzählt Plutarchos in der bewunderungswürdigen Schilderung von seinen letzten Augenblicken, daß Cato, als ein Sclave aus Liebe zu ihm sich weigerte, ihm sein Schwert zu geben, diesem Sclaven einen so heftigen Faustschlag versetzte, daß seine Hand blutig davon wurde.

In den Augen eines so feinen Mannes, wie Cäsar war, erschien dieser Faustschlag ein Zeichen von einer gewöhnlichen Natur, und ich fürchte sehr, daß er ihn gehindert hat, die Schönheit dieses Todes zu begreifen. Derselbe Contrast oder vielmehr dieselben Antipathien finden sich ebenfalls in allen ihren Privatverhältnissen. Während Cäsar's Maxime war, man müsse seinen Freunden Alles verzeihen, und während er die Nachsicht soweit trieb, daß er selbst bei ihrem Verrathe die Augen zudrückte, nahm es Cato mit den seinigen zu genau und zu strenge. Er entzweite sich ohne alles Bedenken mit Munatius, dem Gefährten seines ganzen Lebens, zu Cypern, als dieser ein verletzendes Mistrauen gegen ihn zeigte. In seiner Häuslichkeit war er ohne Zweifel ein Muster von Ehrenhaftigkeit und Treue; indessen wußte er nicht immer gegen seine Gattin die Achtung und die Rücksichten, die sie verdiente, zu bewahren. Es ist bekannt, wie er sie ohne Umstände dem Hortensius, der ihn um dieselbe bat, abtrat, und sie später nach dem Tode des Hortensius ohne Bedenken wieder nahm. Wie anders benahm sich Cäsar gegen die seinige, obwohl er sich über sie zu beklagen hatte! Ein Mann war während der Nacht in seinem Hause betroffen; die Sache kam vor Gericht, er konnte seine Beschimpfung rächen, jedoch zog er es vor sie zu vergessen. Als Zeuge vor Gericht gefordert erklärte er, daß er nichts wisse, und so rettete er seinen Nebenbuhler, um den Ruf seiner Gattin zu bewahren. Erst später verstieß er sie, als das Gerücht von dieser Geschichte beseitigt war. So handelte er als ein Mann von Welt, der zu leben versteht. Stellt man hierbei beide, Cato und Cäsar, einander gegenüber, so hat auch hier der weniger gewissenhafte und im Grunde weniger ehrenwerthe, leichtfertige und freigeistige Ehemann wegen einer gewissen natürlichen Zartheit den Vorzug vor jenem.

Diese Contraste in ihrer Handlungsweise, diese Gegensätze im Charakter scheinen mir noch weit besser als alle politischen Differenzen die Art und Weise zu erklären, wie Cäsar den Cato in seinem Werke behandelte. Die davon auf uns gekommenen Fragmente und das

Zeugnis des Plutarchos liefern uns den Beweis, daß er ihn mit einer außerordentlichen Heftigkeit angriff, und daß er ihn zugleich lächerlich und verhaßt zu machen suchte. Aber was er auch that, seine Mühe war verloren. Man fuhr dennoch fort, Cicero's Schrift zu lesen und zu bewundern. Sie stand zur Zeit des Augustus noch in solchem Ansehn, daß der Kaiser, den dies republikanische Lob verdroß, glaubte, eine nochmalige Widerlegung verfassen zu müssen; aber er war nicht glücklicher als sein Oheim, und Cato's Ruf überlebte nicht allein die Schmähungen des Cäsar, sondern er stieg sogar noch höher unter der Kaiserherrschaft[1]). Zur Zeit des Nero, als der Despotismus am drückendsten war, schrieb Thrasea von Neuem seine Geschichte, Seneca citiert ihn auf jeder Seite seiner Bücher, und er blieb bis ans Ende der Stolz und das Muster der ehrenwerthen Männer, die bei der allgemeinen Erniedrigung der Charaktere ein Gefühl für Ehre und Würde bewahrten. Sie studierten mehr noch seinen Tod als sein Leben, denn man hatte damals besonders das Bedürfnis zu lernen, wie man stirbt; und wann diese traurige Nothwendigkeit eintrat, dann stellte man sich Cato's Beispiel vor Augen und führte seinen Namen im Munde. Gewiß, es ist ein großer Ruhm, so viele edle Herzen in den harten Zeiten der Prüfung aufrecht erhalten und getröstet zu haben, und ich bin überzeugt, daß Cato keinen andern gewünscht hätte.

III.

Welchen Schluß kann man aus dem Verfahren des Cäsar nach der Schlacht bei Pharsalus und aus seinem Verhältnis zu Cicero ziehen? Den, daß er sich in dieser Zeit der republikanischen Partei wieder annähern wollte. Er konnte auch schwerlich anders verfahren. So lange es sich um den Sturz der Republik gehandelt hatte, hatte er die Unterstützung eines Jeden angenommen, und es waren vor-

1) Abweichung vom ursprünglichen Texte in Folge einer Privatmittheilung an den Uebersetzer.

zugsweise die Schlechtesten zu ihm gekommen. Wenn ein Mensch durch Schulden zu Grunde gerichtet war und Alles verloren hatte, sagt Cicero, wenn außerdem feststand, daß er ein Verbrecher war, fähig, Alles zu wagen, dann nahm ihn Cäsar in den Kreis seiner Freunde auf[1]); aber alle diese gewissen- und grundsatzlosen Menschen, ausgezeichnet, um eine bestehende Macht zu stürzen, taugen nicht, um eine neue Macht zu gründen. Unmöglich erweckte Cäsar's Herrschaft ein Vertrauen, so lange man nicht neben dem Herrscher und neben diesen verwegenen Menschen, die man zu fürchten gelernt hatte, einige Männer von Ehre, vor denen man Achtung zu haben gewohnt war, erblickte. Solche Persönlichkeiten nun befanden sich vornehmlich unter den Besiegten. Dazu kommt, daß Cäsar nicht der Meinung war, daß eine Partei allein den Sieg benutze. Er besaß einen andern Ehrgeiz, als, wie Marius oder Sulla, an dem Triumph einer Faction zu arbeiten; er wollte eine neue Regierung gründen, und er rief Männer von verschiedener Meinung zu sich, um ihm bei seinem Unternehmen behilflich zu sein. Man hat behauptet, daß er bemüht gewesen sei, die Parteien auszusöhnen, und man hat ihn deshalb sehr gepriesen. Das Lob ist nicht ganz richtig; denn er versöhnte sie nicht, er vernichtete sie. In dem monarchischen Regime, welches er aufstellen wollte[2]), fanden die alten Parteien der Republik keinen Platz. Er hatte sich auf eine

1) Philipp., II, 32. — 2) Da Cäsar's Werk durch seinen Tod unterbrochen worden ist, so ist es nicht leicht anzugeben, welches seine Pläne waren. Die Einen wollen, daß er nur eine Art lebenslänglicher Dictatur gewünscht habe; die Meisten meinen, daß er entschieden daran gedacht habe, ein monarchisches Regime aufzustellen. Die Frage ist zu wichtig, als daß sie beiläufig behandelt und mit wenigen Worten abgemacht werden könnte. Ich will nur sagen, daß er vielleicht anfänglich nur an die Dictatur dachte; aber als er mächtiger wurde, scheint die Idee von der Gründung einer Monarchie in seinem Geiste mehr Consistenz gewonnen zu haben. Jedoch kann man aus einer Stelle bei Plutarchos (Brut., 7) schließen, daß er bei seinem Tode in Betreff der Erbschaft noch nicht einen bestimmten Plan gehabt hat.

geschickte Weise der Debatten des Volkes und des Senates bedient, um sie beide zu beherrschen; das erste Resultat seines Sieges war, sie beide zu beseitigen, und man kann behaupten, daß es nach dem Siege bei Pharsalus, mit Ausnahme von Cäsar selbst, nur noch Besiegte gab. Hierin liegt die Erklärung davon, daß er, einmal Sieger, ohne Unterschied die Anhänger des Senates wie die Demokraten für seine Zwecke gebraucht hat. Diese Gleichstellung derselben war seinerseits natürlich, weil sie Alle auf gleiche Weise und ohne Unterschied seine Untergebenen geworden waren. Nur wußte er wohl, daß, wenn er die Dienste alter Republikaner annähme, er nicht immer fügsame Werkzeuge haben würde, daß er sich genöthigt sähe, ihnen eine gewisse Unabhängigkeit im Handeln und Sprechen zuzugestehen, wenigstens äußerlich einen Schein von Republik beizuhalten; aber das machte ihm gerade nicht zu große Sorge. Er besaß nicht den unbesieglichen Widerwillen der Fürsten gegen die Freiheit, die, da sie auf einem absoluten Thron geboren sind, nur den Namen derselben kennen, um sie zu fürchten und zu verabscheuen. Er hatte fünfundzwanzig Jahre mit ihr gelebt, er hatte sich an sie gewöhnt, er kannte ihre Wichtigkeit. Auch suchte er sie nicht gänzlich zu vernichten. Er zwang, was er ja konnte, die beredten Stimmen, welche die Vergangenheit bedauerten, nicht zum Schweigen; ja er gebot nicht einmal der störrigen Opposition, die es versuchte, seine Siege mit Hohn aufzunehmen, Stillschweigen. Er ließ einige Acte seiner Verwaltung critisieren und nahm gern Rath an. Dieser große Geist wußte es wohl, daß man ein Land entnervt, wenn man die Bürger gleichgiltig für ihre Angelegenheiten macht, und wenn man ihnen die Lust sich mit ihnen zu beschäftigen nimmt. Er glaubte nicht, daß man auf einen trägen und schweigenden Gehorsam etwas Solides gründen könne, und er wollte in der Regierung, die er gründete, ein öffentliches Leben erhalten. Das sagt uns Cicero in einer merkwürdigen Stelle seines Briefwechsels. „In Rom herrscht die größeste Ruhe," schreibt er an einen seiner Freunde, „doch möchte ich lieber eine heilsame und unsers Gemein-

wesens würdige Thätigkeit;" und er setzt hinzu: „Ich sehe, daß Cäsar darauf sinnt[1])."

Alle diese Gründe bestimmten ihn, einen Schritt auf der Bahn der Großmuth und der Gnade, die er seit dem Tage bei Pharsalus betreten hatte, weiter zu thun. Er hatte den meisten von denen, die die Waffen gegen ihn ergriffen hatten, verziehen; er rief mehrere von ihnen zu sich, um seine Macht mit ihm zu theilen. Gerade in der Zeit, wo er die Mehrzahl der Verbannten zurückberief, ernannte er den Cassius zu seinem Unterfeldherrn; er übergab dem Brutus die Verwaltung des cisalpinischen Galliens und dem Sulpicius die Griechenlands. Wir werden weiter unten von den ersten beiden sprechen; um die Politik Cäsar's besser zu würdigen, ist es wichtig, den dritten zuerst kennen zu lernen und zu sehen, wie er sich der Wohlthaten des Siegers würdig erwiesen hat, und in welcher Weise er dieselben benutzte.

Servius Sulpicius stammte aus einer vornehmen Familie Roms und war der berühmteste Rechtsgelehrte seiner Zeit. Cicero ertheilt ihm das große Lob, daß er zuerst die Philosophie in das Recht einführte, das heißt, daß er alle die minutiösen Regeln und die kurzen Formeln, woraus diese Wissenschaft bestand, unter allgemeinen Gesichtspuncten und gemeinsamen Principien mit einander verband[2]). Auch nahm er keinen Anstand, ihn weit über seine Vorgänger zu stellen und besonders über die berühmte Familie der Scävola, in welcher die römische Rechtswissenschaft bis zu der Zeit incarniert gewesen zu sein scheint. Jedoch bestand zwischen diesen und dem Sulpicius ein sehr bemerkenswerther Unterschied. Die Scävola nämlich haben Rom Rechtsgelehrte, Augurn, Pontifices gegeben, das heißt, sie haben sich in den Wissenschaften ausgezeichnet, die der Ruhe und dem Frieden hold sind; aber es waren auch sehr thätige Bürger, entschlossene Politiker, tapfere Soldaten, die ihr Vaterland gegen die Aufwiegler und gegen das Ausland

1) Ad fam., XII, 17. — 2) Brut., 51.

muthig vertheidigten. Sie zeigten sich in ihrem beschäftigten Leben zu Allem tauglich und auf der Höhe aller Situationen. Der Augur Scävola war, als Cicero ihn kennen lernte, noch trotz seinem Alter ein kräftiger Greis, der mit der Morgendämmerung aufstand, um seinen Clienten vom Lande Rath zu ertheilen. Er war immer der Erste in der Curie und hatte stets ein Buch bei sich, welches er las, um nicht bis zur Ankunft seiner Collegen müßig zu sein; aber an dem Tage, wo Saturninus die öffentliche Ruhe bedrohte, bewaffnete dieser Gelehrte, der das Studium so sehr liebte, dieser schwache Greis, der sich kaum aufrecht erhielt und nur einen Arm gebrauchen konnte, diesen Arm mit einem Spieße und gieng an der Spitze des Volkes zum Sturm des Capitols[1]. Der Pontifex Scävola war nicht allein ein gewandter Rechtsgelehrter, sondern auch ein unbestechlicher Gouverneur, dessen Andenken Asien stets bewahrte. Als die Publicanen seinen Quästor Rutilius Rufus angegriffen hatten, dem Schuld gegeben wurde, daß er sie an dem Ruin der Provinz habe hindern wollen, vertheidigte er ihn mit einer bewunderungswürdigen Beredsamkeit und einer Kraft, die durch keine Drohung geschwächt werden konnte. Er weigerte sich, zu der Zeit der ersten Aechtungen aus Rom zu gehen und seine Clienten und seine Angelegenheiten zu verlassen, obgleich er das Schicksal, das seiner wartete, voraussah. Bei des Marius Leichenbegängnis verwundet, endete er einige Tage darauf in der Nähe des Tempels der Vesta sein Leben[2]. Uebrigens bildeten diese Männer keine Ausnahme in Rom. In den schönen Zeiten der Republik mußte ein wahrer Bürger zugleich Landbebauer, Soldat, Verwalter, Finanzmann, Advocat und sogar Jurist sein. Es gab damals keine Fachmänner, und aus einem alten Römer würden wir uns heut gezwungen sehen vier oder fünf verschiedene Personen zu machen; aber in der Jetztzeit sind die verschiedenen Capacitäten, welche man insgesamt von einem einzigen Manne forderte, getrennt; denn jeder ist in einer speciellen Wissenschaft zu

1) Pro Rabir., 7. — 2) Pro Rosc. Am., 12.

Hause, und man fängt an, die Männer der Wissenschaften von den Männern der That zu unterscheiden. War es, daß die Charaktere an ihrer bisherigen Energie verloren, oder darf man nur annehmen, daß, seitdem man die Meisterwerke Griechenlands kannte und sich mit ihnen beschäftigte, da jede Wissenschaft complicierter geworden, es nicht mehr möglich war, die Bürde von allen zusammen zu tragen? Wie dem auch sei, wenn Sulpicius als Rechtsgelehrter die Scävola überragte, so besaß er doch bei Weitem nicht ihre Energie als Bürger. Prätor oder Consul, er war nie etwas Anderes, als ein Mann der Wissenschaft und ein Stubengelehrter. In den Verhältnissen, welche eine Entschlossenheit erfordern, ist er jedes Mal in Verlegenheit, wenn er eine Entscheidung treffen oder wenn er handeln soll. Man sieht, daß dieser rechtliche und geschmeidige Geist nicht dazu geschaffen war, die erste Obrigkeit eines in einer Umwälzung sich befindenden Staates zu sein. Die Manie, welche er hatte, immer die Rolle eines Versöhners und Schiedsrichters in jener Zeit der Gewaltthätigkeiten zu spielen, wurde zuletzt lächerlich. Cicero selbst, obwohl sein Freund, macht sich über ihn etwas lustig, wenn er ihn uns darstellt als den großen Friedensstifter, der mit seinem kleinen Schreiber, nachdem er alle seine juristischen Kunstgriffe angewendet hatte, abreist, um als Vermittler unter den Parteien aufzutreten in einer Zeit, wo diese sich gegenseitig zu vernichten strebten.

Cäsar war stets der Meinung gewesen, daß Sulpicius nicht ein solcher Charakter wäre, der ihm einen ernsten Widerstand entgegenstellen würde, und er hatte sich schon frühzeitig bemüht, ihn an sich zu fesseln. Er begann damit, daß er sich in dem Hause des Sulpicius einen Verbündeten und zwar einen mächtigen Verbündeten verschaffte. Man sprach in Rom stark davon, daß der gute Sulpicius sich von seiner Frau Postumia leiten ließe. Cicero, der gern die übeln Gerüchte wiederholt, gibt es uns mehrmals zu verstehen. Nun stand Postumia nicht in einem unbescholtenen Rufe, und Suetonius führt ihren Namen unter den Frauen auf, die von Cäsar geliebt wurden. Sie befindet sich da in sehr zahlreicher Gesellschaft;

aber dieser Schmetterling, der schnell von einer Geliebten zur andern flog, hatte das besondere Privilegium, daß alle Weiber, die er verließ, dennoch seine ergebenen Freundinnen blieben. Sie verziehen ihm seine Treulosigkeit, sie schlossen sich allen seinen Erfolgen fernerhin an, sie stellten seiner Politik jene wunderbaren Hilfsmittel von Schlauheit und Eigensinn, die nur ein Weib, welches liebt, aufzufinden im Stande ist, zur Verfügung. Ohne Zweifel bestimmte Postumia den Sulpicius während der ganzen Zeit, wo er Consul war, für Cäsar thätig zu sein und sich der Heftigkeit seines Collegen Marcellus, welcher wollte, daß man einen Andern zum Gouverneur von Gallien ernenne, entgegen zu stellen. Jedoch war Sulpicius trotz aller seiner Schwäche nichts desto weniger ein aufrichtiger Republikaner, und als der Krieg ausgebrochen war, erklärte er sich gegen Cäsar und verließ Italien. Nach der Niederlage unterwarf er sich wie die Andern; er hatte seine gewöhnlichen Beschäftigungen wieder aufgenommen, als Cäsar ihn in seiner Zurückgezogenheit aufsuchte, um ihm die Verwaltung von Griechenland zu übertragen.

Es war gewiß unmöglich, eine Statthalterschaft zu finden, die besser für ihn paßte. Der Aufenthalt in Athen, welcher den reichen Römern zu jeder Zeit angenehm war, mußte es gerade jetzt, wo diese Stadt so vielen berühmten Verbannten zum Asyl diente, noch mehr sein. Zu derselben Zeit, wo Sulpicius die Freude hatte, die berühmtesten Rhetoren und Philosophen von der Welt zu hören, konnte er sich mit bedeutenden Männern, wie Marcellus und Torquatus, über Rom und die Republik unterhalten und so zugleich alle seine Neigungen befriedigen. Nichts mußte diesem gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Manne, den der Zufall zu einem Staatsmanne gemacht hatte, mehr gefallen, als die Ausübung einer großen, aber gefahrlosen Macht, verbunden mit den ausgesuchtesten geistigen Genüssen in einem der schönsten und größten Länder der Welt. Cäsar hatte ihm also nach Wunsch einen Dienst erzeigt, indem er ihn zur Ausübung einer Pflicht nach der Stadt schickte, wohin die Römer gewöhnlich zum Vergnügen giengen. Indessen

sehen wir nicht, daß Sulpicius diesen Vorzug dankbar anerkannt hat. Kaum war er in Griechenland angekommen, so zeigte er sich unzufrieden und sehnte sich wieder fort. Offenbar war es nicht das Land, was ihm misfiel, denn besser würde er sich anderswo nicht befunden haben, sondern er bedauerte die Republik. Nachdem er sie so schüchtern vertheidigt hatte, konnte er sich über ihren Fall nicht zufrieden geben, und er machte sich darüber Vorwürfe, daß er dem diene, der sie gestürzt hatte. Diese Gedanken leuchten aus einem Briefe hervor, den er aus Griechenland an Cicero schreibt. „Das Schicksal," schreibt er an ihn, „hat uns die Güter entrissen, die dem Menschen eben so theuer sein müssen, wie Kinder: Vaterland, ehrenvolle, würdige Stellung, die ganze amtliche Wirksamkeit. In unsern Tagen sind die nicht am schlimmsten daran, die ohne Schmerzen das Leben mit dem Tode vertauschen dürfen[1]."

Wenn ein schüchterner und gemäßigter Mann wie Sulpicius so zu sprechen wagte, was mußten nicht die Andern sagen und denken! Man ahnt es, wenn man sieht, wie Cicero an die meisten von ihnen schreibt. Obgleich er sich an Beamte der neuen Regierung wendet, so trägt er keine Sorge, seine Meinungen zu verheimlichen; er drückt frei und offen sein Bedauern aus, weil er sehr wohl weiß, daß man es theilt. Er spricht zu Servilius Isauricus, dem Proconsul von Asien, wie zu einem Manne, den die absolute Gewalt eines Einzigen nicht befriedigt, und der den Wunsch hat, daß man ihr Schranken setze[2]. Er schreibt dem Statthalter von Africa Cornificius, daß die Sachen zu Rom schlecht stehen, und daß Vieles dort vorgehe, was ihn verletzen würde[3]. „Ich weiß, was du von dem Schicksale der Gutgesinnten und dem unglücklichen Zustande der Republik denkst," schreibt er an den Proconsul von Sicilien, Furfanius, indem er ihm einen Geächteten empfiehlt[4]. Und doch hatten diese Personen bedeutende Stellen

1) Ad fam., IV, 5. — 2) ib., XIII, 68. — 3) ib., XII, 18. — 4) ib., VI, 9.

von Cäsar erhalten; sie theilten seine Macht, sie galten für seine Freunde; aber alle die Wohlthaten, welche sie von ihm empfangen, hatten sie doch nicht gänzlich an seine Sache gefesselt. Sie machten ihre Vorbehalte, indem sie ihm dienten, und gaben sich ihm nur halb hin. Woher konnte dieses Widerstreben kommen, welches die neue Regierung unter Männern, die sich anfänglich ihr angeschlossen hatten, fand? Sie hatten verschiedene Motive, die man leicht erkennen kann. Das erste, vielleicht das wichtigste, ist, daß diese Regierung, wenn sie dieselben auch mit Ehren überhäufte, ihnen nicht das geben konnte, was ihnen die alte Republik würde gegeben haben. Mit der Gründung der Monarchie trat eine bedeutende Umwälzung in allen öffentlichen Aemtern ein. Die obrigkeitlichen Personen wurden Beamte. Ehemals hatten die durch Volksabstimmung Erwählten das Recht, in der Sphäre ihrer Functionen zu handeln, wie sie wollten. Eine fruchtbare Initiative beseelte auf allen Stufen jene Hierarchie von republikanischen Würden. Von dem Aedil bis zum Consul waren alle in ihrem Kreise unumschränkt. Unter einer absoluten Regierung konnten sie es nicht mehr sein. Statt selbstständiger Verwalter waren sie nun, so zu sagen, nichts weiter, als Canäle, durch welche der Wille eines einzigen Menschen bis zu den äußersten Enden der Welt floß. Gewiß gewann die öffentliche Sicherheit sehr, wenn man sah, daß jener Conflict der Gewalten verschwand, durch welchen sie fortwährend gestört wurde, und es war für die Provinzen eine große Wohlthat, daß man ihren habsüchtigen Statthaltern die Allmacht entzog. Gleichwohl war es natürlich, daß, wenn die Einwohner der Provinzen von diesen Reformen Nutzen hatten, die Statthalter damit sehr unzufrieden waren. Von dem Augenblicke an, wo sie nur die Befehle eines Andern zu vollziehen hatten, schwand die Wichtigkeit ihrer Functionen, und die souveraine, absolute Autorität, die sie immer über sich sahen, wurde zuletzt denen, die sich vollständig fügten, sehr drückend. Wenn die Ehrgeizigen sich über die Verringerung ihrer Gewalt beklagten, so gewöhnten sich die Recht-

schaffenen nicht so leicht, wie sie glaubten, an den Verlust der Freiheit. Je mehr Zeit nach der Schlacht bei Pharsalus verfloß, desto lebhafter wurde ihr Bedauern. Sie fiengen an wieder zu sich zu kommen von der Ueberraschung der Niederlage, und sie erholten sich allmählich von der Bestürzung und von dem Schrecken, den sie ihnen verursacht hatte. In den ersten Augenblicken, welche den großen Ereignissen, wo man unterzugehen gemeint hat, folgen, gibt man sich ganz der Freude hin, daß man lebt, aber das ist eine von den Freuden, an die man sich am schnellsten gewöhnt, und es ist so natürlich, sie zu empfinden, daß man zuletzt gar nicht mehr daran denkt. Alle jene Bestürzten, die am Tage nach der Schlacht bei Pharsalus nichts mehr als die Ruhe wünschten, wünschten, als man sie ihnen gegeben hatte, etwas ganz Anderes. Solange man seines Lebens nicht sicher war, fühlte man keine Unruhe darüber, daß man nicht wußte, ob man in Freiheit leben würde; war das Leben einmal sicher gestellt, dann kehrte die Sehnsucht nach der Freiheit in Aller Herzen zurück, und die, welche dem Cäsar dienten, empfanden sie eben so sehr, wie die Andern. Man weiß, daß Cäsar diese Sehnsucht zum Theil befriedigt hatte, aber diese Zufriedenstellung reichte auf nicht lange vor. Es ist ebenso schwer, seine Neigung zur Freiheit zu mäßigen, wie die zur Willkür. Eine gewährte Gunstbezeigung macht eine andere wünschenswerth, und man denkt weniger daran, sich dessen, was man erhalten hat, zu erfreuen, als das Fehlende zu bedauern. So wechselte Cicero, der Cäsar's Güte mit lauter Freude aufgenommen, und der des Marcellus Rückkehr gewissermaßen als eine Wiederherstellung der Republik begrüßt hatte, bald seine Gesinnung und Sprache. Je weiter man in seinem Briefwechsel vorgeht, desto bitterer und schärfer wird er. Er, der diejenigen, „welche, nachdem sie ihren Arm entwaffnet hatten, nicht ihr Herz entwaffneten[1]," so streng getadelt hatte, zeigte in seinem Herzen den bittersten Groll. Bei jeder Gelegenheit

1) Pro Marc., 10.

wiederholte er, daß Alles verloren sei, daß er sich schäme, ein Sclave zu sein, daß er des Lebens überdrüssig sei. Er griff mit seinem Spotte die nützlichsten Maßregeln und die gerechtesten Handlungen an. Er machte sich über die Reform des Kalenders lustig und zeigte sich über die wachsende Größe Roms empört. Ja, er gieng noch weiter. Am Tage, wo der Senat Cäsar's Statue neben die der alten Könige hinstellen ließ, konnte er sich nicht enthalten, eine grausame Anspielung auf die Art, wie der erste dieser Könige geendet hatte, zu machen. „Ich freue mich," sagte er, „den Cäsar so nahe beim Romulus zu sehen[1])!" Und doch war es kaum ein Jahr, daß er in der Rede für Marcellus ihn im Namen des Vaterlandes beschwor, daß er sein Leben schützen möchte, und daß er ihm aus vollem Herzen erklärte: „Deine Sicherheit ist die meinige!"

Cäsar hatte also nur Unzufriedene um sich. Die gemäßigten Republikaner, auf deren Unterstützung er bei seinem Werke rechnete, konnten sich in den Verlust der Republik nicht finden. Die Verbannten, welche er nach Rom zurückberufen hatte, mehr gedemüthigt, als voll Dank für seine Gnade, legten ihren Groll nicht ab. Seine eignen Generale, die er mit Reichthümern und Ehren überhäufte, ohne ihre Habsucht befriedigen zu können, klagten seine Undankbarkeit an, oder machten sogar einen Anschlag ihn zu ermorden. Das Volk endlich, dessen Abgott er war, und das ihm so gefällig alle seine Forderungen bewilligt hatte, das Volk selbst entfernte sich allmählich von ihm; es nahm seine Siege nicht mehr mit demselben Jubel auf, wie sonst, und es schien Furcht zu haben, daß es ihn so hoch erhoben hatte. Als man seine Statue neben die der Könige brachte, blieb das Volk, welches sie vorübertragen sah, stumm, und wir wissen, daß die Kunde von diesem ungewohnten Schweigen, die durch die Eilboten der Könige und der verbündeten Völker in alle Theile der Welt gelangte, überall den Glauben hervorrief, daß eine Revolution bevorstehe.[2]) In den Provinzen des Orients, wo die

---

1) Ad Att., XII, 45. — 2) Pro Dejot., 12.

letzten Soldaten des Pompejus sich verborgen hielten, schlug die Flamme der Bürgerkriege, die mehr unterdrückt als erloschen war, immer wieder empor, und die beständigen Schrecken, ohne ernste Gefahren herbeizuführen, hinderten die Befestigung der öffentlichen Ruhe. In Rom las man mit Leidenschaft die herrlichen Werke Cicero's, worin er den Ruhm der Republik verherrlichte; man riß sich um die anonymen Schmähschriften, die nie heftiger und zahlreicher gewesen waren. Wie oft an dem Vorabend großer Krisen, so zeigte sich jetzt Jedermann unzufrieden mit der Gegenwart, besorgt um die Zukunft und vorbereitet zu etwas Unerwartetem. Man weiß, auf welche tragische Weise dieser gespannte Zustand endete. Des Brutus Dolchstoß war nicht ganz, wie man gesagt hat, ein Unfall und ein Ungefähr; es war die allgemeine Unbehaglichkeit der Gemüther, die eine so schreckliche Lösung herbeiführte und sie erklärt. Der Verschworenen waren freilich nicht mehr als sechszig, aber sie hatten ganz Rom für sich [1]). Alle diese Besorgnisse, all der Groll, der bittere Schmerz über die Vergangenheit, der nicht befriedigte Ehrgeiz, die getäuschten Hoffnungen, der offene und verborgene Haß, die übeln oder edeln Leidenschaften, welche die Herzen erfüllten, Alles dies bewaffnete ihre Arme, und die Iden des März waren nur die blutige Explosion eines so stark angehäuften Zornes.

So täuschten die Ereignisse alle Pläne des Cäsar. Er fand in seiner Güte nicht seine Sicherheit, wie er meinte; sein Werk der Versöhnung, welches er unter dem lauten Beifall der Welt begonnen, scheiterte; es gelang ihm nicht, die Parteien zu entwaffnen. Dieser Ruhm war einem Manne vorbehalten, der weder die Größe seines Geistes, noch seinen großmüthigen Charakter besaß, dem gewandten und grausamen Octavius. Es ist nicht das einzige Mal, daß uns die Geschichte das traurige Beispiel zeigt, wie gewöhnliche Menschen das glücklich durchführten, wobei die größten gescheitert waren;

1) Alle Guten, sagt Cicero (Phil., II, 12), haben, soviel sie es vermochten, den Cäsar ermordet. Den Einen haben die Mittel gefehlt, den Andern die Entschlossenheit, Mehreren die Gelegenheit; an dem Willen hat es Keinem gefehlt.

aber bei den Unternehmungen solcher Art hängt der Erfolg vorzüglich von den Umständen ab, und man muß anerkennen, daß besonders diese den Augustus begünstigten. Tacitus nennt uns die Hauptursache seines glücklichen Geschickes, wenn er da, wo er von der Begründung des Kaiserreichs spricht, sagt: „Es war damals fast Niemand mehr, der die Republik gesehen hatte[1]).“ Dagegen hatten die Menschen alle, über welche Cäsar regieren wollte, sie gekannt. Viele verwünschten sie, als sie durch ihre Unruhe und ihre Stürme die Ruhe ihres Lebens störte; fast Alle sehnten sich nach ihr zurück, als sie dieselbe verloren hatten. Es liegt in dem Gebrauche und in der Ausübung der Freiheit trotz den Gefahren, die sie mit sich führt, ein allmächtiger Reiz und Zauber, den man nicht vergessen kann, wenn man ihn einmal gekannt hat. An dieser hartnäckigen Erinnerung zerschellte des Cäsar Genie. Aber nach der Schlacht bei Actium war keiner mehr von denen, die den großen Scenen der Freiheit beigewohnt hatten, vorhanden. Ein zwanzigjähriger Bürgerkrieg, der mörderischste von allen, die je die Welt entvölkert haben, hatte sie fast alle verschlungen. Die neue Generation gieng nicht weiter zurück als Cäsar. Der erste Jubel, den sie vernommen hatte, war das Zujauchzen, das den Sieger bei Pharsalus, Thapsus und Munda begrüßte; das erste Schauspiel, welches sie gesehen hatte, war das der Proscriptionen. Sie war unter Raub und Mord aufgewachsen. Zwanzig Jahre hindurch hatte sie täglich für ihre Habe oder für ihr Leben gezittert. Sie dürstete nach Ruhe; sie war bereit, Alles dem Frieden zum Opfer zu bringen. Nichts zog sie zur Vergangenheit hin, wie Cäsar's Zeitgenossen. Im Gegentheil, jede Erinnerung, die sie daraus bewahrt hatte, schloß sie nur noch enger an das Regime, unter welchem sie lebte, an; und wann sie zufällig den Blick zurück wandte, dann fand sie in der Vergangenheit vielfachen Grund der Besorgnis, keinen des Bedauerns. Unter diesen Verhältnissen mußte die absolute Macht die ruhige Erbin der Republik sein.

1) Ann., I, 3.

Brutus.

Brutus' Verhältnis zu Cicero.

Ohne Cicero's Briefe würden wir den Brutus nicht kennen. Da man niemals von ihm ohne Affect geredet hat, und da die politischen Parteien sich gewöhnt haben, ihren Haß oder ihre Hoffnungen unter seinem Namen zu verbergen, so sind die wahren Züge seiner Physiognomie früh verwischt worden. Mitten unter den leidenschaftlichen Debatten, die sein Name allein erregt, indem die Einen, wie Lucanus, ihn fast in den Himmel erheben, während die Andern, wie Dante, ihn schlechterdings in die Hölle verstoßen, ist er bald eine Art mythischer Person geworden. Die Lectüre des Cicero führt uns zur Wirklichkeit zurück. Durch ihn nimmt diese ergreifende, aber dunkele Gestalt, welche die Bewunderung oder der Schrecken über die Maßen vergrößert hatte, eine bestimmtere Form und menschliche Proportionen an. Wenn sie bei näherer Betrachtung an ihrer Größe verliert, so gewinnt sie wenigstens insofern dabei, als sie wahr und lebendig wird.

Die Verbindung zwischen Cicero und Brutus bestand zehn Jahre hindurch. Die Sammlung der Briefe, welche sie sich in dieser Zeit schrieben, mußte sehr umfangreich sein, weil ein Grammatiker das neunte Buch davon citiert. Sie sind mit Ausnahme von fünfundzwanzig, die nach Cäsar's Tode geschrieben worden sind, alle verloren gegangen [1]). Trotz dem Verluste der andern, nimmt dennoch

1) Die Authenticität dieser Briefe ist seit dem letzten Jahrhundert oft bestritten worden. Noch ganz kürzlich ist die Frage in Deutschland mit vieler Lebhaftigkeit debattiert, und ein ausgezeichneter Kritiker, F. Hermann in Göttingen, hat eine sehr bemerkenswerthe Schrift veröffentlicht, auf

Brutus in den Schriften, die uns von Cicero übrig sind, besonders in seinem Briefwechsel, eine so hohe Stelle ein, daß man darin die nothwendigen Elemente findet, um ihn genau kennen zu lernen. Ich will sie zusammenstellen, aber nicht eine Darstellung von dem ganzen Leben des Brutus, was mich nöthigen würde, bei zu bekannten Ereignissen zu verweilen, sondern nur die Geschichte von seinen Beziehungen zu Cicero geben.

I.

Atticus, der Freund der ganzen Welt, brachte sie einander nahe. Es war um das Jahr 700, kurze Zeit, nachdem Cicero aus dem Exil zurückgekehrt war, und mitten unter den Unruhen, die Clodius, einer der gemeinen Agitatoren wie Catilina, durch welche Cäsar die Kräfte der römischen Aristkoratie erschöpfte, um mit ihnen einst leichter fertig zu werden, erregte. Die Stellung, welche Cicero und Brutus damals in der Republik einnahmen, war sehr verschieden. Cicero hatte die höchsten Aemter bekleidet und sich dabei sehr verdient gemacht. Sein Talent und seine Rechtlichkeit machten ihn zu einem kostbaren Bundesgenossen für die aristokratische Partei, der er sich angeschlossen hatte; er war nicht ohne Einfluß auf das Volk, welches durch seine Rede entzückt wurde; die Provinzen liebten ihn, weil sie ihn mehr als einmal ihre Interessen gegen habsüchtige Administratoren hatten vertheidigen sehen, und noch ganz vor kurzer Zeit hatte ihm Italien seine Liebe zu erkennen gegeben, indem es ihn von Brundisium im Triumph nach Rom begleitete. Brutus stand erst in einem Alter von einunddreißig Jahren; einen großen Theil seines Lebens hatte er fern von Rom in Athen zugebracht, wo er, wie man wußte, sich mit Eifer dem Studium der griechischen Philo-

welche es mir schwer scheint zu antworten, um festzustellen, daß sie allerdings von Brutus und Cicero sind. Ich habe seine Hauptargumente zusammengefaßt in den Recherches sur la manière dont furent recueillies les lettres de Cicéron, ch. V.

sophie gewidmet hatte, auf Cypern und im Orient, wohin er Cato gefolgt war. Er hatte noch keines von den Aemtern, welche eine politische Bedeutung verliehen, bekleidet, und er mußte länger als zehn Jahre warten, ehe er an das Consulat denken konnte. Brutus jedoch war schon eine Persönlichkeit. In seinem ersten Verhältnis mit Cicero kommt ihm dieser trotz ihrer Verschiedenheit an Alter und Würde entgegen, er behandelt ihn rücksichtsvoll und ist für ihn eingenommen. Man möchte sagen, daß dieser junge Mann eine besondere Erwartung von sich erregt hatte, und daß man dunkel ahnte, daß er zu großen Dingen bestimmt sei. Während Cicero in Cilicien war, schrieb Atticus, der ihn dringend bat, einigen Bitten des Brutus gerecht zu werden, an ihn: „Wenn du aus deiner Provinz auch Nichts sonst, als das Wohlwollen dieses Mannes (des Brutus) mit heimbringst, so hast du genug gewonnen[1]." Und Cicero schrieb von ihm zu derselben Zeit: „Er ist schon der Erste unserer Jugend; ich hoffe, daß er bald der Erste im Staate sein wird[2]."

Und wahrlich, Alles schien dem Brutus eine große Zukunft zu verheißen. Er, der aus einer der erlauchtesten Familien von Rom abstammte, hatte eine von den Töchtern des Appius Claudius geheiratet; eine andere war schon mit dem ältesten Sohne des Pompejus vermählt. Durch diese Verbindungen hieng er nach allen Seiten hin mit den einflußreichsten Familien zusammen; aber mehr noch als seine Geburt zeichneten ihn sein Charakter und seine Sitten aus. Er hatte eine strenge Jugend verlebt, er hatte die Philosophie studiert, nicht aus Liebhaberei, als eine der nützlichsten Uebungen des Geistes, sondern als ein Weiser, der sich ihre Lehren zu eigen machen will. Er war aus Athen mit einem großen Rufe der Weisheit zurückgekehrt, den sein sittliches und geregeltes Leben noch mehr befestigte. Die Bewunderung, welche seine Tugend erregte, stieg noch höher, wenn man daran dachte, unter welchen Verhältnissen

1) Ad Att., VI, 1. — 2) Ad fam., III, 11.

sie sich gebildet, und welchen verabscheuungswürdigen Beispielen sie Widerstand geleistet hatte. Seine Mutter Servilia war eine der stärksten Flammen des Cäsar, vielleicht seine erste Liebe gewesen. Sie übte auf denselben immer eine große Gewalt aus und benutzte dies, um sich nach der Schlacht bei Pharsalus zu bereichern, indem sie sich die Güter der Besiegten zuerkennen ließ. Als sie alt geworden war und fühlte, daß der mächtige Dictator sich von ihr lossagen wollte, begünstigte sie, sagt man, um ihn noch fernerhin zu beherrschen, seine Liebe zu einer ihrer Töchter, der Frau des Cassius. Die, welche den Lepidus geheiratet hatte, erfreute sich keines besseren Rufes, und Cicero erzählt in Betreff ihrer eine lustige Geschichte. Ein junger römischer Geck, C. Vedius, hatte es, als er mit großem Gefolge durch Cilicien reiste, für bequem erachtet, einen Theil seiner Effecten bei einem Gastfreunde zu lassen. Zum Unglück starb dieser Gastfreund; das Gepäck des Reisenden wurde wie alles Uebrige gerichtlich versiegelt, und man fand zu allererst die Portraits von fünf großen Damen, unter diesen das von des Brutus Schwester. „Man muß gestehen," sagt Cicero, der keine Gelegenheit zu einem Witz vorüberließ, „daß beide diese ihre Namen mit Recht führen. Der Bruder, weil er so einfältig (brutus) ist, sich mit diesem Menschen einzulassen, und der Mann, weil er die Gefälligkeit hat (lepidus), ein solches Verhältnis mit seiner Frau so leicht zu nehmen[1])." Das war die Familie des Brutus. Was seine Freunde betrifft, so ist es nicht nöthig davon zu sprechen. Man weiß, welches Leben damals die reiche Jugend von Rom führte, und wie ein Cälius, Curio und Dolabella beschaffen waren. Unter allen den Ausschweifungen traten des Brutus strenge Sittlichkeit, seine rastlose Thätigkeit, seine Verachtung der Vergnügungen, sein Geschmack am Studium, den seine bleiche und ernste Physiognomie bekundete, in scharfem Gegensatze hervor. Auch waren Aller Augen auf diesen ernsten jungen Mann gerichtet, der den andern so wenig glich. Wenn man sich ihm

1) Ad Att., VI, 1.

näherte, so konnte man sich nicht eines Gefühls erwehren, was seinem Alter schlecht zu entsprechen schien; denn er flößte Ehrfurcht ein. Selbst die, welche älter waren und höher standen als er, Cicero und Cäsar, mit allem ihrem Ruhme, Antonius, der ihm so wenig glich, seine Feinde, seine Gegner konnten in seiner Gegenwart diesem Eindrucke nicht entgehen. Was noch überraschender ist, ist, daß dieser Eindruck selbst nach seinem Tode fortgedauert hat. Man hat ihn vor seinem Andenken, wie vor seiner Person empfunden; im Leben und im Tode hat er Ehrfurcht geboten. Die offiziellen Geschichtschreiber des Kaiserreiches, Dio, der den Cicero so hart mitgenommen, Vellejus, der Schmeichler des Tiberius, alle haben Respect vor Brutus gehabt. Es scheint, als ob der politische Groll, das Verlangen zu schmeicheln, die Heftigkeit der Parteien sich vor dieser ehrwürdigen Gestalt entwaffnet gefühlt haben.

Bei aller Ehrfurcht vor ihm liebte man ihn. Diese Gefühle sind nicht immer bei einander. Aristoteles verbietet, in dem Drama durchaus vollkommene Helden vorzuführen, aus Furcht, daß sie bei dem Publicum kein Interesse erwecken. In dem Leben ist es fast so wie auf der Bühne: eine gewisse instinctive Scheu hält uns von vorwurfsfreien Personen zurück, und da wir uns gewöhnlich durch unsere gemeinsame Schwäche einander nähern, so fühlt man sich zu dem, was keine Schwäche hat, nicht sehr hingezogen und begnügt sich, die Vollkommenheit aus der Ferne zu respectieren. So war es indessen nicht beim Brutus, und Cicero hat in einer seiner Schriften, die er an ihn richtet, sehr wahr sagen können: „Wer erfreute sich je einer größern Hochachtung und Liebe, als du[1])?“ Der Grund davon liegt darin, daß dieser Mann ohne Schwächen schwach gegen die war, welche er liebte. Seine Mutter und seine Schwestern hatten großen Einfluß auf ihn und haben ihn zu mehr als einem Fehler verleitet. Er hatte viele Freunde, auf deren Rath er, wie ihm Cicero vorwarf, zu sehr hörte; es waren rechtschaffene Leute, die von

---

1) Orat., 10.

Geschäften nichts verstanden; aber Brutus war ihnen so zärtlich zugethan, daß er sich von ihnen nicht losmachen konnte. Sein letzter Schmerz bei Philippi war die Nachricht von dem Tode seines Feldzeugmeisters Flavius und seines Unterfeldherrn Labeo; er vergoß sogar Thränen darüber. Sein letztes Wort vor seinem Tode war, daß er sich glücklich preise, daß keiner von seinen Freunden ihn verrathen habe; diese Treue, welche damals so selten war, tröstete ihn in seinen letzten Augenblicken. Auch seine Legionen, obgleich sie zum Theil aus Cäsar's Veteranen bestanden, und obgleich er sie streng hielt, da er die Plünderer und Nachzügler bestrafte, seine Legionen liebten ihn und blieben ihm treu. Endlich selbst das Volk in Rom, das im Allgemeinen der Sache, die er vertheidigte, feindlich war, bewies ihm mehr als einmal seine Sympathie. Als Octavius die Mörder des Cäsar für Staatsfeinde erklären ließ, so senkte man, als man den Namen des Brutus hörte, allgemein traurig den Kopf, und aus der Mitte des erschrockenen Senates, der die Proscriptionen voraussah, wagte eine Stimme freimüthig zu erklären, daß sie den Brutus nie verurtheilen würde.

Cicero war für Brutus ebenso sehr eingenommen, wie die Andern, aber er trat ihm doch oft entgegen. Ihre Freundschaft war nicht ohne Störungen und Stürme, und trotz der Uebereinstimmung in ihren Meinungen erhoben sich öfter heftige Debatten zwischen ihnen. Ihr Zwiespalt findet in der Verschiedenheit ihrer Charaktere seine Erklärung. Nie waren zwei Freunde unähnlicher. Kein Mensch schien für die Gesellschaft besser geschaffen, als Cicero; er besaß alle dazu erforderlichen Eigenschaften, eine große Geschmeidigkeit in seinen Ansichten, viel Toleranz gegen die Andern, eine hinlängliche Selbstgefälligkeit, das Talent, sich mit Leichtigkeit unter allen Parteien zu bewegen, und eine gewisse natürliche Nachsicht, die ihn Alles auffassen und fast Alles aufnehmen ließ. Obgleich er sehr schlechte Verse gemacht hatte, so besaß er doch eine poetische Anlage, eine seltene Beweglichkeit in der Aufnahme von Eindrücken, eine reizbare Sensibilität, einen geschmeidigen, umfassenden, schnellen

Geist, der schnell die Ideen erfaßte, aber auch schnell wieder fahren ließ und von einem Extrem zum andern übersprang. Er hat nicht einen einzigen ernsten Entschluß gefaßt, den er nicht den folgenden Tag bereut hätte. Jedes Mal, wenn er sich für Etwas erklärte, zeigte er nur im Anfange Lebhaftigkeit und Bestimmtheit, später erkaltete sein Eifer immer mehr. Brutus dagegen besaß keinen rapiden Geist; gewöhnlich zögerte er am Anfange einer Unternehmung und kam nicht sofort zu einer Entscheidung. Ernst und bedächtig gieng er überall allmählich vor; aber hatte er einmal einen Entschluß gefaßt, so versenkte er sich ganz in seine Idee, ohne daß ihn Etwas davon abbringen konnte; er schloß sich ab und concentrierte sich auf dieselbe, er wurde lebendig, entflammte sich für sie durch die Reflexion und hörte zuletzt auf nichts, als auf die unbeugsame Logik, die ihn zur Realisation derselben forttrieb. Er gehörte zu den Geistern, die, wie Saint-Simon sagt, mit Leidenschaft Etwas verfolgen. Sein Starrsinn war seine Kraft, und Cäsar hatte ihn wohl begriffen, wenn er von ihm sagte: „Alles, was er will, will er mit Entschiedenheit[1].“

---

1) Ad Att., XIV, 1. — In dem Museum Campana befand sich eine sehr merkwürdige Statue von Brutus. Der Künstler hat sein Vorbild nicht zu idealisieren gesucht, er scheint vielmehr die volle Wirklichkeit erstrebt zu haben; aber man erkennt deutlich den Brutus. Die niedrige Stirn, die so stark hervortretenden Gesichtsknochen lassen einen begrenzten Geist und einen eigensinnigen Charakter ahnen. Die Gestalt hat ein fieberhaftes und krankes Ansehn; sie ist jung und alt zugleich, wie es sich an denen, die keine Jugend gehabt haben, zeigt. Man bemerkt an ihr besonders eine auffallende Traurigkeit, die eines von der Last eines großen und verhängnisvollen Geschickes niedergedrückten Menschen. An der schönen, im Museum des Capitols sich befindenden Brutusbüste ist das Gesicht voller und schöner. Milde und Traurigkeit sind auf ihr ebenfalls vorhanden, das kränkliche Ansehn fehlt. Die Züge gleichen ganz denen, welche man auf der berühmten Münze findet, die während der letzten Jahre des Brutus geschlagen wurde, und die auf ihrer Rückseite eine phrygische Mütze zwischen zwei Dolchen, mit der drohenden Umschrift: Idus Martiae führt. Michel Angelo hatte eine Büste des Brutus angefangen,

Zwei Freunde, die sich so wenig ähnlich waren, mußten natürlich bei jeder Gelegenheit gegen einander gerathen. Ihre ersten Differenzen waren litterarische. Es bestand damals vor Gericht die Gewohnheit, eine wichtige Rechtssache unter mehrere Redner zu vertheilen; jeder übernahm die Partie, die für sein Talent am besten paßte. Cicero, der genöthigt war, oft vor den Richtern zu erscheinen, fand sich dort mit seinen Freunden und Schülern ein und übergab ihnen einen Theil seiner Aufgabe, um ihr genügen zu können. Oft behielt er für sich nur die Peroratio, wo seine reiche und begeisterte Beredsamkeit sich in vollem Maße zeigte, und überließ jenen das Uebrige. So plaidierte im Anfange ihrer Freundschaft Brutus an seiner Seite und unter seiner Leitung. Indessen Brutus gehörte nicht seiner Schule an; denn er, ein fanatischer Bewunderer des Demosthenes, dessen Bildsäule er unter denen seiner Ahnen hatte aufstellen lassen, herangebildet an dem Studium der Attiker, suchte ihre elegante Ruhe und ihre nervigte Gedrängtheit zu reproducieren. Tacitus sagt, daß seine Bemühungen nicht immer glücklich waren; weil er den Schmuck und das Pathetische zu sehr zu vermeiden suchte, wurde er matt und kalt; indem er die Präcision und Kraft zu sehr liebte, wurde er trocken und geschraubt. Das waren Fehler, die Cicero misbilligte, und er, der außerdem in dieser Beredsamkeit, die viele Nachahmer fand und gleichsam eine Schule bildete, eine Kritik der seinigen erblickte, versuchte alle möglichen Mittel, um den Brutus anderes Sinnes zu machen; aber es gelang ihm nicht, und darum verständigten sie sich nie in diesem Puncte. Nach Cäsar's Tode, und als es sich um etwas ganz Anderes als um litterarische Debatten handelte, schickte Brutus seinem Freunde die Rede, die er auf dem Capitol gehalten hatte, mit der Bitte, sie durchzusehen. Cicero hütete sich wohl, etwas daran umzuändern; denn er kannte zu sehr aus Erfahrung die Eigenliebe der Schriftsteller und wollte

---

deren Entwurf man in Florenz sehen kann. Es war keine Phantasiestudie, und man sieht, daß er sich antiker Portraits bedient hat, die er idealisierte.

nicht Gefahr laufen den Brutus dadurch zu verletzen, daß er es besser als er zu machen versuchte. Uebrigens erschien ihm die Rede sehr schön, und er schrieb an Atticus, daß man nichts Eleganteres und besser Geschriebenes finden könne. „Jedoch," setzte er hinzu, „wenn ich die Sache zu behandeln gehabt hätte, hätte ich noch feuriger geschrieben[1])." Dem Brutus fehlte es wahrlich nicht an Feuer, aber es war ein verborgenes und gemäßigtes Feuer, welches sich nur der nächsten Umgebung mittheilte, und es widerstrebte ihm, solche gewaltige Erschütterung und solch feuriges Pathos anzuwenden, ohne welches man den großen Haufen nicht fortreißt.

Er war also für Cicero kein treuer Schüler, ja man kann sagen, daß er eben so wenig ein bequemer Freund für ihn war. Es fehlte ihm an Schmiegsamkeit in seinem Umgange mit den Menschen, und sein Ton war immer hart und heftig. Im Anfange ihres Verhältnisses fand Cicero, der daran gewöhnt war, von den höchsten Personen mit Rücksicht behandelt zu werden, die Briefe dieses jungen Mannes scharf und hochmüthig und fühlte sich von ihnen verletzt. Das war aber nicht der einzige Vorwurf, den er ihm zu machen hatte. Man kennt die reizbare, argwöhnische, prätentiöse Eitelkeit des großen Consularen; man weiß, wie sehr er das Lob liebte; er ertheilte es sich ja selbst ganz offen, er erwartete es von den Andern, und wenn sie damit zögerten, so schämte er sich nicht, es zu fordern. Seine Freunde waren im Allgemeinen nachsichtig gegen diese naive Schwäche und warteten nicht, von ihm aufgefordert zu werden, ihn zu loben. Brutus allein that es nicht; er liebte die Offenheit und sprach ohne Rücksicht aus, was er auf dem Herzen hatte. Auch Cicero beklagte sich oft, daß er mit ihm um das Lob feilschen müsse; ja einmal sogar war er auf ihn ernstlich böse. Es handelte sich um das große Consulat und um den Beschluß, in Folge dessen Lentulus und die Genossen des Catilina bestraft wurden. Es war die entschiedenste Handlung des Cicero in seinem Leben,

1) Ad Att., XV, 1, 13

und mit Recht konnte er stolz darauf sein, weil er sie mit dem Exil bezahlt hatte. Brutus schmälerte in der Darstellung, welche er von diesem Tage machte, zum Vortheil seines Oheims Cato, den Antheil, den Cicero daran gehabt hatte. Er lobte ihn blos deshalb, weil er die Verschwörung bestraft, ohne auszusprechen, daß er sie entdeckt habe, und begnügte sich, ihn einen wackern Consul zu nennen. „Wer von meinen Feinden," sagte Cicero unwillig, „hat sich kühler ausgedrückt[1])?" Jedoch waren dies nur kleine Differenzen der Eigenliebe, die sich leicht ausgleichen konnten. Folgendes aber ist eine ernstere Meinungsverschiedenheit, die wohl werth ist, daß man dabei verweile, weil sie über die römische Gesellschaft jener Zeit viel zu denken gibt.

Im Jahre 702, also kurze Zeit darauf, als seine Freundschaft mit Brutus begonnen hatte, reiste Cicero als Proconsul nach Cilicien ab. Er hatte sich um diese Function nicht bemüht, denn er wußte, mit welchen Schwierigkeiten er dort zu kämpfen haben würde. Er reiste ab, entschlossen, seine Pflicht zu erfüllen, und er konnte sie nicht erfüllen, ohne zugleich die Patrizier, seine Gönner, und die Ritter, seine Schützlinge und Clienten, gegen sich zu erregen. Patrizier und Ritter, sonst Feinde gegen einander, waren ganz einverstanden in Betreff der Plünderung der Provinzen. Die Ritter, Pächter der Staatseinkünfte, hatten nur einen Gedanken. Sie wollten in fünf Jahren, das war die gewöhnliche Dauer ihrer Pachtzeit, reich sein. Auch forderten sie ohne Erbarmen den Zehnten von dem Ertrage des Bodens, den zwanzigsten Theil von den Waaren, in den Häfen den Eingangszoll, das Weiderecht im Innern des Landes, kurz alle Abgaben, welche Rom den unterworfenen Völkern auferlegt hatte. Bei ihrer Habgier respectierten sie Nichts; Titus Livius hat dies harte Urtheil über sie ausgesprochen: „Ueberall, wohin ein Publicane dringt, ist keine Gerechtigkeit, noch Freiheit für Jemanden[2])." Es wurde den unglück-

1) Ad Att., XII, 21. — 2) Liv., XLV, 18.

lichen Städten sehr schwer, diese hartherzigen Finanzpächter zu sättigen; fast überall waren die von ungeschickten Beamten verwalteten oder von unehrlichen Beamten geplünderten Kassen leer. Dennoch mußte man um jeden Preis Geld haben. Von wem konnte man nun solches fordern, wenn nicht von den Banquiers in Rom, die seit einem Jahrhundert die Banquiers der ganzen Welt geworden waren? An diese also wandte man sich. Einige derselben waren so reich, daß sie aus ihrem Privatvermögen den Städten oder fremden Herrschern liehen, wie Rabirius Postumus, für den Cicero plaidiert hat, und der dem Könige von Aegypten das nöthige Geld vorschoß, um sein Reich wieder zu erobern. Andere, die weniger Gefahr laufen wollten, bildeten Finanzgesellschaften, denen die berühmtesten Römer ihre Fonds brachten. So war Pompejus mit einer beträchtlichen Summe bei einer der Commanditen betheiligt, welche Cluvius von Puteoli begründet hatte. Alle diese Verleiher, Privatpersonen oder Gesellschaften, Ritter oder Patrizier waren sehr wenig ängstlich und schossen ihr Geld nur zu enormen Zinsen vor, gewöhnlich zu vier oder fünf Prozent monatlich. Die Schwierigkeit für sie bestand darin, zu ihrem Gelde zu kommen. Da nur ganz ruinierte Leute sich so harten Bedingungen unterwerfen, so ist das Geld, welches man zu so hohen Zinsen gibt, immer preisgegeben. Wann der Zahlungstermin kam, dann war die arme Stadt weniger als je im Stande zu zahlen; sie machte tausend Einwendungen, sprach davon, sich bei dem Senate zu beklagen, und rief den Schutz des Proconsuls an. Zum Unglück für sie war der Proconsul sehr oft ein Genosse ihrer Feinde, der seinen Antheil an dem Gewinn derselben hatte. Die Gläubiger, welche sich seiner Beihilfe versichert hatten, indem sie ihn gut bezahlten, schickten dann in die Provinz einen Freigelassenen oder irgend einen Geschäftsmann, der sie vertrat; der Proconsul, welcher die Staatsgewalt dem Dienste der Privatinteressen unterordnete, gab diesem Mandatar die Macht eines Legaten, einige Soldaten, Vollmachten, und wenn nicht schnell ein befriedigendes Arrangement zu Stande kam, so erfuhr die zahlungs-

unfähige Stadt im tiefen Frieden die Greuel einer Belagerung und einer offiziellen Plünderung. Derjenige Proconsul, welcher solche Misbräuche nicht dulden und, wie sich Cicero ausdrückt, die Provinzen von dem Tode retten wollte, erregte natürlich den Zorn aller derjenigen, welche von dem Tode der Provinzen lebten. Die Ritter, die großen Herrn, welche ihr Geld nicht wieder erhielten, wurden seine Todfeinde. Es blieb ihm zwar die Dankbarkeit der Provinzen, aber das war sehr wenig. Man hatte bemerkt, daß in den Ländern des Orients, „die durch eine lange Knechtschaft an eine widerliche Schmeichelei gewöhnt waren[1]," die Statthalter, welche die meisten Huldigungen empfiengen, und denen man die meisten Bildsäulen errichtete, gerade diejenigen waren, die am meisten gestohlen hatten, weil man sie mehr fürchtete. Cicero's Vorgänger hatte Cilicien gänzlich zu Grunde gerichtet; dennoch dachte man daran, ihm einen Tempel zu erbauen. Das sind einige von den Schwierigkeiten, denen sich ein ehrlicher Statthalter aussetzte, wann sich überhaupt dergleichen fanden. Cicero entzog sich ihnen auf eine ehrenvolle Weise. Selten ist in der römischen Republik eine Provinz so gut verwaltet worden wie die seinige; aber er erntete nur wenig Dank, wenig Geld, viel Feinde dafür und hätte sich beinahe mit Brutus entzweit.

Brutus, wer sollte es glauben? hatte die Hand mit im Spiele bei solchen Geschäften. Er hatte dem Könige von Armenien, Ariobarzanes, einem von den kleinen Fürsten, die Rom aus Mitleid leben ließ, und der Stadt Salamis auf der Insel Cypern Geld geliehen. Dem Cicero, als er abreiste, legte Atticus, der selbst, wie man weiß, solchen Gewinn nicht verschmähte, diese beiden Angelegenheiten sehr ans Herz; aber Brutus hatte seine Capitalien schlecht angelegt, und es war Cicero nicht möglich, ihm zu seinem Gelde zu verhelfen. Ariobarzanes hatte viel Gläubiger und bezahlte keinem. „Es gibt auf der Welt kein Reich," sagte Cicero, „das

1) Cic. ad Quint., I, 1.

ärger ausgeplündert, keinen König, der so blutarm wäre [1])." Man konnte nichts erhalten. Was die Angelegenheit von Salamis betrifft, so war sie anfänglich ernsterer Art. Brutus hatte nicht sogleich zu erklären gewagt, daß er direct dabei betheiligt sei, so enorm waren die Zinsen und so großes Aergerniß hatte das, was vorangegangen war, gegeben. Ein gewisser Scaptius, des Brutus Freund, hatte den Bewohnern von Salamis eine bedeutende Summe zu monatlich vier Prozent gegeben. Da sie dieselbe nicht wieder erstatten konnten, so hatte er, wie es gewöhnlich war, von Appius, Cicero's Vorgänger, eine Schwadron Cavallerie erhalten, mit der er den Senat von Salamis so eng eingeschlossen hatte, daß fünf Senatoren vor Hunger gestorben waren. Cicero war darüber empört, als er dies Verfahren vernahm, und beeilte sich, die Soldaten, von denen man einen so schlechten Gebrauch gemacht hatte, zurückzurufen. Er glaubte nur einem Günstlinge des Brutus zu schaden. Als aber die Sache eine schlimmere Wendung nahm, entdeckte sich Brutus mehr, damit Cicero sich willfähriger zeige, sie zu ordnen. Als er sah, daß er nur noch die Hoffnung hatte, mit großem Verluste zu seinem Gelde zu kommen, wurde er ganz böse und entschloß sich zu erklären, daß Scaptius nur ein angenommener Name und er selbst der eigentliche Gläubiger der Salaminier sei.

Das Erstaunen, welches Cicero empfand, als er dies erfuhr, wird von Jedermann getheilt werden, so sehr scheint die Handlung des Brutus mit seinem ganzen Benehmen in Misklang zu stehen. Sicherlich können seine Uneigennützigkeit und seine Rechtlichkeit nicht in Zweifel gezogen werden. Einige Jahre zuvor hatte Cato derselben die glänzendste Anerkennung erwiesen, als er, nicht wissend, wem er sich anvertrauen solle, denn die Ehrenmänner waren selbst in seiner nächsten Umgebung selten, ihm übertragen hatte, den Schatz des Königs von Cypern in Empfang zu nehmen und nach Rom zu bringen. Wir können also versichert sein, daß, wenn

1) Ad Att., VI, 1.

Brutus so mit den Salaminiern verfahren ist, er es thun zu können geglaubt hat. Er folgte dem Beispiele der Andern, er huldigte einem Vorurtheil, welches rings um ihn allgemein verbreitet war. Für die Römer dieser Zeit waren die Provinzen noch eroberte Länder. Die Zeit nach ihrer Unterwerfung war zu kurz, als daß die Erinnerung an ihre Niederlage sich verwischt hätte. Man setzte voraus, daß sie es nicht vergessen hätten, was zu dem Mistrauen gegen sie nöthigte; in jedem Falle erinnerte man sich daran, und man glaubte sich immer gegen sie mit dem furchtbaren Kriegsrechte, gegen welches Niemand in dem Alterthume Einspruch gethan hat, gerüstet. Da die Güter des Besiegten alle dem Sieger gehörten, so glaubte man, weit entfernt, sich deshalb anzuklagen, daß man ihnen nahm, was man ihnen raubte, ihnen zu geben, was man nicht nahm, und vielleicht hielt man sich im Grunde des Herzens für großmüthig, wenn man ihnen etwas ließ. Die Provinzen wurden also als das Staatsgut und das Eigenthum des römischen Volkes (praedia, agri fructuarii populi Romani) betrachtet, und man behandelte sie folglich als solches. Wenn man Rücksicht auf sie nahm, so geschah das nicht aus Mitleid oder aus besonderer Zuneigung, sondern aus Klugheit und um dem Beispiele der guten Eigenthümer zu folgen, die sich sehr hüten, ihr Land zu erschöpfen, wenn sie mit einem Male zu viel von ihm verlangen. Das war der Sinn der Gesetze, welche unter der Republik gegeben wurden, um die Provinzen zu schützen; die Humanität kam dabei weniger in Betracht, als das wohl berechnete Interesse, welches dadurch, daß es in der Gegenwart mit einer gewissen Behutsamkeit hervortritt, auf die Zukunft bedacht ist. Offenbar acceptierte Brutus vollkommen diese Art und Weise, die Rechte des Siegers und das Verhältnis des Besiegten zu betrachten. Wir berühren hier eine der größten Schwächen dieses biedern, aber engherzigen Mannes. Auferzogen in den egoistischen Vorstellungen der römischen Aristokratie, konnte er die engen Schranken nicht durchbrechen, noch sich zu der geistigen Höhe aufschwingen, um die Mängel derselben zu erkennen; er fügte sich ohne Widerstreben bis

zu dem Tage, wo seine natürliche Sanftmuth und Humanität das Uebergewicht über die Erinnerungen seiner Erziehung und die Traditionen seiner Partei gewannen. Die Art und Weise, wie er in den von ihm verwalteten Provinzen verfahren ist, zeigt, daß sein Leben nur ein Kampf zwischen der Geradheit seines Charakters und jenen gebieterischen Vorurtheilen war. Nachdem er die Salaminier durch seine Zinsen zu Grunde gerichtet hatte, verwaltete er das cisalpinische Gallien mit einer Uneigennützigkeit, die ihm Ehre machte, und während man ihn auf der Insel Cypern verwünschte, lebte zu Mailand bis unter Augustus die Erinnerung an seine wohlthuende Verwaltung fort. Derselbe Contrast findet sich in seinem letzten Feldzuge; er weinte vor Schmerz, als er die Einwohner von Xanthus sich der Zerstörung ihrer Stadt widersetzen sah, und am Tage vor Philippi versprach er seinen Soldaten die Plünderung von Thessalonice und Lacedämon. Dies ist der einzige große Fehler, den Plutarchos in seinem ganzen Leben zu tadeln findet; es war das Erwachen eines hartnäckigen Vorurtheils, dem er sich trotz seinem rechtlichen Sinne nicht entziehen konnte, und welches die Herrschaft beweist, die jene Gesellschaft, in welche ihn seine Geburt gesetzt hatte, bis ans Ende auf ihn ausübte.

Indessen war dies Vorurtheil noch kein allgemeines geworden. Cicero, der als Neugeadelter sich leichter vor der Tyrannei der Traditionen bewahren konnte, hatte gegen die Provinzen stets eine größere Humanität gezeigt und den scandalosen Gewinn, welchen man aus ihnen zog, getadelt. In seinem Briefe [1]) an seinen Bruder stellte er offen den ganz neuen Grundsatz auf, daß man die Provinzen nicht in dem ausschließlichen Interesse des römischen Volkes, sondern auch in ihrem Interesse verwalten müsse, und zwar der Art, daß man ihnen das größtmögliche Glück und Wohlbefinden zukommen läßt. Das suchte er in Cilicien durchzuführen; auch war ihm des Brutus Verfahren sehr zuwider. Er schlug es rund ab, sich

1) Ad Quint., I, 1.

solchem Verfahren anzuschließen, obgleich Atticus, der ein weiteres Gewissen in dieser Hinsicht hatte, ihn dringend darum bat: „Es thut mir leid," antwortete er ihm, „daß ich den Beifall des Brutus nicht haben kann, und noch mehr schmerzt es mich, daß ich ihn so ganz anders finde, als ich ihn mir vorgestellt habe[1])." — „Wenn er mich verdammt," sagte er anderswo, „so will ich solche Freunde nicht haben. Wenigstens bin ich versichert, daß sein Oheim Cato mich nicht verdammen wird[2])."

Diese Worte waren bitter. Ohne Zweifel würde ihre Freundschaft durch diese Erörterungen sehr gelitten haben, wenn die ernsten Ereignisse, welche damals eintraten, sie nicht von Neuem wieder einander genähert hätten. Cicero war kaum aus Cilicien zurück, als der längst vorhergesehene Bürgerkrieg ausbrach. Die particularen Zwistigkeiten mußten vor diesem großen Conflicte verschwinden. Außerdem stimmten damals Cicero und Brutus in politischer Hinsicht auf eine seltsame Weise überein. Beide hatten sich in das Feldlager des Pompejus begeben, aber beide hatten es ohne Begeisterung und ohne Leidenschaft gethan, vielmehr brachten sie ein Opfer, welches ihre Pflicht forderte. Brutus liebte den Cäsar, der ihm bei jeder Gelegenheit ein väterliches Wohlwollen zu erkennen gab, und was noch mehr ist, er haßte den Pompejus. Abgesehen davon, daß des Pompejus hohe Eitelkeit nicht geeignet war, ihm zu gefallen, so verzieh er ihm nicht den Tod seines Vaters, der während der Bürgerkriege des Sulla ermordet war. Indessen vergaß er bei dieser öffentlichen Gefahr seine Auszeichnungen und seinen Haß und begab sich nach Thessalien, wo sich schon die Consuln und der Senat befanden. In dem Feldlager des Pompejus machte er sich, wie wir wissen, durch seinen Eifer bemerkbar[3]); jedoch ereignete sich dort Vieles, was ihn kränken mußte, und ohne Zweifel fand er, daß zu viel Groll, zu viel persönlicher Ehrgeiz sich in die Sache der Freiheit, die allein er vertheidigen wollte, mischten. Das mis-

1) Ad Att., VI, 1. — 2) ib., V, 21, — 3) ib., XI, 4.

fiel auch seinem Freunde Cicero und seinem Schwager Cassius, und diese letzteren beiden, empört über die Sprache aller der Wüthenden, die den Pompejus umgaben, faßten den Entschluß, den Krieg nicht auf das Aeußerste zu treiben, so wie es die Andern wollten. „Ich erinnere mich noch," schrieb später Cicero an Cassius, „jener vertraulichen Unterredungen, bei welchen wir nach langer Ueberlegung auf den Gedanken kamen, es müsse von dem Ausfalle einer Hauptschlacht, wenn auch nicht die ganze Sache (der Pompejaner), doch jedenfalls unsere Ansicht abhängig gemacht werden[1])." Man weiß nicht, ob Brutus bei dieser Unterredung seiner beiden Freunde zugegen war; gewiß ist, daß sie alle drei einverstanden handelten. Cicero lehnte am Tage nach der Schlacht bei Pharsalus das Commando über die Trümmer der republikanischen Armee ab; Cassius übergab dem Cäsar sofort die Flotte, welche er befehligte, und Brutus that als Mann von Herz während der Schlacht seine Pflicht; aber als die Schlacht zu Ende war, glaubte er genug gethan zu haben und gieng zum Sieger über, der ihn mit Freuden aufnahm, ihn bei Seite nahm, sich mit ihm unterredete und zuletzt einiges Licht über den Rückzug des Pompejus erhielt. Nach dieser Unterredung war Brutus ganz gewonnen; er begab sich nicht nur nicht zu den Republikanern, die in Africa kämpften, sondern er folgte dem Cäsar zu der Eroberung von Aegypten und Asien.

---

1) Ad fam., XV, 15.

II.

Brutus war zur Zeit der Schlacht von Pharsalus siebenunddreißig Jahre alt. Das war für die Römer das Alter der politischen Thätigkeit. Gewöhnlich war man alsdann Quästor oder Aedil geworden; man hatte die Prätur und das Consulat vor sich, und man suchte durch wackere Kämpfe auf dem Forum oder in der Curie sich die Bahn dazu zu ebenen. Das Schönste, was sich jeder junge Mann bei seinem Eintritt in die Bahn des öffentlichen Lebens dachte, war, diese hohen Ehrenämter in dem Alter, wo es die Gesetze gestatteten, zu erlangen, die Prätur im Alter von vierzig, das Consulat in dem Alter von dreiundvierzig Jahren; und es war nichts Ehrenvolleres, als sagen zu können: Ich bin Prätor oder Consul in dem Alter, wo ich es sein kann (meo anno), gewesen." Wenn nun glücklicher Weise, während man diese Würde bekleidete, das Geschick einen bedeutenden Krieg herbeiführte, welcher die Gelegenheit gab, fünftausend Feinde zu erschlagen, so erhielt man den Triumph, und es blieb Nichts weiter zu wünschen zu übrig.

Es ist nicht zweifelhaft, daß Brutus wie die Andern diese Hoffnung gehegt hatte, und es ist gewiß, daß seine Geburt und seine Talente ihm gestattet haben würden, sie zu verwirklichen; Pharsalus warf alle diese Entwürfe nieder. Die Ehrenämter waren ihm nicht verschlossen, denn er war der Freund desjenigen, der sie vergab; aber sie waren nur noch eitle Titel, seitdem ein Mann in Wirklichkeit die ganze Macht für sich genommen hatte. Dieser Mann wollte durchaus der alleinige Herr sein, und er ließ Niemanden zu, die Gewalt mit ihm zu theilen. „Er hört nicht einmal auf den Rath seiner Freunde," sagte Cicero, „sondern blos auf sich selbst[1])." Für die Andern gab es kein politisches Leben mehr. Es begegnete also selbst denen, welche unter dem neuen Regime ein Amt bekleideten, daß sie sich ohne

1) Ad fam., IV, 9.

Beschäftigung fühlten, zumal nach den ungestümen Bewegungen der vorangehenden Jahre. Der Gott gab, wie Vergilius sagt, Jedem Muße. Brutus wandte diese Muße an, um sich den Studien seiner Jugend, die er mehr unterbrochen als aufgegeben hatte, wieder zu überlassen. Sich diesen wieder zuwenden hieß sich noch enger an Cicero anschließen.

Er hatte ihn nicht vergessen; während er dem Cäsar nach Asien folgte, hatte er erfahren, daß sein Freund, der sich nach Brundisium zurückgezogen, dort sowohl von den Drohungen der Cäsarianer, die ihm nicht verziehen, daß er nach Pharsalus gegangen war, als auch von dem Haß der Pompejaner, die ihm vorwarfen, daß er zu schnell wieder von da zurückgekommen sei, zu leiden hatte. Dieser Unwille hatte den Cicero, der, wie man weiß, nicht viel Energie besaß, sehr niedergebeugt. Brutus schrieb an ihn, um ihn wieder aufzurichten: „Du hast Thaten vollbracht," sagte er, „die trotz deinem Schweigen von dir sprechen, die nach deinem Tode fortleben und durch die Rettung des Staates, wenn er gerettet wird, durch seinen Untergang, wenn er es nicht wird, auf immer zu Gunsten deines politischen Verfahrens zeugen werden[1])." Cicero sagte, als er diesen Brief las, es komme ihm vor, als ob er eine lange Krankheit überstanden habe und die Augen dem Lichte wieder öffne. Als Brutus nach Rom zurückgekehrt war, schlossen sie sich inniger an einander. Indem sie sich besser kennen lernten, fiengen sie an sich gegenseitig mehr zu achten. Cicero, der eine so lebhafte Phantasie besaß, dessen Herz trotz seiner sechszig Jahre so jugendlich war, verliebte sich vollständig in Brutus. Dieser beständige Umgang mit einem so vortrefflichen Geiste, mit einem so geraden Charakter gab seinem Talente neues Leben und neue Frische. In den schönen Schriften, die er in jener Zeit veröffentlicht, und die rasch aufeinander folgen, nimmt sein Freund überall einen bedeutenden Platz ein. Man sieht, daß sein Herz voll von ihm ist, er spricht von ihm, so oft er kann; er wird nicht müde ihn zu loben; er will vor allen Dingen seinen

1) Cic., Brut., 96.

Beifall; man möchte sagen, er sehnt sich nach nichts mehr, als nach dem Lobe und der Freundschaft des Brutus.

Das Studium der Philosophie ist es besonders, was sie vereint. Beide liebten und trieben sie seit ihrer Jugend; es schien als ob beide sie noch mehr liebten und eifriger trieben, nachdem die Herrschaft des Einen sie von den öffentlichen Geschäften entfernt hatte. Cicero, der sich der Ruhe nicht hingeben konnte, richtete seine ganze Thätigkeit auf dieselbe. „Griechenland wird alt," sagte er zu seinen Freunden und Schülern, „entreißen wir ihm seinen philosophischen Ruhm[1];" und er machte sich zuerst ans Werk. Er tappte anfänglich einige Zeit herum und fand nicht sofort die Philosophie, die seinen Landsleuten zusagte. Einen Augenblick gerieth er in Versuchung, diese zu den Untersuchungen der subtilen Metaphysik, die dem praktischen Geiste der Römer widerstrebten, hinzuleiten. Er übersetzte den Timaios, das heißt, die dunkelste Partie in der Philosophie des Platon; aber er erkannte bald seinen Fehlgriff, und schnell verließ er diese Bahn, auf der er sich ganz allein befunden hätte. In den Tusculanen kam er auf die Fragen der angewandten Moral zurück und verharrte dabei. Die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Leidenschaften, das eigentliche Wesen der Tugend, die Stufenleiter der Pflichten, alle diese Probleme, die sich ein sittlicher Mensch sein Leben hindurch stellt, besonders das, vor welchem er oft zurückweicht, aber das stets mit ener fürchterlichen Hartnäckigkeit wieder hervortritt und zu gewissen Augenblicken die materiellsten und am meisten irdischen Seelen ängstigt, die Zukunft nach dem Tode, das Alles untersucht er ohne dialektische Spitzfindigkeit, ohne Schulweisheit, ohne Systempartei; weniger darum bekümmert, neue Ideen aufzustellen, als fast überall praktische und vernünftige Principien aufzunehmen. Das ist der Charakter der römischen Philosophie, den man sich wohl in Acht nehmen muß zu lästern; denn ihre Rolle in der Welt ist groß gewesen, und durch sie ist die Weisheit

1) Tusc., II, 2.

der Griechen, die reeller und zugleich verständlicher wurde, bis zu den Völkern des Occidents gedrungen. Diese Philosophie datiert von Pharsalus her, wie die Monarchie, und sie verdankt viel dem Siege des Cäsar, der, indem er das politische Leben unterdrückte, die wißbegierigen Geister zwang, ein anderes Feld für ihre Thätigkeit zu suchen. Anfänglich von allen bekümmerten und müßigen Seelen mit Enthusiasmus aufgenommen, wurde sie immer populärer in dem Maße, wie die Herrschaft der Kaiser drückender wurde. Dieser absoluten Herrschaft, welche die Macht auf die äußern Handlungen ausübte, war man glücklich den vollen Besitz seiner selbst, welchen die Philosophie gibt, entgegenzustellen; indem man sich mit sich selbst beschäftigte, sich in sich selbst versenkte, entzog man sich von der einen Seite der Tyrannei des Machthabers, und indem man suchte sich selbst kennen zu lernen, schien man das Feld zu erweitern, wo seine Macht keinen Zugang hatte. Die Kaiser begriffen das wohl; sie waren die Todfeinde einer Wissenschaft, die sich erlaubte ihre Macht zu beschränken. Mit der Geschichte, welche unangenehme Erinnerungen ins Gedächtnis zurückrief, wurde sie ihnen bald verdächtig; „es waren," sagt Tacitus, „den Fürsten zwei misliebige Namen, ingrata principibus nomina."

Ich brauche nicht nachzuweisen, warum alle philosophischen Schriften, die gegen das Ende der Republik oder unter der Kaiserherrschaft erschienen, eine weit größere Bedeutung haben, als die Bücher, welche wir heut zu Tage über dieselben Gegenstände schreiben. Man hat dies schon zu gut erklärt, als daß ich nöthig hätte, darauf zurückzukommen[1]). Es ist gewiß, daß in jener Zeit, wo sich die Religion auf den Cultus beschränkte, wo ihre Bücher nur Sammlungen von Formeln und das Ceremoniell mit allen minutiösen Einzelheiten enthielten, und wo sie ihren Adepten nur die Wissenschaft, ritualmäßig die Opfer zu vollziehen, zu lehren bemüht war, die Philosophie

---

1) Siehe hierüber die interessante Schrift Martha's: les Moralistes sous l'Empire romain.

allein allen edeln und beunruhigten Gemüthern, die ohne Leitung hin- und herschwankten und eine zu finden begehrten, das lehren konnte, dessen sie bedurften. Man darf also nicht vergessen, wenn man eine ethische Schrift aus jener Epoche liest, daß sie nicht allein für die müßigen Gelehrten, die sich an schönen Reden ergötzen, geschrieben waren, sondern für diejenigen, welche Lucretius darstellt als aufs Gerathewohl suchend nach dem Wege des Lebens; man muß sich sagen, daß man diese Vorschriften geübt, daß diese Theorien Lebensregeln geworden sind, und daß so zu sagen diese ganze Moral Leben gehabt hat. Man betrachte zum Beispiel das erste Buch der Tusculanen. Cicero will darin beweisen, daß der Tod kein Uebel ist. Welch ein Gemeinplatz dem Anscheine nach, und wie schwer ist es uns, alle die schönen Entwickelungen darin nicht als eine oratorische Uebung und eine schulmäßige Ausarbeitung anzusehen! Und doch ist es nicht so, die Generation, für die sie geschrieben waren, fand darin etwas Anderes. Sie las dieselben kurz vor den Proscriptionen, um ihre Kräfte zu stählen, und wurde durch diese Lectüre fester, entschlossener, besser vorbereitet, um das große Unglück, das man voraussah, zu ertragen. Atticus selbst, der Egoist Atticus, der so fern davon war, sein Leben für Jemanden zu opfern, er gewann durch diese Schrift eine bisher unbekannte Energie. „Du sagst," schreibt ihm Cicero, „daß dich das erste Gespräch in meinen Tusculanen aufrichtet. Das freut mich. Es gibt kein Mittel dem Feinde zu entfliehen, das besser wäre und uns leichter zu Gebot stände[1])." Dies Mittel war der Tod. Wie viele haben davon Gebrauch gemacht! Niemals hat man eine so unglaubliche Verachtung des Lebens gesehen, nie hat der Tod weniger Furcht erregt. Seit Cato wird der Selbstmord eine ansteckende Krankheit, ein Wahnsinn. Die Besiegten, Juba, Petrejus, Scipio kennen keine andere Weise sich vor dem Sieger zu retten. Laterensis ermordet sich aus Schmerz, als er seinen Freund Lepidus die Republik verrathen sieht; Sca-

1) Ad Att., XV, 2.

pula, der in Corduba nicht mehr Widerstand leisten kann, läßt einen Scheiterhaufen errichten und verbrennt sich lebendig; als Decimus Brutus auf der Flucht zaudert, zu diesem heroischen Mittel zu greifen, ermordet sich sein Freund Blasius vor seinen Augen, um ihm ein Beispiel zu geben. Bei Philippi ist es eine wahre Raserei. Selbst diejenigen, welche sich retten konnten, suchen nicht ihre Niederlage zu überleben. Quintilius Varus legt den Schmuck seiner Würde an und läßt sich durch einen Sclaven ermorden; Labeo gräbt selbst sein Grab und ermordet sich an dem Rande desselben; der junge Cato, aus Furcht verschont zu werden, wirft seinen Helm hin und nennt laut seinen Namen; Cassius verliert die Geduld und ermordet sich zu früh; Brutus schließt die Liste durch einen staunenswerthen Selbstmord voll Ruhe und Würde. Welch seltsamer und entsetzlicher Commentar zu den Tusculanen, und wie hört diese allgemeine Wahrheit, die von so vielen beherzten Leuten ausgeübt wurde, auf ein Gemeinplatz zu sein!

Mit demselben Geiste muß man die zu kurzen Fragmente, welche von den philosophischen Werken des Brutus noch vorhanden sind, studieren. Alle allgemeinen Gedanken, die man darin findet, werden nicht mehr geringfügig und vage erscheinen, wenn man bedenkt, daß der, welcher sie ausgesprochen hat, sie auch praktisch in seinem Leben auszuführen bestrebt gewesen ist. Die berühmteste unter allen Schriften des Brutus ist die Abhandlung über die Tugend, an Cicero gerichtet und beider würdig. Es war ein vortreffliches Werk, das besonders deshalb gefiel, weil man erkannte, daß der Autor von Allem, was er sagte, fest überzeugt war[1]). Es ist uns daraus eine sehr wichtige Stelle durch Seneca erhalten worden. Hier erzählt Brutus, daß er von einem Besuche bei M. Marcellus in Mitylene komme, demjenigen, welchem Cäsar später auf Cicero's Bitte verzieh. Er hat ihn ganz vertieft in ernste Studien gefunden, ihn, der Rom und seine Freuden leicht vergessen

1) Quint., X, 1.

hatte und in der Stille und Ruhe sich eines Glückes erfreute, welches er nie gekannt hatte. „Als ich ihn verlassen mußte,“ sagt er, „und ich sah, daß ich ohne ihn weggieng, da kam es mir vor, als ob ich ins Exil gienge, und nicht Marcellus, der zurückblieb[1]).“ Aus diesem Beispiele schließt er, daß man über seine Verbannung nicht klagen muß, weil man seine ganze Tugend mitnehmen kann. Die Moral des Buches war, daß man zu einem glücklichen Leben nur sich nöthig hat. Das ist wieder ein Gemeinplatz, wenn man will; aber indem Brutus versuchte, sein ganzes Leben dieser Maxime gemäß einzurichten, hatte er sie zur lebendigen Wahrheit gemacht. Es war nicht ein philosophischer Satz, den er entwickelte, sondern eine Lebensregel, die er Andern gab, und die er befolgt hatte. Er hatte sich früh daran gewöhnt, sich auf sich zu beschränken und darein seine Freuden und seine Leiden zu setzen. Daher kam die Geistesfreiheit, welche er in den schwierigsten Verhältnissen bewahrte, daher die Verachtung alles Aeußern, die alle Zeitgenossen bemerkt haben, und die Leichtigkeit, mit welcher er sich davon losmachen konnte. Am Vorabend der Schlacht bei Pharsalus las er, während Alle voll Unruhe und Bekümmernis waren, ruhig den Polybius und machte sich Notizen, den Augenblik des Kampfes erwartend. Nach den Iden des März bewahrte er allein mitten unter der Bestürzung und dem Schrecken seiner Freunde eine beständige Heiterkeit, die den Cicero etwas beunruhigte. Aus Rom vertrieben, von Cäsar's Veteranen bedroht, tröstete er sich überall, indem er sagte: „Es gibt nichts Besseres, als sich ganz der Erinnerung an seine guten Handlungen zu überlassen und sich weder mit den Ereignissen, noch mit den Menschen zu beschäftigen[2]).“ Diese Leichtigkeit, von den äußeren Dingen zu abstrahieren und in sich selbst zu leben, ist gewiß eine kostbare Eigenschaft für einen Menschen von Reflexion und Studium, es ist das Ideal, welches sich ein Philosoph hinstellt; aber ist sie nicht eine Gefahr, ein Fehler bei einem

1) Sen., Cons. ad Helv., 9. — 2) Epist. Brut., I, 16.

Menschen von Thätigkeit und bei einem Politiker? Ist es angemessen, sich von der Meinung der Andern loszumachen, wann der Erfolg der Dinge, die man unternimmt, von der Meinung abhängt? Muß man unter dem Vorwande, seiner Ueberzeugung entschieden zu folgen, den Verhältnissen nicht Rechnung tragen und sich aufs Geradewohl in resultatlose Ereignisse einlassen? Endlich, läuft man nicht, wenn man sich von dem großen Haufen fern halten und sich durchaus gegen seine Leidenschaften verwahren will, Gefahr, das Band, welches einen an denselben knüpft, zu verlieren und unfähig zu werden, ihn zu leiten? Appian erzählt in dem Berichte, welchen er von dem letzten Feldzuge des republikanischen Heeres gibt, daß Brutus stets Herr seiner selbst war, und daß er sich von den gewichtigen Angelegenheiten, um welche gekämpft wurde, fast ausschloß. Er fand an der Unterhaltung und an der Lectüre Vergnügen, er besuchte aus Wissensdrang die Gegenden, durch welche man zog, und ließ sich von den Leuten des Landes erzählen; er war ein Philosoph mitten im Lager. Cassius dagegen, einzig und allein mit dem Kriege beschäftigt, sich nie auf etwas Anders einlassend, und so zu sagen ganz und gar diesem Ziele zugewendet, glich einem kämpfenden Gladiator[1]). Ich denke mir, daß Brutus diese fieberhafte Thätigkeit, die ganz auf gewöhnliche Sorgen beschränkt ist, ein wenig verachten mußte, und daß eine solche Gladiatorrolle sein Lächeln hervorrief. Er hatte Unrecht; denn dem Gladiator gehört der Erfolg in den menschlichen Angelegenheiten, und man hat nur Erfolg, wenn man sich mit ganzer Seele dem hingibt. Die speculativen, sich auf sich beschränkenden Geister, die sich außerhalb der Leidenschaften des Tages und über denselben halten wollen, setzen den großen Haufen wohl in Erstaunen, aber reißen ihn nicht mit sich fort; es können Weise sein, aber sie bringen schlechte Parteiführer hervor.

Uebrigens ist es wohl möglich, daß Brutus, der sich in sich versenkte, nicht den Gedanken gehabt hat, ein Parteiführer zu werden.

---

1) App., de bello civ., IV, 133.

Er trat gegen die neue Macht nicht feindlich auf, und Cäsar hatte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihn an sich zu ziehen, indem er ihm die Begnadigung der am stärksten compromittierten Pompejaner bewilligte. Nach seiner Rückkehr nach Rom vertraute er ihm die Verwaltung einer der schönsten Provinzen des Reiches, das cisalpinische Gallien, an. Um dieselbe Zeit erfuhr man die Niederlage der republikanischen Armee bei Thapsus und Cato's Tod. Brutus war gewiß sehr betrübt darüber. Er schrieb selbst eine Lobrede auf seinen Oheim und veranlaßte den Cicero zu einer solchen; aber man weiß durch Plutarchos, daß er ihn tadelte, weil er sich Cäsar's Gnade entzogen hatte. Als Marcellus, welcher Verzeihung erhalten hatte, in der Nähe von Athen ermordet wurde, waren Einige geneigt zu glauben und zu behaupten, daß Cäsar bei diesem Verbrechen wohl betheiligt sein könnte. Brutus schrieb eiligst mit einer Wärme, die den Cicero überraschte, um die Schuld von ihm abzuwälzen. Er war also damals ganz von Cäsar eingenommen. Dazu kommt, daß ihn im Feldlager des Pompejus ein Grauen vor den Bürgerkriegen erfaßt hatte. Sie hatten ihm einige von seinen theuersten Freunden geraubt, zum Beispiel den Torquatus und Triarius, zwei Jünglinge von großer Zukunft, deren Verlust er bitter beklagte. Indem er an die Wirren dachte, welche sie verursacht, an die Opfer, welche sie gefordert hatten, sagte er ohne Zweifel mit dem Philosophen Favonius, seinem Freunde: „Es ist noch besser, eine unumschränkte Gewalt zu erleiden, als gottlose Kriege anzufachen[1]).“ Wie hat er sich also dazu hinreißen lassen, sie wieder anzufangen? Durch welche kluge Verschwörung haben seine Freunde doch seinen Widerwillen überwunden, ihn gegen einen Mann, den er liebte, bewaffnet, ihn zu einem Unternehmen geführt, welches die Welt umstürzen sollte? Das ist der Darstellung werth, und Cicero's Briefe gestatten einen Blick hier hinein.

1) Plut., Brut., 12.

III.

Nach der Schlacht bei Pharsalus fehlte es nicht an Unzufriedenen. Jene vornehme Aristokratie, welche die Welt solange regiert hatte, konnte sich nach einer einzigen Niederlage nicht für niedergeschlagen halten. Es war um so natürlicher, daß sie eine letzte Anstrengung versuchen wollte, da sie wohl fühlte, daß sie das erste Mal nicht unter günstigen Verhältnissen gekämpft, und daß, indem sie ihre Sache an die des Pompejus knüpfte, sie sich auf ein ungünstiges Terrain begeben hätte. Pompejus erweckte gar kein größeres Vertrauen zur Freiheit, als Cäsar. Man wußte, daß er an den extraordinairen Gewalten Geschmack fand, und daß er gern die ganze öffentliche Autorität in seiner Hand concentrieren möchte. Beim Beginn des Bürgerkrieges hatte er die gerechtesten Anträge mit solchem Hochmuthe zurückgewiesen und war so eifrig bemüht gewesen, die Krisis zu beschleunigen, daß er sich vielmehr von einem Nebenbuhler, der ihn genierte losmachen zu wollen schien, als der bedrohten Republik zu Hilfe kommen. Sein Freund Cicero sagt uns, daß, als man in seinem Feldlager den Uebermuth seiner Umgebung und seine Hartnäckigkeit, von Niemandem Rath annehmen zu wollen, sah, man ahnte, daß derjenige, der vor der Schlacht so wenig die Rathschläge annahm, nach dem Siege ein unumschränkter Herr sein würde. Darum hatten soviele besonnene Männer, und Cicero zuerst, so lange gezögert, sich für ihn zu erklären; darum besonders hatten unerschrockene Männer, wie Brutus, nach der ersten Niederlage so schnell die Waffen niedergelegt. Dazu kommt, daß, wenn man sich in Betreff der Intentionen des Pompejus nicht vollständig beruhigte, es auch möglich war, daß man sich in den Planen Cäsar's täuschte. Er wollte die Macht, das wußte Jeder; aber welche Art von Macht? War es nur eine von den temporären Dictaturen, die in den freien Staaten nach einer Zeit der Anarchie

nothwendig sind, die die Freiheit suspendieren, aber sie nicht vernichten? Handelte es sich darum, wieder ein Marius und Sulla zu sein, welche die Republik überlebt hatte? Streng genommen konnte man es glauben, und Nichts hält die Vermuthung zurück, daß mehrere von Cäsar's Generalen, zumal diejenigen, die später enttäuscht sich gegen ihn verschworen, damals nicht daran gedacht haben mögen.

Aber nach dem Tage von Pharsalus war es nicht mehr möglich, diese Täuschung aufrecht zu erhalten. Es war keine exceptionelle Autorität, welche Cäsar forderte, es war eine neue Herrschaft, die er begründen wollte. Hatte man ihn nicht sagen hören, daß die Republik ein sinnloses Wort sei, und daß Sulla ein Thor gewesen wäre, daß er die Dictatur niedergelegt habe? Seine Maßregeln, um zu seinem Vortheile die Ausübung der Volksabstimmung anzuordnen, die im Voraus vollzogene Designation der Consuln und Prätoren für mehrere auf einander folgende Jahre, der öffentliche Schatz und die Verwaltung der seinen Freigelassenen und Sclaven überlassenen Staatseinkünfte, alle in seiner Person vereinigten Würden, die Censur unter dem Namen der Sittenpräfectur, die perpetuierliche Dictatur, welche ihn nicht hindert, sich alle Jahre zum Consul ernennen zu lassen, kurz Alles in seinen Gesetzen und in seinem Verfahren zeigte eine Art von definitiver Besitzergreifung der Gewalt an. Fern davon, irgend eine Vorsicht, wie sie später Augustus anwandte, um die Ausdehnung seiner Autorität zu verbergen, zu zeigen, schien er vielmehr seine Macht wohlgefällig offen zu zeigen, ohne sich um die Feinde zu bekümmern, die ihm seine Offenheit bereiten konnte. Im Gegentheil machte es ihm Vergnügen, wenn er durch eine Art von ironischem Skepticismus und dreister Impertinenz, welche den vornehmen Herrn erkennen ließ, die fanatischen Anhänger der alten Gebräuche beleidigte. Er lächelte darüber, wenn er sah, daß die Pontifices und Augurn außer sich waren, wann er es wagte, die Götter im vollen Senate zu leugnen, und es war für ihn eine Lust, die orthodoxen Greise, die abergläubischen Behüter des alten Ceremoniells irre zu machen. Noch

mehr, da er vor Allem das Vergnügen liebte, so fand er nicht allein Wohlgefallen daran, die Macht auszuüben, sondern auch sich daran zu ergötzen; er begnügte sich nicht mit der Solidität der souverainen Macht, er wollte auch das Aeußere derselben, den sie umgebenden Glanz, die Huldigungen, welche sie erfordert, die Pracht, die sie erhöht, und selbst den Namen, der sie kennzeichnet. Der Königstitel, den er sehnlichst wünschte, er wußte es sehr wohl, wie sehr derselbe die Römer in Schrecken setzte; aber seine Keckheit machte sich ein Vergnügen daraus, alten Vorurtheilen zu trotzen, so wie es seine Freimüthigkeit zugleich ohne Zweifel für loyaler fand, der Macht, die er ausübte, ihren wahren Namen zu geben. Dies Verfahren Cäsar's hatte zum Resultat, daß es jedes Dunkel beseitigte. Dadurch war weder eine Illusion, noch ein Misverständnis möglich. Jetzt lag die Streitfrage nicht zwischen einem zweifachen nebenbuhlerischen Ehrgeiz, wie am Tage bei Pharsalus, sondern zwischen zwei entgegengesetzten Regierungsformen. Die Meinungen präcisierten sich, wie es bei solcher Gelegenheit geschieht, die eine durch die andere, und die Forderung, welche Cäsar offen zu erkennen gab, eine Monarchie zu gründen, führte die Bildung einer starken republikanischen Partei herbei.

Wie kamen in dieser Partei die Kühnsten, die Heftigsten auf den Gedanken sich zu verbinden und zu organisieren? Auf welche Weise gelangte man von Vertrauen zu Vertrauen zur Bildung eines Complots gegen das Leben des Dictators? Das ist unmöglich genau zu erfahren. Es scheint nur, daß der erste Gedanke zu dem Complot zugleich in zwei ganz entgegengesetzten Lagern gefaßt wurde, unter den bei Pharsalus Besiegten und, was noch überraschender ist, unter Cäsar's Generalen selbst. Diese beiden Verschwörungen waren wahrscheinlich ursprünglich getrennt, und eine jede arbeitete für sich. Während Cassius an den Ufern des Cydnus an Cäsar's Ermordung gedacht hatte, hatte Trebonius die Absicht, ihn zu Narbo zu ermorden. Später vereinigten sich beide Verschwörungen, man weiß nicht wie.

Jede Partei beginnt damit, daß sie sich ein Haupt sucht. Hätte man die Traditionen des vorangehenden Krieges fortsetzen wollen, so war dies Haupt sofort gefunden. Es war ein Sohn des Pompejus, Sextus, da, der durch ein Wunder den Schlachten bei Pharsalus und Munda entronnen war, und der alle die Seinigen überlebt hatte; besiegt, aber nicht entmuthigt, irrte er in den Bergen oder längs der Flüsse umher, bald ein schlauer Parteigänger, bald ein kühner Seeräuber, und die hartnäckigen Pompejaner vereinigten sich um ihn, aber man wollte nicht mehr Pompejaner sein. Man wünschte zum Haupte Jemanden zu haben, der nicht allein einen Namen hätte, sondern der ein Princip wäre, der die Republik und die Freiheit ohne persönlichen Hintergedanken repräsentierte. Er mußte durch sein Leben, seinen Charakter, seine Sitten mit der neuen Regierung, die man angreifen wollte, in vollständigem Gegensatze stehen. Man wollte einen ehrlichen Mann, weil die Macht corrumpiert war, einen uneigennützigen, um gegen die unersättlichen Gelüste, welche den Cäsar umgaben, zu protestieren, einen schon berühmten, damit sich die verschiedenen Elemente, woraus die Partei bestand, ihm fügten, jedoch einen jungen Mann; denn man bedurfte eines Handstreichs. Nun aber war nur ein einziger da, der alle diese Eigenschaften in sich vereinigte, nämlich Brutus. Auch waren Aller Augen auf ihn gerichtet. Die öffentliche Stimme bezeichnete ihn als das Haupt der republikanischen Partei schon in der Zeit, wo er noch Cäsar's Freund war. Als die ersten Verschworenen sich nach allen Seiten hinwandten, um Genossen zu finden, gab man ihnen immer dieselbe Antwort: „Wir werden uns anschließen, wenn uns Brutus führt.“ Cäsar selbst schien trotz seinem Vertrauen und seiner Freundschaft zuweilen zu ahnen, von wo ihm die Gefahr kommen würde. Als man ihm eines Tages vor der Unzufriedenheit und den Drohungen des Antonius und Dolabella Furcht machte, antwortete er: „Nein, diese Wüstlinge sind nicht zu fürchten; wohl aber die Magern und Bleichen.“ Er wollte vor Allen den Brutus damit bezeichnen.

Zu dieser Pression der öffentlichen Meinung, welche über Brutus verfügte und ihn ohne seine Zustimmung mit hineinzog, mußte man allerdings noch bestimmtere Aufreizungen hinzufügen, um ihn zu einem Entschlusse zu bringen; sie kamen ihm von allen Seiten zu. Ich brauche nicht an den Zettel, den er auf seinem Prätorstuhl fand, an die Worte, die man an die Statue seines Ahnherrn[1]) schrieb, und an alle die feinen Kunstgriffe, welche Plutarchos so vortrefflich angegeben hat, zu erinnern. Aber Niemand hat die Pläne derjenigen, die den Brutus zu einem Mitverschworenen machen wollten, besser gefördert, als Cicero, wiewohl er dieselben nicht kannte. Seine Briefe zeigen uns, in welcher Gemüthsstimmung er sich damals befand. Unwille, Zorn, Schmerz über die verlorene Freiheit treten in ihm mit einer ganz besondern Lebhaftigkeit hervor. „Ich schäme mich, ein Sclave zu sein[2]),“ schreibt er einmal an Cassius, ohne zu vermuthen, daß Cassius gerade damals im Verborgenen die Mittel suchte es nicht mehr zu sein. Es war unmöglich, daß solche Gefühle nicht in den Schriften, welche er damals veröffentlichte, hervortraten. Wir finden sie heut darin, wo wir sie mit kaltem Blute lesen; um wie viel mehr mußte man sie erkennen, als diese Schriften von dem Haß commentiert und mit Augen gelesen wurden, welche die Leidenschaft geschärft hatte. Wie viele beißende Anspielungen fand man darin, die uns entgehen! Wie viele scharfe und bittere Ausdrücke, die heut unbemerkt bleiben, wurden beim Lesen derselben mit Beifall aufgenommen und auf boshafte Weise in den Unterhaltungen, worin man auf den Machthaber und seine Freunde schmähte, wiederholt! Es war, wie sich

---

1) Diejenigen, welche sich dieser Kunstgriffe bedienten, wußten wohl, daß sie den Brutus an seiner empfindlichsten Stelle berührten. Seine Abstammung von dem, der die Könige vertrieb, war sehr streitig. Je mehr man sie bezweifelte, desto mehr ließ er es sich angelegen sein, sie festzustellen. Zu ihm sagen: „Nein, du bist nicht Brutus“ hieß ihm die Pflicht auferlegen oder ihn in die Versuchung führen, seinen Ursprung durch seine Handlungen zu beweisen. — 2) Ad fam., XV, 18.

Cicero sinnreich ausdrückt, „der Stachel der Freiheit, der nie mehr verwundet, als wenn sie eine Zeit lang gehemmt wird[1].“ Neben einer gewissen Ehrerbietung fand man überall Anspielungen. Wenn der Verfasser mit so großer Bewunderung von der alten Beredsamkeit sprach, so wollte er das öde Forum und den stummen Senat beschämen; erinnerte er an das alte Regime, so geschah es nur, um das neue anzugreifen, und das Lob der Todten wurde die Satire auf die Lebenden. Cicero erkannte sehr wohl die ganze Bedeutung seiner Schriften, wenn er später von ihnen sagte: „Sie waren für mich gleichsam ein Senat, eine Rednerbühne, von der herab ich reden konnte[2].“ Nichts hat mehr dazu beigetragen, die öffentliche Meinung zu reizen, in den Gemüthern den Schmerz über die Vergangenheit und den Widerwillen gegen die Gegenwart zu erregen, kurz die Ereignisse, welche folgen sollten, vorzubereiten

Brutus mußte von der Lectüre der Schriften Cicero's mehr als irgend ein Anderer tief ergriffen werden; ihm waren sie gewidmet, für ihn waren sie abgefaßt. Wiewohl sie dazu bestimmt waren, auf das gesammte Publicum einzuwirken, so enthielten sie doch Partien, die mehr an ihn direct gerichtet waren. Cicero suchte nicht allein des Brutus patriotische Gefühle zu erwecken, er rief ihm seine Jugend und die Hoffnungen derselben ins Gedächtnis zurück. Mit einer perfiden Gewandtheit suchte er sogar seine Eitelkeit für die Restauration des alten Regime zu gewinnen, indem er ihm zeigte, welche Stellung er darin hätte einnehmen können. „Brutus,“ sagte er zu ihm, „wenn ich dich ansehe, so werde ich von Schmerz erfüllt, daß dir, als einem jungen Manne, der wie auf einem Viergespann mitten durch die Bahn des Ruhmes dahin eilte, das traurige Schicksal des Staates quer in den Weg trat. Dieser Schmerz ergreift mich, diese Sorge quält mich, und mit mir den, der dieselbe Liebe und dieselbe Meinung theilt. Dir huldigen wir, dir wünschen wir einen solchen Staat, in welchem du das Andenken an zwei der erhabensten

1) De off., II, 7. — 2) De divin., II, 2.

Geschlechter erneuern und verherrlichen könntest. Denn dein war das Forum, dein jene Laufbahn. Doppelten Kummer habe ich deinetwegen, daß du die Republik entbehrst und die Republik dich[1])."
Aehnliche, auf diese Weise ausgedrückte Klagen, in welchen sich das Privatinteresse mit dem öffentlichen Interesse verband, waren ganz geeignet, den Brutus anzustacheln. Antonius hatte nicht ganz Unrecht, wenn er behauptete, daß Cicero an Cäsar's Tode mitschuldig gewesen sei. Wenn er selbst nicht zugestoßen hat, so hat er die Arme bewaffnet, welche zustießen, und die Verschworenen waren nur gerecht, als sie nach den Iden des März beim Heraustreten aus der Curie ihre blutigen Dolche schwingend den Cicero riefen.

Zu diesen Aufreizungen, welche von außen kamen, gesellten sich andere, noch stärkere, die Brutus in seinem Hause hatte. Seine Mutter hatte sich der Herrschaft, die sie über ihn ausübte, immer bedient, um ihn dem Cäsar anzunähern; aber gerade in diesem kritischen Augenblicke wurde der Servilia Herrschaft über ihn durch die Heirat des Brutus mit seiner Cousine Porcia geschwächt. Diese, eine Tochter Cato's, des Bibulus Wittwe, brachte in ihre neue Häuslichkeit alle Leidenschaften ihres Vaters und ihres ersten Gemahles und besonders den Haß gegen Cäsar, der an ihrem ganzen Unglück Schuld war. Kaum war sie eingetreten, als sich zwischen ihr und ihrer Schwiegermutter Meinungsverschiedenheiten erhoben. Cicero, der uns dieselben angibt, setzt den Grund davon nicht hinzu; aber es ist nicht verwegen, zu vermuthen, daß sich diese beiden Frauen um die Zuneigung des Brutus stritten, und daß sie ihn beherrschen wollten, um ihn auf entgegengesetzte Bahnen zu locken. Servilia's Einfluß verlor ohne Zweifel etwas bei diesen häuslichen Debatten, und ihre Stimme, durch die Rathschläge einer neuen und geliebten Gattin bekämpft, hatte nicht mehr dasselbe Gewicht, wenn sie für Cäsar sprach.

So kam Alles zusammen, um Brutus mit hineinzuziehen. Man stelle sich diesen schwachen und peinlichen Mann vor, von so

1) Brut., 97.

vielen Seiten mit einem Male bestürmt, durch die Aufreizungen der öffentlichen Meinung, durch die Erinnerungen an die Vergangenheit, durch die Traditionen seiner Familie und durch den Namen selbst, den er führte, durch die geheimen, überall, wo er stand und gieng, hingestreuten Vorwürfe, die in jedem Augenblicke seine unaufmerksamen Augen trafen, an seinem zerstreuten Ohre ertönten, und der dann in seinem Hause dieselben Erinnerungen und dieselben Vorwürfe unter der Gestalt eines gerechten Schmerzes und eines tief ergreifenden Bedauerns wieder vorfand. Mußte er nicht zuletzt diesem Andrange, der täglich sich erneute, weichen? Jedoch ist es wahrscheinlich, daß er Widerstand geleistet hat, ehe er sich ergab; er hat während der schlaflosen Nächte, von denen Plutarchos spricht, heftige Kämpfe bestanden; aber da diese innern Kämpfe keinen Vertrauten haben konnten, so haben sie keine Spur bei den Historikern zurückgelassen. Alles, was man thun kann, wenn man sie gern kennen lernen will, ist, daß man versucht, eine entfernte Andeutung davon in den Briefen, die Brutus später schrieb, und die uns erhalten sind, zu finden. Man ersieht zum Beispiel aus denselben, daß er zu zwei verschiedenen Malen auf denselben Gedanken zurückkommt: „Unsere Vorfahren glaubten, daß wir keinen Tyrannen dulden dürfen, und wäre er selbst unser Vater[1]).“ .. „Eine größere Autorität, als die Gesetze und der Senat haben, ist ein Recht, das ich meinem Vater selbst nicht zugestehen würde[2]).“ Ist es nicht die Antwort, die er sich jedes Mal, wo er sich durch die Erinnerung an das väterliche Wohlwollen Cäsar's beunruhigt fühlte, gab, wenn er bedachte, daß der Mann, gegen welchen er sich waffnen wollte, ihn seinen Sohn nannte? Die Gunstbezeigungen, die er von ihm empfangen hatte oder von ihm erwarten konnte, würden einen Andern entwaffnet haben, aber er machte sich hart gegen dieselben und widerstand ihnen. „Es gibt für mich,“ sagte er, „keine so günstige Sclaverei, um mich von meinem Vorsatze frei zu sein abzubringen[3]).“

---

1) Epist. Brut., I, 17. — 2) ib., I, 16. — 3) ib., I, 17.

Dadurch vertheidigte er sich gegen die Freunde des Dictators, vielleicht gegen seine Mutter, wenn sie ihn, um ihn zu verleiten, darauf hinwies, daß, wenn er Cäsar's Königthum dulden wollte, er die Hoffnung haben könnte, es zu theilen. Er würde nie zugestimmt haben, mit seiner Freiheit das Recht über die Andern zu gebieten zu bezahlen; solcher Handel würde ihm unvortheilhaft geschienen haben. „Es ist besser," schrieb er einmal, „über Niemanden zu gebieten, als Jemandes Sclave zu sein. Man kann leben, ohne zu gebieten, es ist kein Grund zu leben, wenn man ein Sclave ist[2])."

Mitten unter diesen Besorgnissen, von denen man keine Kenntnis haben konnte, begab sich Etwas, was das Publicum höchst überraschte, und was Cicero in seinen Briefen erzählt, ohne eine Erklärung davon zu geben. Als man vernahm, daß Cäsar, der Sieger über des Pompejus Söhne, nach Rom zurückkomme, beeilte sich Brutus ihm entgegen zu gehen. Jedermann bemerkte es, Viele tadelten es. Was war denn seine Absicht? Wenige Worte des Cicero, die man nicht genug beachtet hat, lassen es ahnen. Brutus wollte in dem Augenblicke, wo er den großen Entschluß faßte, einen letzten Versuch auf Cäsar's Gemüth machen und noch einmal sich bemühen, ihn für die Republik zu gewinnen. Er rühmte in seiner Gegenwart die Männer von der besiegten Partei, besonders den Cicero, in der Hoffnung, daß sie zu den Staatsgeschäften würden zurückberufen werden. Cäsar hörte dies Lob freundlich an, nahm den Brutus wohl auf und entmuthigte ihn nicht zu sehr. Dieser, zu leicht vertrauend, eilte schnell nach Rom zurück und verkündete Jedermann, daß sich Cäsar den ehrenhaften Männern wieder zuwende. Ja er rieth sogar dem Cicero, an den Dictator ein politisches Schreiben zu richten, das gute Rathschläge und ein freundliches Entgegenkommen enthielte; aber Cicero theilte die Hoffnungen seines Freundes nicht, und nach einigem Zögern weigerte er sich zu schreiben. Uebrigens währten des Brutus Illusionen nicht lange. Antonius

1) Quint., IX, 3.

war ihm beim Cäsar zuvor gekommen. Antonius, der durch seine Thorheiten Roms Ruhe gestört hatte, hatte sehr um Verzeihung nachzusuchen; aber er kannte vortrefflich das Mittel, sie zu erlangen. Während Brutus versuchte, den Cäsar mit den Republikanern wieder zu vereinigen, und er glaubte, daß es ihm gelungen sei, schmeichelte Antonius, um seinen Herrn für sich zu gewinnen, den liebsten Wünschen desselben und ließ ohne Zweifel vor seinen Augen die so sehr begehrte Krone schimmern. Der Vorfall bei den Lupercalien gab deutlich zu erkennen, daß Antonius den Sieg davon getragen habe, und Brutus konnte nun nicht mehr an Cäsar's Absichten zweifeln. Zwar kam des Antonius Plan dies Mal nicht zur Ausführung; denn die laute Stimme des Volks, die Opposition der beiden Tribunen zwangen Cäsar, das ihm dargebotene Diadem zurückzuweisen; aber man erkannte wohl, daß dieser mislungene Versuch ihn nicht entmuthigt hatte. Die Gelegenheit war nur aufgeschoben, und sie bot sich bald wieder dar. Vor der Eröffnung des Feldzuges gegen die Parther mußte dem Senate ein altes sibyllinisches Orakel vorgelegt werden, welches sagte, daß die Parther nur durch einen König würden besiegt werden, und diesen Titel forderte man für den Cäsar. Nun aber befanden sich im Senate zu viel Fremde und Feige, als daß die Antwort hätte zweifelhaft sein können. Diesen Augenblick wählte Cassius, um den Brutus von der Verschwörung, welche im Gange war, in Kenntnis zu setzen und ihn zum Haupte derselben zu machen.

Cassius, dessen Name von diesem Augenblicke an von dem des Brutus unzertrennlich wird, bildete ihm gegenüber einen vollständigen Contrast. Er hatte sich dadurch, daß er die Trümmer von Crassus' Heer gerettet und die Parther aus Syrien verjagt hatte, einen großen militairischen Ruhm erworben; aber zu gleicher Zeit beschuldigte man ihn, daß er das Vergnügen zu sehr liebe, ein Epicuräer in seiner Denk- und Lebensweise, nach Macht begierig und wenig gewissenhaft in den Mitteln zur Erwerbung derselben sei. Wie fast alle Proconsuln hatte er die Provinz, welche er verwaltete,

ausgeplündert; man sagte, daß es für Syrien kein sehr großes Glück gewesen, von ihm gerettet worden zu sein, und daß es fast ebenso gern unter der Herrschaft der Parther gestanden wäre. Cassius war in seinem Spotte bitter, inconsequent, leidenschaftlich, ja zuweilen grausam[1]), und man kann sich wohl denken, daß er sich gegen einen Mord nicht gesträubt haben möchte; aber wie kam er auf den Gedanken den Cäsar zu ermorden? Plutarchos sagt, daß es aus Aerger darüber gewesen sei, weil er nicht die Stelle eines praetor urbanus, die Brutus durch des Dictators Gunst bekommen hatte, erhalten habe; und nichts in der That hindert uns zu glauben, daß persönliches Rachegefühl dieses leidenschaftliche Gemüth erbittert hat. Doch wenn Cassius nur für diese Beleidigung Rache zu nehmen hatte, so ist nicht wahrscheinlich, daß er sich mit dem, der dabei betheiligt war, und der den Vortheil davon gehabt hatte, vereinigte. Er hatte ganz andere Gründe den Cäsar zu hassen. Aristokrat von Geburt und aus Leidenschaft, hegte er in seinem Herzen den ganzen Haß der besiegten Aristokratie; er bedurfte einer blutigen Vergeltung für die Niederlage der Seinigen, und Cäsar's Verzeihung hatte den Zorn, den der Anblick seiner Kaste in ihm erregte, nicht erlöscht. Während also Brutus suchte der Vertreter eines Princips zu sein, war Cassius offenbar der Vertreter einer Partei. Es scheint, daß er frühzeitig den Gedanken faßte, den Tag von Pharsalus durch einen Mord zu rächen. Wenigstens sagt Cicero, daß er kaum einige Monate, nachdem er Verzeihung erhalten hatte, Cäsar an dem Cydnus erwartete, um ihn zu ermorden, und daß Cäsar nur durch den Zufall, daß er an dem andern Ufer landete, gerettet sei. In Rom nahm er trotz der Gunst, die ihm zu Theil wurde, seine Absicht wieder auf. Er leitete die Verschwörung ein, er begab sich zu den Unzufriedenen, versammelte sie zu geheimen Unterredungen, und da er sah, daß

1) Man muß jedoch nicht außer Acht lassen, daß unter Cicero's Briefen mehrere von Cassius und zwar geistreiche und sehr heitere sind. Ja man findet sogar Wortspiele in denselben (Ad fam., XV, 19).

Alle den Brutus zum Haupt der Verschwörung wünschten, übernahm auch er es, mit ihm zu sprechen.

Noch waren sie infolge ihrer Rivalität um die Stadtprätur gespannt. Cassius setzte allen seinen Groll bei Seite und begab sich zu seinem Schwager. „Er ergriff ihn bei der Hand," erzählt Appian, „und sagte zu ihm: Was werden wir thun, wenn Cäsar's Schmeichler darauf antragen, ihn zum König zu ernennen? Brutus antwortete, er gedenke nicht in den Senat zu gehen. — Aber wie? erwiederte Cassius. Wenn wir in unserer Eigenschaft als Prätoren dahin berufen werden, was sollen wir dann thun? — Ich werde die Republik, sagte er, bis auf den letzten Athemzug vertheidigen. — Willst du denn nicht, antwortete Cassius, indem er ihn umarmte, einige von den Senatoren zu Theilnehmern an deinen Absichten annehmen? Meinst du, daß es Elende und Söldlinge oder die ersten Bürger Roms sind, die auf deinen Prätorstuhl die Zettel legen, die du dort findest? Von den anderen Prätoren erwartet man Spiele, Wettrennen oder Jagden; von dir aber fordert man, daß du Rom seine Freiheit wiedergibst, wie es deine Ahnen gethan haben[1]." Solche Worte rissen vollends eine Seele fort, die so viele geheime oder öffentliche Aufstachelungen seit langer Zeit beunruhigt hatten. Noch zaudernd, aber fast schon gewonnen, erwartete sie, um sich dem Plane hinzugeben, nur noch, daß sie sich einem fest gefaßten Entschlusse gegenüber befand.

Die Verschwörung hatte endlich ihr Haupt. Es war kein Grund mehr, weder zu zögern, noch zu warten. Um eine Unvorsichtigkeit oder eine Schwäche zu vermeiden, mußte man rasch zum Handeln schreiten. Kurze Zeit nach dem Feste der Lupercalien, das am 15. Februar gefeiert wurde, hatte Cassius dem Brutus Alles enthüllt, und weniger als einen Monat nachher, den 15. März wurde Cäsar in der Curie des Pompejus niedergestoßen.

---

1) De Bell. civ., II, 113. Plutarchos erzählt dasselbe fast mit denselben Worten.

IV.

Brutus war wirklich das Haupt der Verschwörung, wiewohl er nicht den ersten Gedanken dazu gehabt hattte. Cassius, durch den sie angestistet war, hätte allein ihm das Recht sie zu leiten streitig machen können. Vielleicht beabsichtigte er es einen Augenblick. Wir sehen, daß er zunächst einen Plan zur Ausführung vorschlug, worin sich die ganze Heftigkeit seines Charakters zeigt. Er wollte, daß man mit Cäsar seine vornehmsten Freunde und besonders den Antonius ermorde. Brutus war dagegen, und die andern Verschworenen waren seiner Meinung. Zuletzt gab Cassius selbst nach, denn man muß bemerken, daß auch er, bei aller seiner Herrschsucht und bei allem seinem Hochmuth, sich doch vor des Brutus Ueberlegenheit beugte. Mehrmals versuchte er, seine Ansicht durchzusetzen; aber nach vielen Kämpfen und Drohungen fühlte er sich durch die kalte Ruhe und Besonnenheit seines Freundes besiegt. So hat also in der That Brutus das ganze Unternehmen geleitet.

Man erkennt ihn deutlich, und in der Art und Weise, wie das Unternehmen eingeleitet und ausgeführt wurde, zeigt sich vollständig sein Charackter und seine Geisteseigenthümlichkeit. Wir haben es hier nicht mit einer gewöhnlichen Verschwörung zu thun; wir sehen hier keine gewöhnlichen Verschwörer von Profession, gewaltthätige und verwegene Menschen. Eben so wenig sind es gemeine Ehrgeizige, die nach dem Gute oder der Ehre eines Andern lüstern sind, auch keine Verblendete, die der politische Haß bis zum Wahnsinn führt. Ohne Zweifel fanden sich solche Gefühle in dem Herzen vieler Verschworenen vor, die Geschichtschreiber sagen es; aber Brutus hat sie gezwungen, sich zu verbergen. Ihm lag daran, seine That mit einer ruhigen Würde durchzuführen. Nur gegen das System ist er; was den Menschen betrifft, so scheint es, daß ihn gar kein Haß gegen ihn erfüllt hat. Nachdem er ihn nieder=

gestoßen, beschimpft er ihn nicht; er gestattet, trotz vielen Einsprüchen, daß man ihm ein Leichenbegängnis veranstaltet und dem Volke sein Testament vorliest. Sein ganzer Sinn ist nur darauf gerichtet, daß es nicht scheine, als arbeite er für sich oder für die Seinigen, und daß er jeden Verdacht von persönlichem Ehrgeize oder von Parteiinteresse vermeide. So war diese Verschwörung beschaffen, an welcher Männer von sehr verschiedenem Charakter Antheil hatten, aber die ganz das Gepräge von Brutus' Geist selbst an sich trug. Sein Einfluß auf die Ereignisse, die ihr folgten, ist nicht weniger erkennbar. Er handelte nicht auf das Geradewohl hin, obgleich Cicero ihm diesen Vorwurf macht und alle Welt ihn wiederholt; er hatte sich im Voraus ein bestimmtes Ziel für seine Handlung gesteckt, er hatte einen wohl überlegten Plan gefaßt. Leider fand es sich, daß dieser, in einsamen Reflexionen gefaßte und des Menschenverkehrs sowie der Menschenkenntnis entbehrende Plan nicht ausgeführt werden konnte. Es war das Werk eines reflectierenden Denkers, der mitten in einer Revolution so verfahren will, wie in geordneten Zeiten, und der die strenge Achtung vor der Legalität auch bei einem gewaltsamen Werke anerkannt wissen will. Er sah ein, daß er sich getäuscht hatte, und er mußte nach und nach allen seinen Gewissensscrupeln entsagen; aber da er nicht die Geschmeidigkeit des Staatsmannes, der sich in die Nothwendigkeit zu fügen weiß, besaß, so gab er zu spät mit Widerwillen nach, und indem er immer den Blick mit Bedauern auf die schönen Entwürfe, die er aufzugeben gezwungen war, zurückwandte. Daher sein Zaudern und sein Schwanken. Man hat behauptet, daß sein Plan gescheitert sei, weil er nicht im Voraus präcisiert war, ich glaube vielmehr, daß er nicht geglückt ist, weil er trotz den Lehren, die ihm die Ereignisse gaben, dem chimärischen Plan, den er gefaßt hatte, zu treu hat bleiben wollen. Es wird genügen, eine kurze Darstellung von den Thatsachen zu geben, um zu zeigen, daß dies sein und seiner Partei Verderben war, und daß dadurch unnützer Weise so viel Blut geflossen ist.

Nach Cäsar's Ermordung verließen die Verschworenen den Senat, ihre Dolche schwingend und das Volk herbeirufend. Das Volk hörte sie bestürzt an, ohne zu großen Unwillen, aber auch ohne irgend welche Sympathie. Da sie sich allein sahen, begaben sie sich auf das Capitol, wo man sich vertheidigen konnte, und stellten sich dort unter den Schutz einiger Gladiatoren. Hier schlossen sich ihnen nur diejenigen zweifelhaften Freunde an, welche die Parteien immer finden, wenn ihnen ihr Unternehmen zu glücken scheint. Hatte man schon wenig Lust gezeigt ihnen zu folgen, so hatte man noch weniger Lust sie anzugreifen. Cäsar's Anhänger waren in Schrecken gesetzt. Antonius hatte seine Consulkleidung abgelegt und sich versteckt. Dolabella affectierte eine große Freude und gab zu verstehen, daß auch er zu den Verschworenen gehöre. Viele verließen eilends Rom und flohen auf das Land. Als man jedoch sah, daß Alles in der gewöhnlichen Ordnung blieb, und daß die Verschworenen sich damit begnügten, Reden auf dem Capitol zu halten, gewannen die Bestürztesten wieder Muth. Das Entsetzen, welches diese verwegene That verursacht hatte, wich der Befremdung über eine so seltsame Unthätigkeit. Am folgenden Tage hatte Antonius sein Consulgewand wieder angelegt, seine Freunde um sich versammelt, seine Keckheit wieder gewonnen, und man mußte mit ihm rechnen.

„Wir haben," sagt Cicero, „Muth gezeigt wie Männer, aber Verstand wie Knaben, animis usi sumus virilibus, consiliis puerilibus [1])." Es ist gewiß, daß sie nichts vorbereitet, nichts vorhergesehen zu haben schienen. Am Abend des 15. März sahen sie den Ereignissen entgegen, ohne etwas gethan zu haben, um sie zu leiten. War es, wie man gesagt hat, Unvorsichtigkeit oder Unbedachtsamkeit? Nein, es war System und fester Entschluß. Brutus hatte sich mit den Andern nur verbunden, um die Republik von dem Manne, der den

1) Ad Att., XV, 4.

regelmäßigen Gang der Institutionen hemmte, zu befreien. Als er todt war, griff das Volk wieder zu seinen Rechten und erhielt wieder die Freiheit sie zu gebrauchen. Es würde den Anschein gehabt haben, als ob man für sich arbeite, wenn man auch nur einen Tag die Macht, die man dem Cäsar entriß, behalten hätte. Also im Voraus Decrete oder Gesetze vorbereiten, sich verständigen, um die Zukunft zu regeln, an die Mittel denken, den Angelegenheiten die Richtung zu geben, welche man wollte, hieß das nicht gewissermaßen die Rolle der ganzen Republik für sich nehmen? Und was hatte denn Cäsar mehr gethan? Also auf die Gefahr hin zu scheinen, daß sie ihm nachahmten, und daß sie in ehrgeiziger Rivalität gehandelt hätten, mußten die Verschworenen zurücktreten, nachdem der erste Schlag einmal ausgeführt war. So, meine ich, muß man sich ihre Handlungsweise erklären. Erfüllt von dem seltsamen Wunsche der Uneigennützigkeit und der Legalität legten sie freiwillig die Waffen nieder. Sie setzten eine Art Ruhm darein, daß sie sich nur zur Ermordung des Cäsar mit einander verbunden hätten. Als die That vollbracht war, mußten sie dem Volke die Leitung seiner Angelegenheiten und die Wahl seiner Regierung zurückgeben, indem sie ihm die Freiheit ließen, denjenigen, die es befreit hatten, seine Dankbarkeit zu bezeigen, oder, wenn es wollte, sie mit Vergessenheit zu belohnen.

Hier begann die Illusion; sie glaubten, daß zwischen dem Volke und der Freiheit nur Cäsar stände, und daß, wenn Cäsar einmal nicht mehr da sein würde, die Freiheit ganz natürlich wieder erblühen würde; aber an dem Tage, wo sie die Bürger herbeiriefen, um ihre Rechte wieder an sich zu nehmen, antwortete Niemand, und es konnte Niemand antworten, denn es gab keine Bürger mehr. „Seit langer Zeit,“ sagt Appian bei dieser Gelegenheit, „bestand das römische Volk nur noch aus einem Gemisch von allen Nationen. Freigelassene waren mit Bürgern verschmolzen, der Sclave hatte Nichts mehr, was ihn von seinem Herrn unterschied. Zuletzt zogen die Getreidespenden, welche man zu Rom machte, die Bettler, die

Faulen, die Verbrecher aus ganz Italien dahin[1])." Diese kosmopolitische Bevölkerung ohne Vergangenheit, ohne Traditionen war nicht mehr das römische Volk. Das Uebel war alt, und die klarsehenden Köpfe hätten es seit langer Zeit entdecken müssen. Cicero scheint es zuweilen zu ahnen, besonders wenn er sieht, wie leicht man mit den Stimmen bei den Wahlen Handel treibt. Dessenungeachtet gieng Alles noch mit einer scheinbaren Regelmäßigkeit fort, und die Dinge bewegten sich weiter durch den Anstoß, den sie erhalten. In einer solchen Situation, und wenn ein Staat sich nur fortbewegt durch die Gewohnheit sich fortzubewegen, ist Alles verloren, wenn diese Bewegung einen einzigen Tag aufhört. Nun hörte aber mit Cäsar das alte Räderwerk auf zu gehen. Die Unterbrechung dauerte nicht lange, aber die Maschine war so verfallen, daß, als sie still stand, sie auf allen Seiten zusammenbrach. So konnten die Verschworenen nicht einmal das, was vor dem Bürgerkrieg bestand, wieder herstellen, und dieser letzte Schatten von Republik, so unvollkommen er sein mochte, war für immer verloren.

Darum hörte man auf sie nicht, noch folgte ihnen Jemand. Bei dem Anblick dieses indifferenten Volks mußte auf dem Capitole, wo man sie allein ließ, mehr als Einem das Herz fehlen. Cicero zumal war außer sich, da er sah, daß man nichts weiter that, als schöne Reden halten. Er wollte, daß man handle, daß man den Augenblick benutze, daß man sterbe, wenn es nöthig sei. „Wäre der Tod an einem so glänzenden Tage nicht schön?" Dieser für gewöhnlich so unentschlossene Greis zeigte damals mehr Muth, als jene jungen Männer, die so eben eine so kühne That vollbracht hatten. Und doch was war nach Allem sein Vorschlag? „Man müsse," sagte er, „das Volk wieder entflammen." Ich habe eben gezeigt, ob das Volk im Stande war, darauf zu antworten. „Man müsse den Senat zusammenrufen, seinen Schrecken benutzen,

1) De Bell. civ., II, 120.

um von ihm günstige Decrete zu erzwingen." Gewiß hätte der Senat bewilligt, was man verlangt hätte; aber wenn die Decrete gegeben waren, wie sie ausführen! Alle diese Projecte waren unzureichend, und es war nicht gut möglich, Menschen, die entschieden waren, den Boden des Gesetzes nicht zu verlassen, vortheilhafte vorzulegen. Der einzige glückliche Fall, welcher Statt finden konnte, war, sich der Macht kühn zu bemächtigen, sie mit Gewalt und ungesetzlicher Weise zu behalten, ohne sich selbst vor der Proscription zurückschrecken zu lassen, der Volkstyrannei, die man so eben gestürzt hatte, eine aristokratische Dictatur entgegen zu stellen, mit einem Worte, einen Sulla wieder einzusetzen. Dies hätte Cassius auch vielleicht gethan; aber Brutus hatte einen Abscheu vor der Gewalt. Die Tyrannei, von welcher Seite sie auch kommen mochte, schien ihm ein Verbrechen; er wäre lieber mit der Republik untergegangen, als daß er sie durch solche Mittel gerettet hätte.

Die wenigen Tage, welche folgten, vergiengen in seltsamen Alternativen. Es trat gleichsam eine Art Interregnum ein, wo sich die Parteien mit ungleichen Chancen maßen. Das Volk, das den Verschworenen nicht gefolgt war, unterstützte auch nicht sehr ihre Feinde. Da man nicht wußte, woran man sich halten sollte, so plänkelte man auf beiden Seiten, wie der Zufall es darbot. Daher Widersprüche und Uebereilungen. An einem Tage proclamierte man die Amnestie, und Brutus speiste bei Lepidus; den Tag darauf steckte man die Häuser der Verschworenen in Brand. Nachdem man die Dictatur abgeschafft hatte, ratificierte man die Handlungen des Dictators. Die Freunde des Cäsar errichteten ihm eine Säule und einen Altar auf dem Forum; ein Freund des Cäsar ließ beide umstürzen. Mitten in dieser verworrenen Situation, als die beiden Parteien unentschieden und unsicher hin und her schwankten, ohne etwas Kühnes zu wagen, als jede um sich blickte, wo die Gewalt sei, erschienen diejenigen, die später die Herrn sein sollten.

Seit langer Zeit bereitete sich zu Rom im Geheimen eine Umwälzung vor, die man gar nicht bemerkte, weil ihre Fortschritte langsam und ununterbrochen waren, aber die, als sie zum Ausbruch kam, dem Staate eine andere Gestalt gab. Solange man nur vor den Thoren der Stadt und in Italien gekämpft hatte, waren die Feldzüge von kurzer Dauer. Die Bürger hatten nicht die Zeit dazu, in den Lagern die Traditionen des bürgerlichen Lebens zu verlieren; es gab noch keine handwerksmäßigen Soldaten, noch Generale von Profession. Aber je weiter die Kriege sich erstreckten und je länger sie dauerten, desto mehr gewöhnten sich diejenigen, welche sie führten, daran, fern von Rom zu leben. Sie verloren den Anblick des Forums so lange aus den Augen, daß sie die Leidenschaften und die Gewohnheiten auf demselben vergaßen. Zu gleicher Zeit öffneten sich, da das Bürgerrecht weiter ausgedehnt worden war, die Reihen der Legionen Leuten aus allen Ländern. Dieses Gemisch lockerte zuletzt die Bande, welche den Soldaten an die Stadt knüpften; er gewöhnte sich daran, sich von ihr zu isolieren, seine Sonderinteressen zu haben, das Lager als seine Heimat anzusehen. Nach dem großen Kriege gegen die Gallier, der zehn Jahre gedauert hatte, fiel es Cäsar's Veteranen nicht mehr ein, daß sie Bürger wären, und ihre Erinnerung gieng über Ariovistus und Vercingetorix nicht hinaus. Als man sie hatte belohnen müssen, wurden ihnen von Cäsar, der nicht undankbar war, die schönsten Länder Italiens zuertheilt, und diese Vertheilung war unter neuen Verhältnissen gemacht worden. Bis zu der Zeit traten die Soldaten nach dem Kriege wieder in die Masse des Volkes zurück, denn wenn man sie in eine Colonie schickte, so verloren sie sich unter den andern Bürgern und verschmolzen sich gleichsam mit ihnen; aber nun giengen sie unmittelbar aus ihrem Lager in die Besitzungen, die man ihnen gegeben hatte, und dadurch erhielt sich unter ihnen der militairische Geist. Da sie nicht sehr weit von einander entfernt waren und leicht zu einander kommen konnten, so verloren sie nicht ganz den Geschmack an dem abenteuerlichen Leben. „Sie verglichen," sagt Appian, „die mühsamen

Arbeiten des Landbaues mit den glänzenden und vortheilhaften Chancen der Schlachten[1])." Sie bildeten also im Schoße von Italien eine ganze Soldatenbevölkerung, die auf die Kriegsdrommete lauschte und bereit war, bei dem ersten Aufruf da zu sein.

Gerade zu der Zeit hielten sich viele von ihnen in Rom auf, die Cäsar dahin gerufen hatte, bis er ihnen Ländereien anwies. Andere befanden sich ganz in der Nähe, in Campanien, beschäftigt, sich einzurichten, und vielleicht misvergnügt über diese ersten Anstrengungen bei ihrer neuen Einrichtung. Mehrere von ihnen kamen, als sie von den Ereignissen hörten, nach Rom zurück; die übrigen warteten, um sich zu entscheiden, darauf, daß man sie theuer bezahle, und folgten dem, der ihnen am meisten bot. Nun, die Käufer fehlten nicht. Die Erbschaft des großen Dictators machte alle Lüsternheiten rege. Durch diese Soldaten, die ihre Dienste zu verkaufen bereit waren, hatte jeder von den Mitbewerbern seine Anhänger und seine Chancen. Antonius überflügelte sie alle durch den Glanz seiner consularischen Macht und durch die Erinnerungen an die Freundschaft mit Cäsar; aber neben ihm behaupteten sich der Wüstling Dolabella, der allen Parteien Hoffnungen gemacht hatte, und der junge Octavius, der aus Epirus kam, um die Erbschaft seines Oheims anzutreten. Ja selbst der unfähige Lepidus hatte mehrere Legionen in sein Interesse gezogen und spielte unter diesen Ehrgeizigen eine Rolle. Und alle, umgeben von Soldaten, die sie gekauft hatten, Herrn über bedeutende Provinzen, beobachteten sich mit Mistrauen, wartend auf den Augenblick, sich zu bekämpfen.

Was that inzwischen Brutus? Da die Gelegenheit der Iden des März einmal versäumt worden war, so konnte er noch die Kämpfe der Cäsarianer benutzen, um sich auf sie zu werfen und sie zu vernichten. Die entschlossenen Männer seiner Partei riethen ihm, es zu versuchen und die ganze Jugend, die in Italien und in den Provinzen bei Cäsar's Tode gejubelt hatte, zu den Waffen zu rufen;

1) De Bell. civ., III, 42.

aber Brutus verabscheute den Bürgerkrieg und konnte nicht dazu gebracht werden, von Neuem das Signal dazu zu geben. Wie er sich gedacht hatte, daß das Volk herbeieilen würde, um die Freiheit, welche man ihm wiedergab, anzunehmen, so hatte er geglaubt, daß die Restauration der Republik sich ohne Gewalt machen würde. Eine Illusion führte ihn zur andern, und der Dolchstoß, der der Anfang zu einem schrecklichen zwölfjährigen Kriege war, schien ihm für immer die öffentliche Ruhe sichern zu müssen. In dieser Ueberzeugung verließ er die Curie, wo er den Cäsar ermordet hatte, und lief durch die Straßen von Rom, indem er ausrief: Friede! Friede! Und dies Wort wurde von jetzt an seine Devise. Als seine Freunde, die von den Gefahren, welche er lief, hörten, aus den benachbarten Municipien zu seiner Vertheidigung herbeigekommen waren, hatte er sie zurückgeschickt. Er zog es vor, sich in sein Haus einzuschließen, als irgend einen Vorwand zu geben, die Gewaltthätigkeiten zu beginnen. Gezwungen, Rom zu verlassen, blieb er noch einige Zeit in den Gärten der Nachbarschaft versteckt, beunruhigt von den Soldaten, nur bei Nacht ausgehend, aber immer die große Volksbewegung erwartend, auf die er hartnäckig hoffte. Niemand regte sich. Er entfernte sich noch weiter und begab sich auf seine Landhäuser in Lanuvium und Antium. Dort vernahm er das Kriegsgetümmel, von dem Italien widerhallte, und er sah alle Parteien sich zum Kampfe rüsten. Er allein sträubte sich noch immer dagegen. Sechs volle Monate wich er der schrecklichen Nothwendigkeit aus, die von Tage zu Tage immer unvermeidlicher wurde. Er konnte sich nicht entschließen, sie anzuerkennen, und erholte sich bei Jedem Raths. Cicero erwähnt sogar in seinen Briefen[1]) eine Art von Rath, der in Antium gehalten wurde, um zu wissen, was am angemessensten zu thun sei. Servilia war mit Porcia zugegen, Brutus mit Cassius, und man hatte einige von den treusten Freunden, unter ihnen Favonius und Cicero, zugezogen. Servilia, mehr um

1) Ad Att., XV, 11.

ihres Sohnes Sicherheit als Ehre besorgt, wollte, daß er sich entferne. Sie hatte von Antonius, der ihr Freund geblieben war, für ihren Sohn und Schwiegersohn eine Legation, d. h. eine Commission, Getreide aus Sicilien zu beschaffen, erhalten. Es war ein annehmlicher und sicherer Vorwand, um Italien zu verlassen; aber mit einer von Antonius unterzeichneten Erlaubnis reisen, ein Exil als eine Gunstbezeigung annehmen, welche Schande! Cassius wollte nicht einwilligen, er sprach mit Heftigkeit, er war empört, er drohte, „man hätte sagen mögen, er athme nichts als Krieg.“ Brutus dagegen, ruhig, ergeben, fragte seine Freunde, fest entschlossen, sie zufrieden zu stellen, selbst auf Gefahr seines Lebens. Wünschte man, daß er nach Rom zurückkehre? Er war bereit, dahin zu gehen. Gegen diesen Vorschlag erhoben sich Alle. Rom war voll Gefahren für die Verschworenen, und man wollte die letzten Hoffnungen auf die Freiheit nicht nutzlos preisgeben. Was also thun? Alle beklagten bitter das Verfahren, daß man inne gehalten. Cassius bedauerte, daß man den Antonius nicht ermordet habe, wie er es gefordert, und Cicero hütete sich wohl, ihm zu widersprechen. Leider dienten diese gegenseitigen Vorwürfe zu Nichts; es handelte sich nicht darum, die Vergangenheit zu beklagen, der Augenblick war da, die Zukunft zu regeln, und man wußte nicht, wozu man sich entschließen sollte.

Nach dieser Conferenz entschied sich Brutus noch nicht sogleich. Er wollte durchaus, solange er könnte, auf seiner Villa von Lanuvium bleiben, um zu lesen und unter den schönen Säulengängen sich mit den griechischen Philosophen, seiner gewöhnlichen Gesellschaft, zu unterhalten. Indessen er mußte fort. Italien wurde immer unsicherer, die Veteranen beunruhigten die Landstraßen und plünderten die Landhäuser. Brutus begab sich nach Velia, wo ihn einige Schiffe erwarteten, um ihn nach Griechenland zu bringen. Er nannte seine Abfahrt ein Exil, und in seiner letzten Illusion hoffte er, daß dies nicht das Signal zum Kriege sein würde. Als Antonius ihn beschuldigte, daß er ihn vorbereite, antwortete er ihm

in des Cassius und in seinem Namen durch einen merkwürdigen Brief, dessen Schluß folgender ist: „Auf freie Menschen hat die Drohung keine Einwirkung. Du siehst recht wohl ein, daß man uns nicht irgendwozu bestimmen kann, und deshalb führst du vielleicht eine drohende Sprache, damit das, was bei uns wohl erwogen ist, den Anschein von Furcht hat. Unser Sinn ist darauf gerichtet, daß wir wünschen, du mögest in einem freien Staate eine hohe und ehrenvolle Stellung einnehmen; wir wollen dich nicht zu irgendwelchen Feindseligkeiten herausfordern, aber doch wollen wir unsere Freiheit höher schätzen, als deine Freundschaft. Du überlege reiflich, was du unternimmst, was du leisten kannst, und bedenke nicht, wie lange Cäsar gelebt hat, sondern wie wenig lange er regiert hat. Wir bitten die Götter, daß deine Entschlüsse dem Gemeinwesen und dir zum Heile gereichen mögen; wo nicht, so wünschen wir, daß sie, ohne das Wohl und die Ehre des Staates zu gefährden, dir so wenig wie möglich zum Schaden gereichen[1])!"

In Velia trafen Brutus und Cicero zusammen, der ebenfalls Italien zu verlassen gedachte. Entmuthigt durch die Unthätigkeit seiner Freunde, in Schrecken gesetzt durch die Drohungen seiner Feinde, hatte er schon den Versuch gemacht, nach Griechenland zu entfliehen, aber der Wind hatte ihn an Italiens Küste zurückgeworfen. Als er vernahm, daß Brutus sich entfernen wolle, wollte er ihn noch einmal sehen und, wenn es möglich wäre, mit ihm zusammen abreisen. Cicero hat oft in tief ergreifender Weise von diesem letzten Zusammensein gesprochen. „Ich sah ihn," erzählte er später dem Volke, „ich sah ihn Italien verlassen, weil er hier keinen Bürgerkrieg erregen wollte. O was für ein schmerzlicher Anblick nicht allein für die Menschen, sondern für die Meereswogen und die Gestade! Der Retter des Vaterlandes mußte aus demselben fliehen, seine Zerstörer blieben in demselben allmächtig zurück[2])." Des Brutus letzter Gedanke in diesem traurigen Augenblicke war noch

1) Ad fam., XI, 3. — 2) Philipp., X, 4.

für den öffentlichen Frieden. Trotzdem daß er sich so oft getäuscht hatte, rechnete er stets auf das Volk von Rom; er war der Meinung, daß man nicht genug gethan habe, um das Feuer desselben zu entflammen; er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß es keine Bürger mehr gäbe. Er reiste ab von Schmerz erfüllt, daß er nicht einen letzten Kampf auf dem Boden des Gesetzes versucht habe. Ihm war es ohne Zweifel nicht möglich, nach Rom zurückzukehren, in dem Senate wieder zu erscheinen; aber Cicero war weniger compromittiert, sein Ruhm zwang zur Ehrfurcht; man hörte gern seine Stimme. Konnte er nicht diesen letzten Kampf versuchen? Brutus hatte es immer gedacht; in diesem Augenblicke wagte er es, es auszusprechen. Er wies den Cicero darauf hin, daß er eine große Pflicht zu erfüllen, eine große Rolle zu spielen habe; seine Rathschläge, seine Vorwürfe, seine Bitten bestimmten ihn, seine Reise aufzugeben und nach Rom zurückzukehren. Es schien ihm, als höre er, wie er später sagte, die Stimme des Vaterlandes, die ihn zurückriefe[1]). Und sie trennten sich, um sich nie wieder zu sehen.

Doch so sehr Brutus sich sträubte, der unaufhaltsame Strom der Begebenheiten, gegen welchen er seit sechs Monaten ankämpfte, riß ihn in den Bürgerkrieg mit fort. Nachdem er Italien verlassen, hatte, war er nach Athen gekommen, wo er seine Zeit damit zubrachte, den Akademiker Theomnestes und den Peripatetiker Kratippos zu hören. Plutarchos erblickt in diesem Verfahren eine kluge Verstellung. „Im Geheimen," sagt er, „bereitete er sich zum Kriege vor." Cicero's Briefe dagegen beweisen im Gegentheil, daß der Krieg ihn aufsuchte. Thessalien und Makedonien waren voll von alten Soldaten des Pompejus, die nach der Schlacht bei Pharsalus dort zurückgeblieben waren; die Inseln des ägäischen Meeres, die Städte Griechenlands, die gleichsam als eine Art von Zufluchtsstätten für die Geächteten angesehen wurden, schlossen viele Unzufriedene, die sich dem Cäsar nicht hatten fügen wollen, in sich, und

1) Ad fam., X, 1.

seit des Märzes Iden waren sie die Zuflucht aller derer, welche sich der Herrschaft des Antonius entzogen. Endlich war Athen voll von jungen Leuten aus den vornehmsten Häusern Roms, Republikanern von Geburt und Alter, die dort ihre Ausbildung vollendeten. Alle warteten nur auf Brutus, um zu den Waffen zu greifen. Als er kam, zeigte sich überall eine große und unwiderstehliche Bewegung, der nachzugeben er selbst sich gezwungen sah. Apulejus und Vatinius führten ihm die Truppen, die sie befehligten, zu. Die alten Soldaten Makedoniens sammelten sich unter das Q. Hortensius Commando; es kamen so viele aus Italien, daß der Consul Pansa sich zuletzt darüber beschwerte und drohte, er würde die dem Brutus sich anschließenden Soldaten auf ihrem Wege festhalten lassen. Die Studierenden in Athen, unter ihnen Cicero's Sohn und der junge Horatius, gaben ihre Studien auf und traten in seine Dienste. In wenigen Monaten war Brutus Herr über ganz Griechenland, und er hatte acht Legionen.

In diesem Augenblicke schien die republikanische Partei überall auf einmal zu erwachen. Cicero hatte in Rom mehr, als er hoffte, erreicht und dem Antonius Feinde geschaffen, die ihn vor Mutina geschlagen hatten. Brutus hatte ein bedeutendes Heer in Griechenland gebildet. Cassius durchzog Asien, Legionen auf seinem Wege sammelnd, und der ganze Orient erklärte sich für ihn. Die Zaghaftesten bekamen wieder Hoffnung, und es schien, daß man von dem Zusammenströmen so vieler edelmüthigen Vertheidiger Alles für die Republik erwarten könne. Jedoch gerade in diesem Augenblicke, wo es darauf ankam, einig zu sein, brach zwischen Cicero und Brutus der ernsteste Zwist aus, der sie jemals getrennt hat. So unangenehm er uns auch ist, so müssen wir ihn doch schildern, denn er läßt uns sie beide vollständig erkennen.

Cicero zeigte sich zuerst unzufrieden. Dieser sonst so schwache, so zaudernde Mann war seit Cäsar's Tode ungemein energisch geworden. Die Weisheit, Milde, Mäßigung, vortreffliche Eigenschaften, die er sehr liebte und gern übte, schienen ihm für die Ver-

hältnisse, worin man sich befand, nicht passend. Dieser große Lobredner der friedlichen Siege predigte vor aller Welt den Krieg; dieser strenge Freund der Gesetzlichkeit forderte von aller Welt, davon abzugehen. „Wartet nicht auf die Senatsbeschlüsse[1]," sagte er dem Einen. — „Seid euch selbst euer Senat[2]," schrieb er dem Andern. Um zu seinem Ziele zu gelangen, schienen ihm alle Mittel gut, selbst die gewaltsamsten; alle Verbindungen gefielen ihm, selbst die mit Leuten, welche er nicht achtete. Brutus dagegen, wenn auch entschlossen, die Waffen zu ergreifen, zeigte sich wie sonst gewissenhaft und ängstlich und liebte auch jetzt nicht die Gewaltthätigkeit. Wiewohl sein Name besonders durch einen Mord berühmt geblieben ist, so war ihm doch das Blut zuwider. Jenen unmenschlichen Gesetzen, die von Jedermann angenommen waren, und die den Besiegten rücksichtslos der Discretion des Siegers überließen, entgegen, schonte er seine Feinde, wann sie in seiner Gewalt waren. Davon hatte er erst kürzlich ein Beispiel gegeben, da er dem Bruder des Antonius, nachdem er ihn besiegt hatte, das Leben ließ. Obgleich dieser ein schlechter Mensch war und zum Dank für die Erhaltung seines Lebens gesucht hatte, die Soldaten, welche ihn bewachten, zu bestechen, so hatte ihn Brutus dennoch ferner mit Milde behandelt. Das scheint kein großes Verbrechen zu sein; in Rom jedoch war man darüber sehr erbittert. Die wüthenden Drohungen des Antonius, denen man mit so vieler Mühe entgangen war, die Erinnerung an den Schrecken, welchen man gehabt hatte, und an die fürchterlichen Alternativen, die man seit sechs Monaten durchmachte, hatten die Ruhigsten empört. Es gibt nichts Heftigeres als den Zorn der Gemäßigten, wenn man sie auf das Aeußerste treibt. Sie wollten um jeden Preis und so schnell als möglich zu Ende kommen. Sie erinnerten sich, mit welchem Widerstreben und welchem Zögern Brutus den Krieg begonnen hatte. Da sie ihn so nachsichtig, so milde erblickten, so fürchteten sie, daß er in sein

1) Ad fam., XI, 7. — 2) ib., X, 16.

Zögern zurückfallen und den Augenblick der Rache und der Sicherheit wieder verschieben würde. Cicero übernahm es, ihre Unzufriedenheit dem Brutus zu erkennen zu geben. In seinem Briefe, den wir noch haben, zählte er mit großer Lebhaftigkeit die Fehler, welche man seit Cäsar's Tode gemacht hatte, auf; er erinnerte an alle die Schwächen, an alles das Zögern, wodurch die Entschlossenen muthlos gemacht seien, und, was den Brutus besonders verletzen mußte, an die Lächerlichkeit, den öffentlichen Frieden durch Reden begründen zu wollen. „Weißt du denn nicht," sagte er zu ihm, „um was es sich in diesem Augenblicke handelt? Eine Schaar von Bösewichtern bedroht sogar die Tempel der Götter, und worum es sich in diesem Kriege handelt, ist unser Leben oder unser Tod. Wen schonen wir? was thun wir? Ist es klug, Menschen zu schonen, die, wenn sie Sieger sind, selbst die letzte Spur von unserer Existenz vertilgen werden[1]?"

Diese Vorwürfe brachten den Brutus in Wallung, und er machte ihm in seiner Antwort auf diesen Brief Gegenvorwürfe. Auch er war mit dem Senat und mit Cicero unzufrieden. So sehr er die Beredsamkeit in den Philippiken bewunderte, so mußte ihn doch Vieles beim Lesen derselben verletzen. Der ganze Ton dieser Reden, die bittern Persönlichkeiten, die heftigen Invectiven konnten dem nicht gefallen, der bei der Ermordung des Cäsar ohne Leidenschaft und mehr als Feind eines Princips als einer Person hatte erscheinen wollen. Wenn sich aber in den Philippiken eine große Liebe zur Freiheit zeigt, so zeigt sich auch ein heftiger Haß gegen eine Person. Man fühlt deutlich, daß dieser Feind des Vaterlandes zugleich ein geheimer und persönlicher Gegner ist. Er hat es versucht, Rom zu knechten, aber er hat sich auch erlaubt, in einer sehr scherzhaften Rede alles Lächerliche an dem alten Consularen zu verhöhnen. Als Cicero diese Invective las, würde seine reizbare Eitelkeit erregt; „er knirschte vor Wuth[2]," nach dem Ausdrucke eines Zeitgenossen.

1) Ad Brut., II, 7. — 2) Ad fam., XI, 23.

Der edle Haß, den er gegen einen öffentlichen Feind empfindet, ist durch persönlichen Groll entflammt; ein Kampf auf Leben und Tod begann, er wurde durch vierzehn Reden mit einer immer wachsenden Leidenschaftlichkeit fortgesetzt. „Ich will ihn,“ hatte er gesagt, „mit meinen Schmähungen niederdrücken und ihn der ewigen Schmach der Nachwelt überliefern[1];“ und er hat Wort gehalten. Diese leidenschaftliche Beharrlichkeit, diese so heftige und ungestüme Sprache mußte den Brutus verletzen. Was ihm nicht weniger misfiel, als der Zorn Cicero's, waren seine Schmeicheleien. Er zürnte ihm wegen der hyperbolischen Lobpreisungen, die er Leuten spendete, ohne daß sie es verdienten, den Generalen, die allen Parteien gedient, den Staatsmännern, die sich unter allen Regierungen compromittiert, den Intriganten aller Art, die Cicero mit so großem Eifer zusammengeführt hatte, um aus ihnen, wie er sagte, die Partei der Gutgesinnten zu bilden; er ärgerte sich besonders, daß er ihn den jungen Octavius mit Ehre überhäufen und die Republik ihm zu Füßen legen sah; und als er ihn „einen göttlichen jungen Mann, der von den Göttern zur Vertheidigung des Vaterlandes geschickt sei,“ nennen hörte, da konnte er sich kaum halten.

Wer von den beiden hatte Recht? Gewiß Brutus, wenn man den Ausgang ins Auge faßt. Octavius konnte in der That nichts als ein Ehrgeiziger und als ein Verräther sein. Der Name, welchen er führte, war für ihn eine unvermeidliche Versuchung; ihm die Republik überliefern, hieß sie ins Verderben führen. Brutus hatte Grund zu glauben, daß Octavius mehr als Antonius zu fürchten sei, und sein Haß täuschte ihn nicht, wenn er in dem von Cicero so sehr gepriesenen göttlichen jungen Manne den künftigen Herrn des Reiches, den Erben und den Nachfolger dessen, den er ermordet hatte, erblickte. War es denn aber Cicero, den man anklagen mußte, oder waren es nur die Umstände? Als er Octavius' Hilfe annahm, hatte er die Freiheit sie zurück zu weisen? Die Republik hatte in

---

1) Philipp., XIII, 19.

der Zeit nicht einen Soldaten, den sie denen des Antonius entgegenstellen konnte; man mußte die des Octavius annehmen oder untergehen. Nachdem er die Republik gerettet hatte, wäre es unrecht gewesen, mit ihm um den Dank und die Ehre zu feilschen. Ueberdies forderten sie seine Veteranen für ihn auf eine Weise, die keine Zurückweisung duldete, und ertheilten sie ihm oft sogar im Voraus. Der Senat sanctionierte Alles aufs Schnellste, aus Furcht, daß man seine Genehmigung für entbehrlich halten möchte. „Die Verhältnisse," sagt Cicero an einer Stelle, „haben ihm das Commando übertragen; wir haben nur die Fascen gegeben[1])." Also bevor man Cicero's Handlungsweise tadelte oder seine Schwäche anklagte, mußte man an die Schwierigkeiten seiner Lage denken. Er versuchte, die Republik mit Hilfe von Männern wieder herzustellen, die sie bekämpft hatten und nicht liebten. In wieweit konnte er auf einen Hirtius, den Urheber eines strengen Gesetzes gegen die Pompejaner, auf einen Plancus und einen Pollio, die alten Unterfeldherrn Cäsar's, auf einen Lepidus und Octavius, die ihn ersetzen wollten, bauen? Und dennoch hatte er keine andere Stütze als sie. Dem großen ehrgeizigen Manne, der an dem Tage nach den Iden des März sich zum Herrn hatte machen wollen, konnte er nur eine Coalition von Ehrgeizigen untergeordnetes Ranges oder von Menschen, die ihre Absicht wohl zu verbergen wußten, entgegenstellen. Mitten unter allen diesen offenen oder versteckten Begehrlichkeiten war nichts schwerer, als sich selbst zu lenken. Man mußte diese Begierden gegenseitig im Zaume halten, ihnen schmeicheln, um sie zu leiten, und sie halb befriedigen, um sie zu zügeln. Daher die verschwendeten oder verheißenen Ehrenbezeigungen, der Luxus in Lobpreisungen und zuerkannten Titeln, die Uebertreibungen in offizieller Dankbarkeit. Es war eine durch die Umstände gebotene Nothwendigkeit; anstatt dem Cicero es zum Verbrechen anzurechnen, daß er sich derselben gefügt hat, mußte man daraus schließen, daß der Versuch eines letzten legalen Kampfes, die

1) Philipp., XI, 8.

Rückkehr nach Rom, um hier das Volk zu entflammen, das Vertrauen auf die Macht der Erinnerungen und die Allgewalt der Rede nichts weiter war, als sich unnützen Gefahren und unzweifelhaften Verrechnungen überlassen. Cicero erkannte es deutlich. Allerdings hat er manchmal mitten in der Hitze des Kampfes von den Triumphen seiner Beredsamkeit sich können berauschen lassen, wie an dem Tage, wo er dem Cassius naiver Weise schrieb: „Wenn man öfter reden könnte, würde es nicht zu schwer sein, die Republik und die Freiheit wieder zu gewinnen [1]),“ aber diese Illusion dauerte gar nicht lange. Als der Rausch vorüber war, überzeugte er sich bald von der Ohnmacht seiner Rede und erklärte zuerst, daß man seine Hoffnung nur auf das republikanische Heer setzen dürfe. Diese Meinung hat er nie gewechselt. „Du meinst,“ schrieb er an Atticus, „ich wäre im Irrthum, wenn ich glaubte, daß das Wohl des Vaterlandes von Brutus abhienge; es ist aber dem wirklich so. Entweder ist es aus mit der Republik, oder sie wird nur durch ihre oder seine Anhänger gerettet werden [2]).“ Ohne Illusionen, ohne Hoffnung hatte Cicero diesen letzten Versuch gewagt, einzig und allein, um dem Wunsche des Brutus nachzukommen, der stets bei seiner Liebe zu einem legalen Widerstande und zu einem friedlichen Kampfe beharrte. Es kam also dem Brutus weniger als irgend Jemandem zu, ihm darüber Vorwürfe zu machen, daß er darin unterlegen sei. Cicero hatte Recht, oft an jene Unterredung zu Velia zu erinnern, wo ihn sein Freund trotz seinem Widerwillen bestimmte, nach Rom zurückzukehren. Diese Erinnerung war seine Vertheidigung; sie mußte dem Brutus jedes bittere Wort gegen denjenigen verbieten, den er selbst in ein endloses Labyrinth gestoßen hatte.

Den Cicero mußte solcher Vorwurf tief schmerzen. Jedoch erlitt deshalb seine Freundschaft für Brutus keinen Stoß. Auf ihn richtet er noch seine Blicke, ihn ruft er an, als ihm Alles in Italien verloren zu sein scheint. Nichts ist ergreifender, als dieser letzte

---

1) Ad fam., XII, 2. — 2) Ad Att., XIV, 20.

Schmerzensschrei: „Wir, mein lieber Brutus, sind die Spielbälle der Frechheit der Soldaten und der Unverschämtheit des Führers. Jeder will in der Republik soviel Gewalt haben, wie er Kräfte hat. Man kennt weder Vernunft noch Maß, noch Gesetz, noch Pflicht; man kümmert sich nicht mehr um die öffentliche Meinung, noch um das Urtheil der Nachwelt. Komm doch und gib endlich der Republik die Freiheit, welche du ihr durch deinen Muth errungen, aber deren wir uns noch nicht erfreuen können. Alle werden sich um dich drängen; die Freiheit findet nur noch unter deinem Zelte ein Asyl. Das ist unsere gegenwärtige Situation; könnte sie doch besser werden! Wenn es anders kommt, werde ich nur die Republik beweinen; sie mußte unvergänglich sein. Ich habe nur noch kurze Zeit zu leben[1]).“

Wenige Monate nachher traten Lepidus, Antonius und Octavius als Triumvirn zur Wiederherstellung der Republik, wie sie sich nannten, bei Bononia zusammen. Sie kannten sich zu gut, um nicht zu wissen, daß jeder von ihnen zu Allem fähig sei; auch hatten sie gegen einander ängstliche Vorsichtsmaßregeln genommen. Die Zusammenkunft fand auf einer Insel statt, und sie kamen dahin mit einer gleichen Anzahl von Truppen, von denen sie nicht aus den Augen gelassen werden durften. Zur größern Sicherheit noch und aus Furcht, daß irgend ein Dolch versteckt sei, untersuchten sie sich gegenseitig. Nachdem sie sich auf solche Weise sicher gestellt hatten, debattierten sie lange Zeit. Es war gar nicht die Rede von den Mitteln, die Republik zu reconstituieren; was sie am meisten nächst der Theilung der Macht beschäftigte, war die Rache, und man fertigte sorgfältig ein Verzeichnis von denjenigen an, die man ermorden wollte. Dio Cassius bemerkt, daß, da sie sich tief haßten, man sicher war, der Todfeind der beiden andern zu sein, wenn man mit einem von ihnen sehr befreundet war, so daß jeder ganz bestimmt den Kopf der besten Freunde seiner neuen Verbündeten forderte. Aber diese Schwierigkeit hielt sie nicht auf, die Dankbarkeit forderte weit

1) Ad Brut., I. 10,

weniger, als der Haß, und indem sie mit einigen Freunden, ja mit einigen Verwandten den Tod eines Feindes bezahlten, fanden sie den Handel noch wohlfeil. Bei solchen gegenseitigen Gefälligkeiten wurde man schnell einig, und die Liste wurde angefertigt. Cicero war nicht darauf vergessen, wie man sich wohl denken kann. Antonius hatte ihn entschieden verlangt, und es ist nicht wahrscheinlich, was auch die Geschichtschreiber des Kaiserreichs sagen mögen, daß Octavius ihn sehr in Schutz genommen habe; es hätte ihn an eine peinliche Dankbarkeit und an einen zu eclatanten Meineid erinnert.

Mit dem Tode Cicero's sind wir an dem Ziel dieser Arbeit angelangt, da nur unsere Absicht war, die Beziehungen des Cicero zum Brutus kennen zu lernen. Wenn man weiter gehen und auch des Brutus Ende kennen lernen will, so wird es genügen, die schöne Darstellung des Plutarchos zu lesen. Ich fürchte sie zu entstellen, wenn ich sie abkürze. Wir erkennen daraus, daß Brutus, als er den Tod des Cicero erfuhr, einen tiefen Schmerz empfand. Er betrauerte mehr als einen Freund, denn er hatte mit ihm eine Hoffnung verloren, die ihm theuer war, und auf welche er nicht hatte verzichten wollen. Dieses Mal jedoch mußte er deutlich erkennen, daß es keine Bürger mehr in Rom gab, und völlig an diesem elenden Volke verzweifeln, welches seine Beschützer so untergehen ließ. „Wenn sie Sclaven sind," sagte er traurig, „so ist es mehr ihre Schuld als die ihrer Tyrannen." Kein Geständnis ist ihm schwerer gewesen, als dieses. Seitdem er den Cäsar ermordet hatte, war sein Leben nur noch eine Reihe von Verrechnungen, und die Ereignisse schienen mit allen Plänen, die er gebildet hatte, ihr Spiel zu treiben. Seine Legalitätsbedenken hatten ihn die Gelegenheit die Republik zu retten verlieren lassen; sein Abscheu vor dem Bürgerkrieg hattte nur dazu gedient, ihn denselben zu spät beginnen zu lassen. Es war nicht genug, daß er sich wider seinen Willen gezwungen gesehen hatte, das Gesetz zu brechen und seine Mitbürger zu bekämpfen, er sah sich auch genöthigt zu seinem großen Schmerze einzugestehen, daß er sich getäuscht habe, indem er zu große Hoffnung auf die

Menschen gesetzt habe. Er hatte eine gute Meinung von ihnen, als er sie aus der Ferne mit seinen theuern Philosophen studierte. Wie sehr änderte sich seine Meinung, als er dazu kam, sie zu lenken und sich ihrer zu bedienen, als er Zeuge von der Kraftlosigkeit der Charaktere sein mußte, als er ihre geheimen Gelüste, ihren sinnlosen Haß, die feige Angst derjenigen, die er als die bewährtesten und wackersten ansah, plötzlich kennen lernte! Sein Schmerz war so groß, daß er bei der Nachricht von den letzten Schwächen Cicero's sogar an der Philosophie, seiner Lieblingswissenschaft, die den Reiz seines Lebens ausgemacht hatte, zweifelte. „Was nützt es ihm," sagte er, „daß er mit solcher Beredsamkeit für die Freiheit seines Vaterlandes, über Ehre, Tod, Verbannung, Armuth geschrieben hat? Wahrhaftig, ich fange an kein Vertrauen mehr zu den Studien zu haben, womit sich Cicero so eifrig beschäftigt hat[1])." Wenn man diese bittern Worte liest, dann denkt man an die, welche er vor seinem Tode aussprach; jene lassen diese begreifen, und sie zusammen sind das Symptom desselben innern Uebels, welches sich in dem Maße ausdehnt, als die Praxis ihm mehr und mehr den Zauber von den Menschen und von dem Leben nimmt. Er zweifelte an der Philosophie, als er die Schwäche derjenigen, die sie so eifrig getrieben, erblickte; als er sah, daß die Partei der Proscriptoren triumphierte, zweifelte er an der Tugend. So mußte also der Mann enden, der aus einem Mann der Theorie gegen seinen Willen ein Mann der That geworden und durch die Ereignisse aus seiner Natur herausgeschleudert war.

---

1) Epist. Brut., I, 17.

Octavius.

Das politische Testament des Augustus.

Cicero liebte die Jugend; er verkehrte gern mit ihr und wurde leicht wieder jung mit ihr. Zu der Zeit, als er Prätor und Consul geworden war, sehen wir ihn sich mit jungen Leuten von einer großen Zukunft umgeben, wie mit Cälius, Curio und Brutus, die er mit sich auf das Forum nahm, und die er an seiner Seite plaidieren ließ. Späterhin, als ihn die Niederlage bei Pharsalus von der Regierung seines Vaterlandes entfernt hatte, lebte er in vertrautem Umgange mit dieser muntern Jugend, die der Partei des Siegers gefolgt war, und unterrichtete sie sogar zum Zeitvertreib in der Beredsamkeit. „Sie sind meine Schüler in der Kunst der Beredsamkeit," schrieb er scherzend, „und meine Lehrer in der Kunst des guten Tisches[1])." Nach Cäsar's Tode brachten ihn die Ereignisse mit einer noch jüngern Generation, welche damals auf dem politischen Schauplatz zuerst auftrat, in Verbindung. Plancus, Pollio, Messala, die das Schicksal zu den Großwürdenträgern einer neuen Regierung ausersehen hatte, suchten seine Freundschaft nach, und der, welcher die Alleinherrschaft begründete, nannte ihn seinen Vater.

Der Briefwechsel zwischen Octavius und Cicero war veröffentlicht worden, und wir wissen, daß er mindestens drei Bücher umfaßte. Es würde für uns von sehr großem Interesse sein, wenn er uns erhalten wäre. Wir würden bei seiner Lectüre alle Phasen jener kurzen Freundschaft von einigen Monaten, die auf eine so schreckliche Weise enden sollte, verfolgen können. Wahrscheinlich,

1) Ad fam., IX, 16.

würden die ersten Briefe des Cicero ihn uns gleich als mistrauisch, unzuverlässig, voll kalter Höflichkeit zeichnen. Was man auch gesagt haben möge, Cicero hat die Hilfe des Octavius für die Republik nicht nachgesucht. Octavius bot sich von selbst an. Er schrieb täglich an Cicero[1], er überhäufte ihn mit Betheuerungen und Versprechungen, er versicherte ihn einer Ergebenheit, die immer gleich bleiben mußte. Cicero zögerte lange, diese Ergebenheit auf die Probe zu stellen. Er fand, daß Octavius intelligent und entschlossen, aber noch sehr jung war. Er scheute seinen Namen und und seine Freunde. „Er ist in zu schlechter Umgebung," sagte er, „er wird nie ein guter Bürger sein[2]." Indessen ließ er sich zuletzt doch gewinnen; er vergaß sein Mistrauen, und als der Jüngling, wie er ihn mit Vorliebe nannte, Modena entsetzt hatte, gieng seine Anerkennung sogar so weit, daß der weise Atticus ihm sein Misfallen darüber bezeigte und Brutus darüber böse wurde. Was ihn damals alles Maß vergessen läßt, ist die Freude, die er über des Antonius Niederlage empfindet; sein Haß verblendet ihn und reißt ihn fort. Als er „diesen Trunkenbold zuletzt in des Octavius Netz[3]" gerathen sieht, da kann er sich vor Freude nicht mehr mäßigen. Aber diese Freude währte nicht lange, denn er vernahm den Verrath des Feldherrn fast zu derselben Zeit, wie seinen Sieg. Gerade jetzt würden seine Briefe interessant werden. Sie würden uns über die letzten Monate seines Lebens, die wir fast gar nicht kennen, Aufklärung geben. Man hat ihm die große Mühe, welche er sich damals gab, um seinen alten Freund zu erweichen, zum Verbrechen gemacht, und ich gebe zu, daß, wenn man nur das Interesse seiner Würde zu Rathe zieht, es besser gewesen wäre, wenn er von dem, der ihn auf so gemeine Weise verrathen hatte, nichts erbeten hätte. Aber es handelte sich nicht um ihn allein. Rom hatte keine Soldaten, die es denen des Octavius entgegen

---

1) Ad Att., XVI, 11. — 2) ib., XIV, 12. — 3) Ad fam., XII, 25: Quem ructantem et nauseantem conieci in Caesaris Octaviani plagas.

stellen konnte. Das einzige Mittel ihn zu entwaffnen war, ihn an die Versprechungen, die er gemacht hatte, zu erinnern. Es war gar keine Hoffnung vorhanden, daß es gelingen würde, in dieser egoistischen Seele einen Funken von Patriotismus anzufachen; allein man hätte es wenigstens versuchen sollen. Die Republik war eben so wie das Leben Cicero's in Gefahr, und was für ihn zu thun nicht schicklich war, um sein Leben zu verlängern, das mußte er versuchen, um die Republik zu retten. Es liegt nichts Herabwürdigendes darin, wenn man zum Schutze der Freiheit seines Vaterlandes und in Ermangelung eines andern Mittels sie zu schützen sich zur Bitte wendet. Ohne Zweifel schrieb er in diesem schrecklichen Augenblick an Octavius jene so demüthigen Worte, die man in den Fragmenten von seinen Briefen findet: „Laß mich nunmehr wissen, was ich deinem Wunsche gemäß thun soll, ich werde über deine Erwartung hinausgehen[1]." Fern sei es, ihm einen Vorwurf wegen seiner Bitten zu machen, ich gestehe, daß ich nicht ohne Rührung diesen ruhmvollen Greis sich vor dem Jünglinge so demüthigen sehe, der sein Vertrauen verrathen, der mit seiner Leichtgläubigkeit ein Spiel getrieben hat, aber der die Macht besitzt, die Republik zu retten oder zu stürzen.

Leider haben wir von diesen Briefen nur unvollkommene Trümmer, die uns über Nichts belehren können. Wenn man das Fragment, was für die letzten Ereignisse in dem Leben des Cicero von so großer Wichtigkeit ist, kennen zu lernen wünscht, dann muß man sich anders wohin wenden. Es wäre leicht und lehrreich, hier die Meinung, welche uns die Geschichtschreiber der Kaiserzeit über ihn geben, vorzubringen. Allein ich ziehe es vor, der Methode, welche ich in diesem ganzen Werke befolgt habe, bis ans Ende treu zu bleiben und den Octavius sowohl wie den Cicero, wenn es möglich ist, nach dem, was er selbst uns sagt, nach seinem eignen Geständnis und nach seinen Erklärungen zu beurtheilen. Da sein

1) Fragm. Cic. Orelli, p. 465.

Briefwechsel und seine Memoiren verloren gegangen sind, so wenden wir uns zu der wichtigen Inschrift von Ancyra, die man auch das politische Testament des Augustus nennt, weil er uns darin einen kurzen Abriß von seinem ganzen Leben gibt. Glücklicher Weise ist sie auf uns gekommen. Man weiß durch Suetonius, daß er den Befehl ertheilt hatte, man solle ein auf eherne Tafeln eingegrabenes Verzeichnis von seinen Thaten vor seinem Mausoleum aufstellen [1]). Es ist wahrscheinlich, daß dasselbe in dem ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung sehr verbreitet war, und daß aus Schmeichelei oder aus Dankbarkeit überall vielfache Abschriften davon zu derselben Zeit angefertigt worden sind, als die Verehrung dessen, der die Alleinherrschaft begründet hat, sich über die ganze Welt verbreitete. Man hat unter den Ruinen von Apollonia Fragmente davon aufgefunden, und vollständig existiert es noch zu Angora, dem alten Ancyra. Als die Einwohner von Ancyra dem Augustus, der ihr Wohlthäter gewesen war, einen Tempel errichteten, glaubten sie sein Andenken nicht besser ehren zu können, als wenn sie dies Verzeichnis, oder vielmehr diese Verherrlichung seines Lebens, die er selbst niedergeschrieben hatte, dort aufstellen ließen. Seit jener Zeit hat das dem Augustus geweihte Denkmal ein mannigfaltiges Schicksal gehabt; an die Stelle des griechischen Tempels ist eine byzantinische Kirche getreten, und an Stelle der Kirche eine türkische Schule. Das Dach stürzte ein und riß die Ornamente des Giebels mit herab, die Säulen der Portiken verschwanden, und zu den alten Ruinen häuften sich die Trümmer der byzantinischen und türkischen Gebäude, die auch schon Ruinen sind. Aber durch einen glücklichen Zufall blieben die Marmortafeln, welche von den Thaten des Augustus erzählen, fest an diesen unzerstörbaren Mauern sitzen.

Es ist hier eine passende Gelegenheit, dies Monument näher zu betrachten. Perrot hat uns aus Galatien eine genauere Copie von dem lateinischen Texte und einen ganz neuen Theil von der

---

1) Sueton. Aug., 101.

griechischen Uebersetzung, die das lateinische Original aufklärt und es vervollständigt, mitgebracht[1]). Mit Ausnahme einiger Lücken, die unbedeutend sind, ist jetzt, Dank ihm, die Inschrift vollständig und von Anfang bis zu Ende lesbar. Wir können also den ganzen Inhalt verstehen und uns ein Urtheil über dieselbe erlauben.

---

1) Exploration archéologique de la Galatie, etc., par MM. Perrot, Guillaume et Delbet. Paris, 1863. Didot. — Da die Galater griechisch sprachen und lateinisch schlecht verstanden, hatte man, damit sie die Aufzählung der Thaten des Augustus kennen lernten, während man in dem Tempel selbst an dem Ehrenplatze den officiellen Text angebracht hatte, die Uebersetzung davon außerhalb des Tempels aufgestellt, wo sie Jedermann lesen konnte. Aber die Außenseite des Tempels wurde ebensowenig respectiert, wie das Innere. Die türkischen Häuser sind dicht an die Mauer angebaut worden, ihre Balken gehen unmittelbar in den Marmor hinein, so daß dieses feste Gemäuer ihren von Backsteinen und Lehm errichteten Wänden zum Stützpunct dient. Es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit Perrot's und seines Begleiters Guillaume, um in diese wenig wirthlichen Häuser einzudringen. Und als sie einmal darin waren, stießen sie auf noch größere Schwierigkeiten. Man mußte Mauern niederreißen, Balken wegnehmen, Dächer stützen, um zu der alten Mauer zu gelangen. Das war noch nichts. Diese Mauer war geborsten und gerissen, von Erde und Rauch geschwärzt. Wie die Inschrift auf derselben entziffern? Man mußte ganze Wochen in stinkenden und dunkeln Räumen oder auf dem Stroh eines Heubodens wohnen, bei Licht arbeitend, das Licht nach allen Seiten auf die Oberfläche des Marmors fallen lassend, um endlich durch unerhörte Anstrengungen mit Muth und Ausdauer jeden Buchstaben herauszufinden und so zu sagen zu erobern. Diese mühevolle Arbeit ist von einem vollständigen Erfolge belohnt worden. Von 19 Columnen, welche den griechischen Text enthielten, hat der englische Reisende Hamilton fünf vollständig copiert und von einer andern die Fragmente. Perrot bringt uns zwölf ganz neue. Eine einzige, die neunte, hat nicht gelesen werden können; sie befand sich hinter einer dicken Scheidewand, die man durchaus nicht hat niederreißen können. Diese zwölf Columnen, obgleich von der Zeit hart mitgenommen, füllen einen großen Theil der Lücken des lateinischen Textes aus. Sie lassen uns ganze Abschnitte erkennen, von denen im Original keine Spuren waren, und sogar in Bezug auf die Stellen, wo das Latein besser erhalten war, rectificieren sie fast über=

I.

Die Eigenschaft, welche man beim Lesen der Inschrift von Ancyra zuerst bemerkt, ist die Erhabenheit. Es ist unmöglich, daß man nicht davon überrascht werden sollte. Man sieht deutlich an einem gewissen Herrschertone, daß der Mann, welcher spricht, länger als funfzig Jahre die Welt regiert hat. Er kennt die hohe Wichtigkeit der Dinge, die er vollbracht; er weiß, daß er einen neuen socialen Staat geschaffen hat und an der Spitze von einer der bedeutsamsten Umwandlungen der Menschheit gestanden ist. Auch wenn er Thatsachen nur kurz zusammenfaßt und Zahlen anführt, hat Alles, was er sagt, ein erhabenes Ansehn, ja er versteht es trockene Aufzählungen in ein so majestätisches Gewand zu kleiden, daß man sich beim Lesen von einer Art unwillkürlicher Ehrfurcht ergriffen fühlt. Man muß jedoch hierbei sehr auf seiner Hut sein. Die Majestät kann ein bequemer Schleier sein, der dazu dient, viele Schwächen zu verhüllen. Ludwig's XIV. Beispiel, das uns so nahe liegt, muß uns lehren, daß wir ihr ohne Prüfung nicht trauen dürfen. Außerdem darf man nicht vergessen, daß die Erhabenheit eine so echt römische Eigenschaft war, daß Rom lange Zeit den Schein derselben bewahrte, nachdem die Wirklichkeit verschwunden war. Wenn man die Inschriften aus den letzten Zeiten des Kaiserreichs liest, bemerkt man gar nicht, daß dasselbe seinem Sturze zueilt. Diese armen Fürsten, die kaum einige Provinzen besitzen, sprechen in demselben

---

all den Widersinn, den man bei der Interpretation des Textes gemacht hatte. Egger in seinem Examen des historiens d'Auguste, S. 412 und folg., hat die Inschrift von Ancyra mit großer Sorgfalt und Kritik studiert. Mommsen, unterstützt von Perrot's Copie, bereitet eine gelehrte Abhandlung über diese Inschrift vor, nach welcher gewiß nichts mehr zu thun übrig bleiben wird. (Sie ist erschienen 1865 unter dem Titel: Res gestae divi Augusti ex monumentis ancyrano et apolloniensi edidit Th. Mommsen.)

Tone, als wenn sie über den ganzen Erdkreis zu gebieten hätten, und in ihren gröbsten Lügen zeigt sich eine unglaubliche Würde. Wenn man also beim Studieren der Monumente der römischen Geschichte nicht betrogen werden will, so ist es gut, sich gegen den ersten Eindruck, welcher leicht täuschen kann, zu wahren und die Dinge in der Nähe anzuschauen.

Obgleich die Inschrift, welche unserer Betrachtung vorliegt, den Titel führt: „Uebersicht der Thaten des Augustus," so ist es doch in Wahrheit nicht sein ganzes Leben, welches Augustus hat erzählen wollen. Es sind große Lücken und zwar sehr willkürliche darin: er wollte nicht Alles sagen. Als der alte Fürst, sechsundsiebenzig Jahr alt, von der ganzen Welt bewundert und verehrt, den Blick auf seine Vergangenheit richtete, um einen kurzen Abriß davon zu geben, traten viele Erinnerungen vor seine Seele, die ihm drückend sein mußten. So zum Beispiel ist es nicht zweifelhaft, daß er eine starke Abneigung hatte, an die ersten Jahre seines politischen Lebens zu erinnern. Indessen mußte er doch Etwas darüber sagen, und es war weit klüger, sie zu entstellen zu suchen, als ein Stillschweigen über sie zu beobachten, was insofern gefährlich war, als man dann erst recht viel darüber sprach. Er sucht dies auf folgende Weise zu vermeiden: „Im Alter von neunzehn Jahren," sagt er, „habe ich ganz von selbst und auf meine Kosten ein Heer ausgerüstet; mit diesem habe ich der von einer Faction beherrschten Republik die Freiheit, welche jene unterdrückte, wieder gegeben. Zur Belohnung dafür hat mich der Senat durch ehrenvolle Decrete unter die Zahl seiner Mitglieder, unter die Consularen aufgenommen, mir den Befehl über die Truppen übertragen und mich beauftragt, mit den Consuln C. Pansa und A. Hirtius in der Eigenschaft als Proprätor über das Wohl des Staates zu wachen. Nach dem Tode beider Consuln in demselben Jahre hat mich das Volk an ihre Stelle gesetzt und mich zum Triumvir, um die Republik fest zu stellen, ernannt." In diesen wenigen Zeilen, die den Anfang der Inschrift ausmachen, ist schon Manches sonderbarer Weise absichtlich verschwiegen. Sollte man in Wahrheit

nicht meinen, daß er alle Würden, die er aufzählt, erhalten hat, indem er derselben Sache diente, und daß zwischen den ersten Ehrenstellen, die ihm übertragen wurden, und dem Triumvirat Nichts vorgefallen ist? Jene ehrenvollen Decrete des Senats, die hier mit einiger Unverschämtheit erwähnt werden, kennen wir aus den Philippiken. Der Senat wünscht hier dem jungen Cäsar Glück, „daß er die Freiheit des römischen Volkes vertheidigt" und den Antonius geschlagen habe; nun aber geschah es, daß Cäsar, nachdem er sich mit Antonius zur Unterdrückung des römischen Volkes bei jener traurigen Zusammenkunft in Bononia verbunden hatte, den Titel Triumvir erhielt oder vielmehr annahm. Ueber alle diese Dinge beobachtet die Inschrift ein kluges Schweigen.

Was auf diese Zusammenkunft folgte, war noch weit schwerer zu erzählen. Hier besonders wollte Augustus, daß man vergäße. „Ich habe diejenigen verbannt, die meinen Vater ermordet hatten, indem ich ihr Verbrechen durch ordentliche Urtheilssprüche bestrafte. Als sie darauf den Krieg gegen die Republik führten, habe ich sie in zwei Schlachten besiegt." Man wird bemerken, daß von den Proscriptionen nicht die Rede ist. Was konnte er auch davon sagen? Und gab es Sprachkunststücke, die geschickt genug gewesen wären, um den Gräuel derselben zu schwächen? Alles dies zusammengenommen, war es also ehrenhafter, nicht davon zu sprechen. Aber da es nach dem trefflichen Ausspruche des Tacitus leichter ist zu schweigen, als zu vergessen, so können wir versichert sein, daß Augustus, der hier von den Proscriptionen Nichts erwähnt, in seinem Leben mehr als einmal an sie gedacht hat. Selbst wenn er keine Gewissensbisse empfunden hätte, so mußte er sich doch oft beschämt fühlen, wie sehr die Vergangenheit seine neue Politik Lügen strafte; denn was er auch thun mochte, die Proscriptionen zeugten stets gegen die offizielle Rolle eines milden und tugendhaften Menschen, die er angenommen hatte. Ja gerade hier, so scheint es mir, tritt diese Scham hervor. Sein Schweigen beruhigt ihn nicht vollständig. Er fühlt, daß es trotz der Discretion seiner Darstellung nicht ausbleiben wird,

daß trübe Erinnerungen in dem Geiste derer, die sie lesen werden, erwachen; ist es nicht, um ihnen zuvorzukommen, daß er sogleich hinzufügt: „Ich habe meine Waffen zu Wasser und zu Lande über den ganzen Erdkreis geführt, da ich gegen die Bürger und gegen das Ausland Kriege zu bestehen hatte. Als Sieger habe ich den Bürgern, die den Kampf überlebt hatten, verziehen, und was die auswärtigen Nationen betrifft, die man ohne Gefahr schonen konnte, so habe ich es vorgezogen sie zu erhalten, als sie zu vernichten."

Einmal über diesen schlimmen Punct hinfort, wurde es ihm leichter, das Uebrige zu erzählen. Jedoch ist er wieder sehr kurz, wo er von den fernsten Zeiten spricht. Vielleicht fürchtete er, daß die Erinnerung an die Bürgerkriege der Versöhnung der Parteien, welche durch die allgemeine Abspannung nach der Schlacht bei Actium herbeigeführt war, schaden möchte. Gewiß ist, daß sich in der ganzen Inschrift kein Wort findet, was irgend einen Groll erregen könnte. Er sagt fast gar nichts von seinen alten Nebenbuhlern. Kaum daß man ein geringschätziges Wort gegen Lepidus und eine für Antonius, den er nebenbei beschuldigt, sich die Tempelschätze angeeignet zu haben, unangenehme Erinnerung herausfinden kann. Folgendes ist Alles, was er von seinem Kriege gegen Sextus Pompejus, der ihm so viel Mühe machte, und von den tapfern Seeleuten, die ihn besiegt hatten, sagt: „Ich habe das Meer von den Seeräubern befreit, und in diesem Kriege habe ich dreißigtausend flüchtige Sclaven, die gegen die Republik gefochten hatten, wieder bekommen und habe sie ihren Herrn zurückgegeben, um sie zu züchtigen." Was den großen Sieg bei Actium betrifft, der ihm die Weltherrschaft verliehen hatte, so erwähnt er ihn nur, um die Bereitwilligkeit von Italien und der westlichen Provinzen, sich für ihn zu erklären, zu constatieren.

Natürlicher Weise verweilt er lieber bei den Begebenheiten der letzten Jahre seiner Regierung, und man fühlt, daß es ihm größere Freude macht, wenn es sich um Siege handelt, wo die Besiegten nicht mehr Römer sind. Er ist mit Recht stolz darauf, erwähnen zu können, wie er den Schimpf, den der Nationalstolz vor ihm erlitten

hatte, gerächt hat: „Ich habe die Adler nach den in Spanien und den über die Dalmatier erfochtenen Siegen wieder erobert, welche mehrere Generale verloren hatten. Ich habe die Parther gezwungen, die Beute und die Feldzeichen von drei römischen Heeren wieder herauszugeben und demüthig um unsere Freundschaft zu bitten. Ich habe diese Feldzeichen in dem Tempel des Mars Ultor aufstellen lassen." Man begreift auch, daß er mit Wohlgefallen über die Feldzüge gegen die Germanen spricht, obgleich er sehr behutsam des Varus Niederlage verschweigt und sich bemüht, das Andenken an die entfernten Feldzüge zu erhalten, die auf die Phantasie der Zeitgenossen so mächtig einwirkten. „Die römische Flotte," sagt, er, „ist von der Mündung des Rheins, indem sie sich nach der Seite wandte, wo die Sonne aufgeht, bis zu den entfernten Ländern, wohin noch kein Römer weder zu Wasser noch zu Lande gedrungen war, gekommen. Die Cimbern, die Haruden, die Senonen und andere deutsche Völker dieser Gegenden haben durch Gesandte meine und des römischen Volkes Freundschaft nachgesucht. Auf meinen Befehl und unter meinen Auspicien sind zwei Heere fast zu derselben Zeit nach Arabien und Aethiopien geschickt worden. Nachdem sie mehrere Nationen besiegt und Viele zu Gefangenen gemacht haben, sind sie in Aethiopien bis zur Stadt Nabata und in Arabien bis zu den Gegenden der Sabäer und bis zur Stadt Mariba gekommen."

Aber so großes Interesse man auch an diesen historischen Erinnerungen finden kann, so ist das Monument von Ancyra nicht dadurch allein besonders merkwürdig. Seine eigentliche Wichtigkeit besteht darin, daß es uns von der innern Regierung des Augustus Kunde gibt.

Auch hier ist wieder einige Vorsicht nöthig. Die Politiker pflegen nicht die Principien, durch die sie geleitet werden, auf die Mauern von Tempeln zu setzen und dem Publicum die Geheimnisse ihrer Handlungsweise so großmüthig zu eröffnen. Es ist evident, daß Augustus, der hier für die ganze Welt schrieb, nicht Alles hat sagen wollen, und daß, wenn man die reine Wahrheit und den Geist seiner Institutionen gründlich kennen lernen will, man ihn anderswo

suchen muß. Derjenige, welcher uns hierüber den besten Aufschluß gibt, ist der Historiker Dio Cassius. Man liest den Dio nicht viel, und das ist nicht auffallend; er besitzt keine von den Eigenschaften, die die Leser anziehen. Seine Darstellung wird fortwährend von endlosen Reden unterbrochen, die die Geduldigsten abschrecken. Es ist ein beschränkter Geist, ohne politische Fähigkeit, von lächerlichem Aberglauben ganz erfüllt, und der dieselbe Befangenheit seinen Personen beilegt. — Es ist wirklich wohl der Mühe werth, zweimal Consul gewesen zu sein, um uns alles Ernstes zu sagen, daß Octavius nach einer großen Niederlage wieder Muth faßte, als er einen Fisch aus dem Meere bis zu seinen Füßen springen sah. — Was den Widerwillen, den er verursacht, vermehrt, ist, daß er, der dieselben Gegenstände behandelt hat wie Tacitus, in jedem Augenblick Vergleichungen anstellt, die ihm schwer fallen. Indessen muß man sich auch wol hüten, ihn zu gering zu schätzen; so langweilig er auch sein mag, er leistet doch wesentliche Dienste. Wenn er auch nicht den tiefen Blick des Tacitus besitzt, so geht er doch auf die Einzelheiten ein, und darin ist er vortrefflich. Niemand ist genauer und minutiöser gewesen, als er. Mir kommt er vor wie ein eifriger Beamter, der die einzelnen Stufen durchgemacht hat und in seiner mechanischen Thätigkeit alt geworden ist. Er kennt die offizielle und administrative Welt, in der er gelebt hat, vortrefflich; er spricht auf passende Weise von ihr, und er spricht gern von ihr. Bei solchen Eigenschaften ist es natürlich, daß er von den durch Augustus in die innere Verwaltung eingeführten Reformen überrascht worden ist. Es liegt ihm daran, sie uns im Einzelnen kennen zu lassen; und treu seiner Gewohnheit als Rhetor und seiner leidenschaftlichen Liebe zu schönen Reden vermuthet er, daß es Mäcenas ist, der den Augustus bewogen hat, sie einzuführen, und benutzt die Gelegenheit, um ihn eine lange Rede halten zu lassen [1]). Mäcenas' Rede enthält

---

1) Dion., LII, 14—40. S. über das, was Dio sagt, Egger, Examen des hist. d'Aug., ch. 8.

in der That das, was man das Reichsprogramm nennen kann. Dies merkwürdige Programm, welches später durchgeführt wurde, hilft uns außerordentlich das zu verstehen, was uns aus der ancyranischen Inschrift zu betrachten übrig ist. Man muß es immer vor Augen haben, um den Geist der Institutionen des Augustus, den Grund zu seinen Freigebigkeiten, den verborgenen Sinn der Thatsachen, welche er erwähnt, und zumal den Charakter seiner Beziehungen zu den verschiedenen Classen von Bürgern richtig zu erfassen.

Wir wollen zunächst des Augustus Verhältnis zu seinen Soldaten näher betrachten. „Ungefähr ..... tausend Römer[1]," sagt er, „haben unter mir die Waffen geführt. Ich habe davon etwas mehr als 300000 nach ihrem Dienste in Colonien untergebracht oder in ihre Municipien entlassen, Allen habe ich Ländereien oder Geld, um solche zu kaufen, gegeben." Zu zwei verschiedenen Malen, nach den Kriegen gegen Sextus Pompejus und gegen Antonius, hatte sich Augustus an der Spitze von ungefähr funfzig Legionen befunden, er hatte bei seinem Tode nicht mehr als fünfundzwanzig. Aber auch diese Anzahl, so sehr sie auch reduciert war, drückte dennoch auf die Finanzen des Reichs. Die maßlos wachsenden Ausgaben, welche dem Schatze durch die Bildung der großen stehenden Heere eine bedeutende Last auferlegten, hinderte lange Zeit den Augustus, trotz seiner glücklichen Regierung, das zu haben, was man heut zu Tage ein balancierendes Budget nennen würde. Vier Mal sah er sich genöthigt, den öffentlichen Schatz durch seine Privatmittel zu unterstützen, und er schlägt die Summen, welche er dem Staate schenkte, auf 150 Millionen Sesterzen (30 Millionen Francs) an. Es machte ihm viel Sorge, diesen Uebelständen abzuhelfen, welche vorzüglich durch die Ausgaben für das Heer verursacht wurden. Dies brachte ihn auf den Gedanken, eine Art Kasse für militairische Jahrgelder anzulegen und, um sie zu füllen, sich an die Großmuth der Könige und der verbündeten Städte, sowie an die der reichsten

1) Die Zahl ist weder im Lateinischen, noch im Griechischen zu erkennen.

römischen Bürger zu wenden; um die Andern durch sein Beispiel aufzumuntern, gab er selbst mit einem Male 170 Millionen Sesterzen (34 Millionen Francs). Da aber diese freiwilligen Geschenke nicht ausgereicht hatten, mußte man neue Auflagen erfinden und den Schatz des Heeres mit dem Ertrage des zwanzigsten Theiles von den Erbschaften und dem hundersten von den Verkäufen füllen. Dennoch scheint es, daß trotz dieser Hilfsquellen die Jahrgelder schlecht ausgezahlt wurden, weil dies eine von den Beschwerden war, die die pannonischen Legionen bei ihrer Empörung gegen Tiberius vorbrachten. Gewiß ist, daß das Heer des Augustus eine der größten Sorgen seiner Verwaltung gewesen ist. Seine eignen Legionen haben ihm ebenso viel Verlegenheit bereitet, wie die der Feinde. Er hatte mit Soldaten zu thun, die sich als Herrn fühlten, und die man seit zehn Jahren mit Schmeicheleien und Versprechungen berauschte. Am Tage vor der Schlacht waren sie voller Ansprüche, weil man ihrer bedurfte; am Tage nach dem Siege wurden sie durch den Stolz, den ihnen der Sieg einflößte, unlenksam. Um sie zu befriedigen, hätte man zu ihrem Vortheile alle Einwohner von Italien expropriieren müssen. Octavius war anfänglich nach der Schlacht bei Philippi darauf eingegangen; später aber, als sich seine Politik änderte, als er einsah, daß er kein festes Gebäude begründen könnte, wenn er sich den Haß der Italiker zuzöge, faßte er den Entschluß, den Eigenthümern die Ländereien, die er seinen Veteranen gab, reichlich zu bezahlen. „Ich habe,“ sagt er, „den Municipien den Werth der Länder, die ich in meinem vierten Consulate und später unter dem Consulate des M. Crassus und des Cn. Lentulus meinen Soldaten gegeben hatte, an Geld vergütigt. Ich habe für die in Italien belegenen Ländereien 600 Millionen Sesterzen (120 Millionen Fr.) und 260 Millionen Sesterzen (52 Millionen Fr.) für die in den Provinzen belegenen bezahlt. Von allen denen, die Soldatencolonien in den Provinzen und in Italien angelegt haben, bin ich bis jetzt der erste und einzige, der so gehandelt hat.“ Er hat Recht, sich dessen zu rühmen. Es war gar nicht die Gewohnheit der Heerführer jener

Zeit, das, was sie nahmen, zu bezahlen, und er selbst hatte lange Zeit hindurch andere Beispiele gegeben. Als es ihm ein wenig später einfiel, den übertriebenen Forderungen seiner Veteranen entgegen zu treten, hatte er schreckliche Kämpfe, wobei sein Leben mehr als einmal in Gefahr war, zu bestehen. Auf alle Weise ist das Verfahren, welches er damals gegen seine Soldaten inne hielt, Etwas, was ihm die meiste Ehre macht. Er verdankte ihnen Alles, er besaß nichts von dem, was erforderlich war, um Herr über sie zu sein, weder die Eigenschaften des Cäsar, noch die Fehler des Antonius, und dennoch wagte er ihnen die Spitze zu bieten und beherrschte sie zuletzt. Es ist sehr bemerkenswerth, daß er, obgleich er seine Macht einzig und allein durch den Krieg erworben, es verstanden hat, in der Regierung, die er begründete, das Vorherrschen des bürgerlichen Elementes aufrecht zu erhalten. Wenn die Monarchie, in welcher es kein anderes Element von Kraft und Leben gab, von dieser Zeit an nicht eine militairische Monarchie geworden ist, so verdankt man es sicherlich seiner Festigkeit.

Es gibt nichts Einfacheres, als das Verhältnis des Augustus zu dem Volke. Die Auskunft, welche die ancyranische Inschrift hierüber gibt, ist mit der Rede des Mäcenas ganz im Einklange: er unterhielt es, er amüsierte es. Folgendes ist die genaue Angabe der Summen, welche er zu dessen Unterhaltung verwendet hat: „Ich habe dem römischen Volke nach dem Testamente meines Vaters 300 Sesterzen pro Kopf (60 Fr.) und aus meinem Antrieb 400 Sesterzen (80 Fr.) von der Kriegsbeute während meines fünften Consulates gezahlt. Ein anderes Mal, in meinem zehnten Consulate habe ich wieder 400 Sesterzen Gratification jedem Bürger aus meinem Privatvermögen gegeben. Während meines eilften Consulats habe ich zwölf Getreidespenden auf meine Kosten gemacht. Als ich zum zwölften Male mit der tribunizischen Gewalt bekleidet wurde, habe ich dem Volke wieder 400 Sesterzen pro Kopf gegeben. Alle diese Spenden sind an mindestens 250 Tausend Personen erfolgt. Als ich zum achtzehnten Male mit der tribunizischen Gewalt bekleidet

und zum zwölften Male Consul war, habe ich 320 Tausend Einwohnern von Rom sechszig Denare pro Kopf (48 Fr.) gegeben. Während meines vierten Consulats habe ich von der Beute tausend Sesterzen (200 Fr.) pro Kopf vorwegnehmen lassen und in die von meinen Soldaten gebildeten Colonien zur Vertheilung geschickt. Ungefähr zwanzigtausend Colonisten erhielten ihren Antheil bei dieser Vertheilung, die meinem Triumphe folgte. Als ich zum dreizehnten Mal Consul war, habe ich jedem von denen, die damals Getreidespenden erhielten, 60 Denare gegeben. Es waren derer etwas mehr als Zweihunderttausend." Nach diesen wahrhaft erschreckenden Spenden erwähnt Augustus die Spiele, die er dem Volke gegeben hat, und wenngleich der Text hier einige Lücken zeigt, so kann man doch annehmen, daß es ihn nicht weniger gekostet hat, das Volk zu belustigen, als es zu beköstigen. „Ich habe . . . . Mal[1]) für mich und fünf Mal für meine Kinder oder Enkel Gladiatorspiele gegeben. An diesen verschiedenen Festen haben ungefähr zehntausend Menschen gekämpft. Zwei Mal für mich und drei Mal für meinen Enkel habe ich Athleten, die ich aus allen Ländern herbeigeholt hatte, kämpfen lassen. Vier Mal für mich und dreiundzwanzig Mal für die Magistrate, welche abwesend waren oder die Kosten nicht bestreiten konnten, habe ich öffentliche Spiele gefeiert. . . . Sechsundzwanzig Mal für mich oder für meine Söhne und Enkel habe ich africanische Thierhetzen im Circus, auf dem Forum oder in den Amphitheatern abgehalten, wobei ungefähr dreitausend und fünfhundert solcher Thiere erlegt sind. Ich habe dem Volke das Schau-

---

1) Die Zahl ist nicht zu erkennen. Man wird die bedeutende Anzahl von Gladiatoren, die gekämpft hatten, und die ohne Zweifel an diesen blutigen Festen umgekommen waren, bemerken. Seneca erzählt, um zu zeigen, bis zu welchem Grade man gegen den Tod gleichgiltig sein kann, daß sich unter Tiberius ein Gladiator über die Seltenheit dieser großen Schlächtereien beklagte und mit einer Anspielung auf die Zeit des Augustus sagte: „Es war eine schöne Zeit! Quam bella aetas periit!'

spiel eines Seegefechts jenseit der Tiber, da wo jetzt das nemus Caesarum ist, gegeben. In demselben fochten dreißig Kriegsschiffe, Dreiruderer, Zweiruderer und eine große Anzahl von minder bedeutenden Schiffen gegen einander. Diese Schiffe waren außer den Ruderern mit dreitausend Soldaten bemannt." Das ist, wie es mir scheint, ein trefflicher und offizieller Commentar zu dem berühmten Ausdrucke des Juvenal: panem et circenses. Man erkennt deutlich, daß es kein bloßer Einfall des Dichters, sondern ein wirkliches, von Augustus glücklich erfundenes politisches Princip war, das seine Nachfolger wie eine Regierungstradition beobachteten.

Das Verhältnis des Augustus zum Senate war, wie man leicht begreifen wird, zarter und complicierter. Selbst nach den Tagen von Pharsalus und Philippi war es noch ein großer Name, den man schonen mußte. So gedemüthigt auch jene alte Aristokratie war, so verursachte sie dennoch manche Angst und schien einige Rücksicht zu verdienen. Man sieht das wenigstens an der großen Vorsicht, welche Augustus in seinem Testamente beobachtet, daß er von dem Senate nie anders als mit Hochachtung spricht. Sein Name kehrt bei jeder Gelegenheit mit einer Art von Affectation wieder. Man möchte wirklich, wenn man dem Anschein Glauben schenken könnte, sagen, daß der Senat zu der Zeit Herr war, und daß der Fürst sich damit begnügte, seine Decrete zu vollstrecken. Zu diesem Glauben wollte Augustus gewiß hinführen. Während seines ganzen Lebens ließ er seine Autorität nicht merken, oder er beklagte sich über dieselbe. Von seinem königlichen Palaste aus richtete er an den Senat die rührendsten Schreiben, um ihn zu bitten, daß er ihm die Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten abnehme, und nie schien er mehr Ekel an der Macht zu empfinden, als zu der Zeit, wo er alle Gewalten in seiner Hand concentrierte. Es ist nichts Außergewöhnliches, wenn diese Taktik sich auch in seinem Testamente vorfindet; sie war ihm bei seinen Zeitgenossen zu gut gelungen, als daß er nicht hätte in Versuchung gerathen sollen, sich derselben bei der Nachwelt zu bedienen. Auch für uns spielt er noch dieselbe Komödie

der Mäßigung und Uneigennützigkeit. Er prahlt zum Beispiel damit, daß er auf die Ehren, die er nicht gewollt hat, eben soviel Gewicht lege, als auf die, welche er erhalten hat. „Als während des Consulats des M. Marcellus und des L. Arruntius," sagt er, „der Senat und das Volk mich baten, ich möchte die unumschränkte Gewalt annehmen[1]), nahm ich sie nicht an. Aber ich lehnte es nicht ab, bei einer großen Theuerung die Aufsicht über das Getreidewesen zu übernehmen, und durch die Ausgaben, die ich gemacht, habe ich das Volk von seiner Angst und seinen Gefahren befreit. Als es mir zur Belohnung dafür das jährliche oder lebenslängliche Consulat anbot, schlug ich es aus." Das ist nicht die einzige Huldigung, die er seiner Mäßigung bringt. Mehr als ein Mal ist noch die Rede von den Ehren oder den Geschenken, die er nicht hat annehmen wollen. Aber Folgendes überschreitet wirklich alle Grenzen. „Als in meinem sechsten und siebenten Consulate, nachdem die Bürgerkriege unterdrückt waren, mir sämmtliche Bürger einstimmig die höchste Gewalt übertrugen, habe ich die Regierung den Händen des Senats und des Volkes zurückgegeben. Zur Belohnung für diese Handlung wurde ich durch ein Senatsconsult Augustus genannt, meine Thür wurde mit Lorbeeren bekränzt, und über dieselbe setzte man eine Bürgerkrone, in der Curia Julia stellte man einen goldenen Schild auf mit einer Inschrift, welche sagte, daß man mir diese Ehre erwiesen habe, um meine Tugend, meine Milde, meine Gerechtigkeit und meine Pietät zu ehren. Von diesem Augenblicke an habe ich, obwohl ich in den Aemtern, die ich bekleidete, durch die Würde über den Andern stand, mir doch nie mehr Gewalt, als ich meinen Collegen ließ, beigelegt." Diese merkwürdige Stelle läßt erkennen, wie sehr die Inschriften würden täuschen können, wenn man ihnen blindlings Glauben schenkte. Scheint es nicht, als ob man mit Recht den Schluß daraus ziehen könnte, daß durch die

1) Es hat einigen Anschein, nach einer Stelle des Suetonius (Aug., 52), daß das, was der griechische Text der Inschrift absolute Macht (αὐτεξουσιὸς ἀρχὴ) nennt, die Dictatur war.

Großmuth des Augustus im Jahre 726 nach Erbauung der Stadt die Republik wieder begonnen hat? Nun ist es aber gerade die Zeit, wo die absolute Autorität der Kaiser, die von der Furcht nach außen hin befreit und von der ganzen Welt friedlich angenommen war, sich vollends constituiert. Selbst Dio, der offizielle Dio, der so geneigt ist, den Kaisern aufs Wort zu glauben, kann diese Unwahrheit des Augustus nicht annehmen; er will sich nicht täuschen lassen, und es macht ihm keine große Mühe zu zeigen, daß diese Regierung, mit welchem Namen sie sich auch bekleiden möge, im Grunde eine Alleinherrschaft war; er hätte hinzu setzen können, daß es nie eine absolutere Monarchie gab. Ein einziger Mensch hat sich zum Erben aller obrigkeitlichen Aemter der Republik gemacht, und er vereinigt in sich alle ihre Gewalten. Er hat das Volk, das er nicht mehr zu Rathe zieht, unterdrückt; er ist Herr über den Senat, den er nach seinem Willen wählt und einrichtet; zugleich Consul und Pontifex regelt er die Handlungen und den Glauben; bekleidet mit der tribunizischen Gewalt ist er unverletzlich und geheiligt, das heißt, das geringste Wort, welches gegen ihn laut wird, wird ein Sacrilegium; als Censor unter dem Titel Aufseher über die Sittlichkeit kann er den Lebenswandel der Privatpersonen controlieren und, wenn er will, in die innersten Lebensverhältnisse eindringen [1]). Alles ist ihm unterworfen, das Privatleben so gut wie das öffentliche Leben, und kraft seiner Autorität hat er das Recht, überall, von dem Senate bis in die niedrigste und verborgenste Hütte, einzudringen. Dazu kommt, daß die Grenzen seines Reiches die Grenzen der civilisierten Welt sind; die Barbarei beginnt, wo die Knechtschaft aufhört, und gegen solchen Despotismus gibt es nicht einmal das traurige Mittel der Verbannung. Und dennoch sagt dieser Mensch, der diese schreckliche

1) Ich gebe hier nur einen Auszug von einem sehr merkwürdigen Capitel des Dio Cassius, Hist. Rom., LIII, 17. Man erkennt daraus deutlich, wie die römische Constitution, wo die Trennung der Gewalten eine Garantie vor der Freiheit war, durch das einzige Factum ihrer Concentration ein furchtbarer Hebel des Despotismus geworden ist.

Macht besitzt, dem Nichts in seinem unermeßlichen Reiche entgeht, und dessen Herrschaft zu entrinnen nicht möglich ist, er sagt uns mit einer unverschämten Dreistigkeit, daß er die unumschränkte Gewalt nicht habe annehmen wollen!

Man muß erkennen, daß diese absolute Macht, die sich mit so großer Vorsicht versteckte, auch kein Mittel unversucht ließ, Verzeihung zu erhalten. Alle Compensationen, die man einem Volke anbieten kann, um es seine Freiheit vergessen zu lassen, hat Augustus auf eine freigebige Weise den Römern gewährt. Ich rede hier nicht allein von der materiellen Wohlfahrt, die bewirkte, daß die Zahl der Bürger unter seiner Regierung fast um eine Million wuchs[1]), auch nicht vor der Ruhe und Sicherheit, welche am Ende der Bürgerkriege das dringendste Bedürfnis für Jeden waren, sondern auch von dem unvergleichlichen Glanz, den Rom durch seine Verschönerungen jeder Art erhielt. Durch dies Mittel war man sicher, den Beifall des Volkes zu ernten. Cäsar, der es kannte, hatte auf ein Mal hundert Millionen Sesterzen (20 Millionen Fr.)

---

1) Die ancyranische Inschrift enthält in Betreff dieser Vergrößerung die genauesten Angaben. Augustus ließ das erste Mal im Jahre 725 nach einer Zwischenzeit von einundvierzig Jahren einen Census halten; man zählte hierbei 4063000 Bürger. Einundzwanzig Jahre nachher, im Jahre 746, zählte man 4233000. Zuletzt, im Jahre 767, im Jahre, wo Augustus starb, waren 4937000. Wenn man zu der Zahl, die Augustus angibt, die der Frauen und Kinder, die in dem römischen Census nicht mit inbegriffen waren, hinzufügt, so wird man sehen, daß in den letzten zwanzig Jahren seiner Regierung die Vermehrung durchschnittlich um fast 16 Procent gestiegen war. Das ist gerade die Zahl, bis zu welcher die Bevölkerung in Frankreich nach der Revolution, von 1800 bis 1825 gestiegen ist; das heißt, daß politische Verhältnisse ziemlich gleicher Art dieselben Resultate herbeigeführt hatten. Man möchte wirklich glauben, daß dies Wachsen der Bevölkerung unter Augustus mit der Einführung der Fremden in Rom zusammenhängt. Aber man weiß durch Suetonius, daß Augustus, dem Beispiele und den Grundsätzen Cäsar's entgegen, sich mit dem Titel eines römischen Bürgers sehr geizig zeigte.

ausgegeben, um nichts weiter, als um das Terrain, wo sein Forum sein sollte, zu kaufen. Augustus machte es noch besser. Die ancyranische Inschrift enthält die Liste von den Monumenten, die er hat errichten lassen, und dies Verzeichnis ist so groß, daß es nicht möglich ist, es ganz anzugeben. Man findet darin funfzehn Tempel, mehrere Portiken, ein Theater, einen Palast für den Senat, ein Forum, eine Basilica, Aquaducte, öffentliche Straßen, u. s. w. Rom erhielt durch ihn ein ganz neues Ansehn. Man kann sagen, daß kein Denkmal fehlte, und daß er alle die, welche er nicht neu hatte errichten lassen, restaurieren ließ. Er vollendete das Theater des Pompejus und das Forum des Cäsar, er baute das Capitolium von Neuem; in einem einzigen Jahre ließ er zweiundachtzig Tempel, die den Einsturz drohten, ausbauen. So viel Millionen wurden keineswegs um Nichts verausgabt, und alle diese Verschwendungen verhüllten bei einem so ordentlichen Fürsten einen tiefen politischen Gedanken. Er wollte das Volk betäuben, es durch Luxus und Pracht berauschen, um es von den lästigen Erinnerungen an die Vergangenheit abzuziehen. Ein Rom von Marmor, welches er ihm baute, war dazu bestimmt, es das Rom von Backsteinen vergessen zu lassen.

Uebrigens war dies nicht die einzige Compensation, welche Augustus dem Volke bot. Er gewährte ihm edlere, durch die er seine Macht zu legitimieren suchte. Wenn er von ihm das Opfer seiner Freiheit forderte, so trug er dafür Sorge, seinen Nationalstolz auf jede Weise zu vergrößern. Niemand hat Rom eine größere Achtung nach außen hin verschafft, wie er; Niemand hat ihm so viel Grund gegeben, stolz auf die Macht zu sein, die es rings um sich ausübte. Der letzte Theil der Inschrift ist mit der selbstgefälligen Aufzählung der Huldigungen, die die entferntesten Länder der Welt Rom unter seiner Regierung dargebracht haben, angefüllt. Aus Furcht, man möchte den Blick mit einigem Unmuthe auf dem, was im Innern vorgieng, ruhen lassen, bemühte er sich, ihn auf den Ruhm nach außen hin abzulenken. Allen den Bürgern, die der

Anblick des öden Forums und des gehorsamen Senates betrübte, zeigte er die römischen Heere, die bis zu den Pannoniern und Arabern vordrangen, die römischen Flotten, die auf dem Rhein und der Donau sich befanden, die Fürsten Britanniens, die der Sueben, den Marcomannen, welche ihre Zuflucht nach Rom nahmen und die Stütze der Legionen anflehten, die Meder und Parther, jene furchtbaren Feinde Roms, die ihn um einen König baten, die fernsten, die am wenigsten gekannten, durch ihre Entfernung und ihre Unbekanntschaft am besten geschützten Nationen, die durch den großen Namen, der zum ersten Male zu ihnen gelangt, beunruhigt werden und das Bündnis mit Rom nachsuchen. „Zu mir kamen," sagte er, „aus Indien Gesandte von Königen, die noch keinen zu irgend einem römischen Feldherrn geschickt hatten. Die Bastarner, Scythen und Sarmaten, welche diesseits des Tanais wohnen, und jenseits dieses Flusses die Könige der Albaner, der Hiberer und Meder haben Abgeordnete an mich gesendet, um um unsere Freundschaft zu bitten." Es war sehr schwer, daß die Unzufriedensten solcher Größe widerstanden. Aber was vor Allem ein Meisterstreich war, ist, daß er seine Sorge um Roms Ruhm bis in die Vergangenheit ausdehnte.. Er ehrte fast ebenso wie Götter, sagt Suetonius[1]), alle diejenigen, die zu allen Zeiten für Roms Ruhm gearbeitet hatten; und um zu zeigen, daß Niemand von diesem Cultus ausgeschlossen wäre, ließ er des Pompejus Statue, an deren Fuß Cäsar gefallen war, aufrichten und stellte sie an einem öffentlichen Orte auf. Dies edelmüthige Verfahren war ebenfalls eine schlaue Taktik. Dadurch daß er das Ruhmreiche aus der Vergangenheit adoptierte, entwaffnete er von vornherein die Parteien, welche versucht werden konnten, sich desselben gegen ihn zu bedienen, und zugleich gab er seiner Macht eine Art Weihe dadurch, daß er sie gewißermaßen an jene alten Erinnerungen anknüpfte. Welche Verschiedenheit auch zwischen der von ihm begründeten Regierung und

1) Sueton., Aug., 31.

der Republik sein mochte, in einem Puncte kamen beide überein: sie suchten Roms Größe. Auf diesem Gebiete, welches ihnen gemeinsam war, suchte Augustus die Versöhnung der Vergangenheit mit der Gegenwart zu bewirken. Auch er hatte Rom verschönert, seine Grenzen geschützt, seine Herrschaft erweitert, seinen Namen zur Achtung gebracht. Er hatte das Werk, an welchem man seit sieben Jahrhunderten arbeitete, weiter geführt und vervollständigt. Er konnte sich also den Fortsetzer und Erben aller derer, die Hand an das Werk gelegt hatten, eines Cato, Paulus Aemilius, Scipio nennen und sich ihnen zugesellen. Er unterließ es auch nicht, als er das Forum, das seinen Namen führte, errichten ließ. Wir wissen durch Suetonius, daß er unter den von ihm errichteten und von der Erinnerung an seine Thaten angefüllten Portiken alle großen Männer der Republik in Triumphatorkleidung aufstellen ließ. Das war die Spitze seiner Schlauheit, denn dadurch daß er sie seinem Ruhme zugesellte, nahm er einen Antheil an dem ihrigen, und er kehrte so die Größe des politischen Regimes, welches er gestürzt hatte, zu seinem Vortheile.

Diese Compensationen, welche Augustus den Römern für ihre Freiheit zukommen ließ, scheinen ihnen genügt zu haben. Alle Welt gewöhnte sich schnell an die neue Regierung, und man kann sagen, daß Augustus ohne Opposition regierte. Die Complotte, welche mehr als ein Mal sein Leben bedrohten, waren das Verbrechen einiger isolierter Unzufriedenen, junger Thoren, denen er seine Gunst entzogen hatte, oder gewöhnlicher Ehrgeizigen, die seine Stelle einnehmen wollten; es war nicht das Werk der Parteien. Und kann man auch sagen, daß es in diesem Augenblicke noch Parteien gab? Die des Sextus Pompejus und des Antonius hatten den Tod ihrer Führer nicht überlebt; und nach dem Tage von Philippi gab es keine Republikaner mehr. Von diesem Momente an ist es ein von allen Vernünftigen angenommenes Axiom, „daß der gewaltige Reichskörper sich nicht mehr ohne Einen, der ihn lenkt, aufrecht noch im Gleichgewicht erhalten kann.“ Nur einige Wider-

spänstige, die noch nicht bekehrt sind, schreiben in den Schulen heftige Declamationen unter Brutus' und Cicero's Namen, oder erlauben sich in den vornehmen Zirkeln, welche die Salons jener Zeit waren, freimüthig zu sprechen: in conviviis rodunt, in circulis vellicant. Aber das sind Ausnahmen ohne Bedeutung und die mitten unter dem allgemeinen Wettstreit im Bewundern und Verehren verschwinden. Während mehr als funfzig Jahren sannen der Senat, die Ritter und das Volk auf Mittel, neue Ehren für den, der Rom den innern Frieden wiedergegeben hatte, und der nach außen hin seine Größe kräftig aufrecht erhielt, zu finden. Augustus hat dafür gesorgt, alle diese Huldigungen in der Inschrift, mit der wir uns hier beschäftigen, zu erwähnen, nicht aus einer Anwandlung queriler Eitelkeit, sondern um den Einklang aller Stände des Staates, der seine Autorität zu legitimieren schien, zu beweisen. Dieser Gedanke tritt vornehmlich in den letzten Zeilen der Inschrift hervor, wo er an einen Umstand seines Lebens, der ihm der kostbarste war, erinnert, weil darin die Beistimmung aller Bürger sich im höchsten Glanze gezeigt hatte. „Während ich Consul zum dreizehnten Mal war," sagt er, „haben mir der Senat, der Ritterstand und das ganze Volk den Namen Vater des Vaterlandes gegeben und gewollt, daß dies Factum in dem Vestibulum meines Palastes, in der Curie und auf meinem Forum, unter den Quadrigen, die durch ein Senatsconsult mir zu Ehren dort aufgestellt waren, aufgezeichnet würde. — Als ich dies schrieb, stand ich in meinem siebenundsiebzigsten Jahre." Nicht ohne Grund hat er diesen besondern Umstand für das Ende reserviert. Der Titel Vater des Vaterlandes, womit er im Namen aller Bürger von dem alten Freunde des Brutus, Messala, begrüßt wurde, schien die legale Consecration einer mit Illegalität erworbenen Gewalt und eine Art Amnestie zu sein, welche Rom der Vergangenheit gewährte. Man erkennt, daß der sterbende Augustus mit Wohlgefallen bei der Erinnerung, die ihn frei zu sprechen schien, hat verweilen und gern damit die Revue seines politischen Lebens schließen wollen.

II.

Ich möchte, nachdem ich dies merkwürdige Denkmal analysiert habe, in wenigen Worten den Eindruck schildern, den es auf mich macht in Hinsicht auf den, der es abgefaßt hat.

Das politische Leben des Augustus ist von zwei offiziellen Documenten, die durch ein seltenes Glück beide auf uns gekommen sind, vollständig eingerahmt, ich meine nämlich den Eingang zu dem Proscriptionsedict, welches Octavius unterzeichnet und allem Anschein noch selbst redigiert hat, und das wir durch Appianus besitzen; das andere ist die aufgefundene Inschrift auf den Wänden des Tempels von Ancyra. Das eine läßt uns sehen, was Octavius im Alter von zwanzig Jahren war, als er aus den Händen der Rhetoren und Philosophen trat, in dem ersten Feuer seines Ehrgeizes und mit seinen wahren Naturanlagen; das andere zeigt uns, was er nach einer funfzigjährigen Macht ohne Controle und ohne Schranken geworden war; es genügt, sie gegen einander zu halten, um den Weg zu erkennen, den er genommen hatte, und die Veränderungen, die in ihm die Kenntnis der Menschen und die Praxis der Geschäfte herbeigeführt hatten.

Die Macht hatte ihn besser gemacht; das ist etwas Ungewöhnliches, da uns die römische Geschichte nach ihm nur Fürsten zeigt, welche die Macht depraviert hat. Von der Schlacht bei Philippi bis zu der Schlacht bei Actium, oder vielmehr bis zu dem Augenblick, wo er die Welt feierlich um Verzeihung zu bitten schien, indem er alle Acte des Triumvirats aufhob, merkt man, daß er daran arbeitet besser zu werden, und man folgt fast seinen Fortschritten. Ich glaube nicht, daß es ein zweites Beispiel von einer so gewaltigen, gegen sich selbst gemachten Kraftanstrengung und von einem so glücklichen Erfolge in der Bekämpfung seiner Natur gibt. Er war von Natur feige und versteckte sich das erste Mal, wo man mit dem Feinde zusammenstieß, in seinem Zelte. Ich weiß nicht, wie er es

machte, aber es gelang ihm herzhafter zu werden; er gewöhnte sich in dem Kampfe gegen den Sextus Pompejus an den Krieg und zeigte in dem Feldzuge gegen die Dalmatier, wo er zwei Mal verwundet wurde, Verwegenheit. Er war cynisch und ausschweifend, und die von Suetonius erzählten Orgien seiner Jugend stehen denen des Antonius nicht nach; indessen besserte er sich von dem Augenblicke an, wo er unumschränkter Herr wurde, das heißt, wo seine Leidenschaften am wenigsten Widerstand würden gefunden haben. Er war von Geburt grausam und kaltblütig grausam, was gar keine Hoffnung gab, daß er sich ändern würde; und dennoch schonte er zuletzt, nachdem er damit angefangen, seine Wohlthäter zu ermorden, selbst seine Meuchelmörder; ja derjenige, den sein bester Freund, Mäcenas, einmal einen Henker genannt hatte, der Philosoph Seneca, konnte ihn einen milden Fürsten nennen[1]). Nach keiner Seite hin erscheint der, welcher das Proscriptionsedict unterzeichnet hat, als derselbe, welcher das Testament geschrieben hat, und man muß staunen, wie er, nachdem er einmal wirklich den Anfang gemacht hatte, sich dermaßen hat ändern und eine Tugend, oder den Anschein einer Tugend an die Stelle aller der Laster, die ihm natürlich waren, hat setzen können.

Indessen, wenn wir ihm auch einige Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, so möchte es uns doch schwer fallen, ihn zu lieben. Vielleicht haben wir im Grunde Unrecht; denn die Vernunft sagt uns, daß wir den Menschen für die Eigenschaften, die sie sich erwerben, indem sie so über sich selbst triumphieren, mehr Dank schuldig sein sollten, als für die, welche sie vom Himmel empfangen haben, ohne sich irgend welche Mühe zu geben. Aber ich weiß nicht, wie es kommt, daß die letztern die einzigen sind, die uns gefallen; es fehlt den andern ein gewisser Reiz, den die Natur allein verleiht, und der die Herzen gewinnt. Es tritt die Kraftanstrengung dabei zu

1) De Clem., 9. Divus Augustus mitis fuit princeps. Allerdings nennt er an einer andern Stelle seine Milde eine ermattete Grausamkeit.

sehr hervor, und nach der Kraftanstrengung das persönliche Interesse; denn man hat stets den Verdacht, daß man nur deshalb so viel Mühe angewendet hat, weil man dabei seinen Vortheil fand. Diejenige Art von erlangter Vortrefflichkeit, woran der Verstand mehr Antheil hat, als die Natur, findet bei Niemandem Sympathie, weil sie als das Product eines calculierenden Willens erscheint. Darum lassen uns alle Tugenden des Augustus kalt und erscheinen uns nur höchstens als ein Meisterstück von Geschicklichkeit. Es fehlt ihnen etwas Natürliches und eine gewisse Hingebung, um Eindruck auf uns zu machen. Das sind Eigenschaften, die dieser starre und ernste Mensch nie gekannt hat, obgleich er, wie Suetonius sagt, in seinen familiären Verhältnissen gern Natürlichkeit und Gutherzigkeit affectierte. Aber nicht Jeder ist gutherzig, der es sein will, und seine vertraulichen Briefe, von denen wir noch einige Fragmente haben, zeigen, daß seinem Scherze das Ungezwungene fehlte, und daß er nicht ohne Mühe natürlich war. Wissen wir überdies nicht durch Suetonius selbst, daß er das, was er sagen wollte, seinen Freunden schriftlich mittheilte, um nichts dem Zufalle zu überlassen und daß er sogar öfters seine Unterredungen mit Livia vorher zu Papier gebracht hat[1])?

Was den Augustus in unsern Augen vollends herabsetzt, ist die Nähe Cäsar's; es ist ein vollständiger Contrast zwischen ihnen. Cäsar, ohne von seinen glänzenden und großartigen Naturanlagen zu sprechen, zieht uns sofort durch sein offenes Wesen an. Sein Ehrgeiz kann uns misfallen, aber er hatte wenigstens das Verdienst, daß er ihn nicht verdeckte. Ich weiß nicht, warum sich Mommsen in seiner *Römischen Geschichte* bemüht, beweisen zu wollen, daß dem Cäsar an dem Diadem nichts lag, und daß Antonius, als er es ihm anbot, ihn nicht zu Rathe gezogen hatte. Ich schließe mich lieber der allgemeinen Meinung an, und ich glaube nicht, daß sie ihm Unrecht thut. Er wollte König sein und den Titel als solcher

---

1) Suet., Aug., 84.

führen, wie er die Macht desselben haben wollte. Nie hat er wie Augustus die Miene angenommen, sich bitten zu lassen, die Ehren, die er leidenschaftlich wünschte, anzunehmen. Er würde uns auch nicht haben überzeugen wollen, daß er die höchste Gewalt nur mit Widerstreben behalte, und er hätte es nie gewagt uns zu sagen, selbst in dem Augenblick, wo er alle Gewalten an sich brachte, daß er die Staatsregierung in die Hände des Volkes und des Senats zurückgegeben habe; wir wissen im Gegentheil, daß er nach dem Tage bei Pharsalus offen aussprach, die Republik sei ein sinnloses Wort, und Sulla sei ein ganzer Thor, weil er die Dictatur niedergelegt habe. In allen Dingen, selbst in der Litteratur und Grammatik trat er als ein kühner Neuerer auf und trug keine heuchlerische Hochachtung vor der Vergangenheit zur Schau, als er den Rest derselben vernichtete. Diese Offenherzigkeit gefällt uns mehr, als der lügenhafte äußere Schein von Ehrfurcht, welche Augustus an den Senat verschwendete, nachdem er ihn ohnmächtig gemacht hatte, und wie groß auch die Bewunderung sein mag, die Suetonius für ihn an den Tag legt, wenn er ihn uns zeigt, wie demüthig er jeden Senator mit seinem Namen vor den Sitzungen begrüßt, ich weiß nicht, ob ich nicht dieser Komödie noch Cäsar's Impertinenz vorziehe, der sich zuletzt nicht mehr erhob, wenn der Senat eintrat. Alle beide schienen der Macht überdrüssig; aber Niemandem ist eingefallen zu glauben, daß Augustus die Wahrheit sagte, als er so inständigst bat, man möchte ihn ins Privatleben zurücktreten lassen. Cäsar's Ueberdruß war tiefer und aufrichtiger. Die höchste Gewalt, die er länger als zwanzig Jahre mit unermüdlicher Beharrlichkeit durch so viele Gefahren hindurch, auf dunkeln, ränkevollen Wegen, deren Erinnerung ihn erröthen lassen mußte, erstrebt hatte, entsprach nicht seiner Erwartung und erschien dem Geiste, der sie so sehr gewünscht hatte, gering. Er wußte sich verabscheut von den Leuten, auf deren Achtung er sehr viel gab; er war genöthigt, sich Menschen zu bedienen, die er verachtete, und deren Ueberschreitungen seinen Sieg entehrten; je höher er stieg, in desto widrigerem Lichte erschien

ihm die menschliche Natur, desto mehr sah er niedrige Gelüste und gemeinen Verrath zu seinen Füßen sich regen und kreuzen. Das Leben ekelte ihn sogar an; es schien ihm nicht mehr der Mühe werth, es zu erhalten und zu wahren. Auf ihn, der schon zu der Zeit der Rede pro Marcello sagte: „ich habe nach dem Gesetz der Natur und für den Ruhm genug gelebt;“ der später, als man ihn dringend bat, sich vor seinen Mördern zu hüten, in einem kleinmüthigen Tone antwortete: „ich will lieber einmal sterben, als immer zittern,“ auf ihn möchte es passen, mit Corneille zu sagen:

> Ich habe die Herrschaft gewünscht, und ich habe sie erlangt; aber als ich sie wünschte, kannte ich sie nicht; als ich sie besaß, fand ich statt aller Freude nur schreckliche Sorgen, fortwährende Angst, tausend versteckte Feinde, überall den Tod, keine Lust ohne Schmerz und niemals Ruhe.

Ich gestehe, daß mir diese schönen Worte weniger aus dem Munde des Augustus gefallen. Es scheint mir, daß dieser schlaue, so kalte, so sich selbst beherrschende Staatsmann die edle Traurigkeit wirklich nicht gekannt hat, welche uns in dem Helden den Menschen offenbart, jene Muthlosigkeit eines trotz seiner Erfolge mit sich unzufriedenen Herzens, welches der Macht gerade wegen der Macht überdrüssig ist. So sehr ich die schöne Scene bewundere, wo Augustus erklärt, daß er die Regierung niederlegen will, so muß ich doch dem Corneille ein wenig zürnen, daß er diese feierliche Komödie, durch die sich Niemand zu Rom hatte täuschen lassen, für Ernst genommen und uns auf eine so erhabene Weise geschildert hat. Wenn ich beim Lesen der Tragödie des Cinna einen vollständigen Genuß haben will, dann werde ich immer versucht, an die Stelle des Augustus den Cäsar zu setzen.

Zum Schluß muß ich noch die Bemerkung machen, daß diese ganze scheinheilige Behutsamkeit des Augustus nicht allein Charakterschwäche war; es war auch ein politischer Fehler, der die übelsten Folgen in der Regierung, die er geschaffen hatte, hinterließ. Was die Herrschaft der ersten Cäsaren unerträglich machte, war gerade das

Schwankende, was die eigennützige Lüge des Augustus über die wahre Natur und die Schranken ihrer Macht verbreitet hatte. Wenn eine Regierung dreist und offen ihr Princip ausspricht, dann weiß man, wie man sich zu derselben zu verhalten hat; aber welchen Weg soll man einschlagen, welche Sprache führen, wenn der Schein von Freiheit sich in den offenbarsten Despotismus mischt, wenn eine schrankenlose Autorität sich hinter republikanische Unwahrheiten versteckt? Inmitten solcher Dunkelheit zeigt sich überall Gefahr, ist überall Schiffbruch zu befürchten. Man geht unter durch die Unabhängigkeit; man kann auch durch die Servilität untergehen; denn wenn derjenige, welcher dem Herrscher Etwas versagt, ein erklärter Feind ist, der den Verlust der Republik bedauert, kann nicht derjenige, welcher bereitwillig in Alles einwilligt, ein versteckter Feind sein, der zu erkennen geben will, daß die Republik nicht mehr existiert? Die Lectüre des Tacitus zeigt uns die Staatsmänner jener schrecklichen Zeit, die bei der ganz von selbst immer stärker werdenden Finsternis umher tappen, bei jedem Tritte auf unvorhergesehene Gefahren stoßen, die dem ausgesetzt sind, daß sie misfallen, wenn sie schweigen, oder wenn sie sprechen, wenn sie schmeicheln oder wenn sie widersprechen, die sich ängstlich unaufhörlich fragen, auf welche Weise sie diese zweideutige, unbestimmte und schrankenlose Autorität zufrieden stellen können. Man kann sagen, daß dieser Mangel an Offenheit in den Institutionen des Augustus das Unglück für mehrere Generationen gewesen ist. Das ganze Uebel kam daher, daß Augustus mehr an die Gegenwart, als an die Zukunft dachte. Er war ein kluger Mensch, der stets die Mittel fand, sich in schwierigen Situationen aus der Verlegenheit zu ziehen; er war in der That kein großer Politiker; denn es scheint, daß sein Blick sich nicht weit über die Schwierigkeiten des Augenblickes erstreckte. Einem Volke gegenübergestellt, welches das Königthum ungern ertrug, und welches nichts Anderes ertragen konnte, erfand er jene Art von verdecktem Königthum und ließ neben demselben alle Formen der alten Regierung bestehen, ohne dahin zu streben, die-

selben mit einander zu versöhnen. Aber wenn er auch kein so großer Politiker war, wie man gemeint hat, so muß man doch eingestehen, daß er ein ausgezeichneter Reichsverweser war; und dieser Theil seiner Thätigkeit verdient alles das Lob, welches man ihm in reichem Maße ertheilt hat. Indem er Alles, was die Republik an weiser Praxis, an nützlichen Anordnungen geschaffen hatte, coordinierte, indem er die verloren gegangenen Traditionen wieder in Kraft brachte, indem er selbst für die Verwaltung Roms neue Institutionen, den Dienst der Legionen, die Handhabung der Finanzen, die Verwaltung der Provinzen schuf, hat er das Reich organisiert und es dadurch in den Stand gesetzt, den äußern Feinden und den Ursachen innerer Auflösung Widerstand zu leisten. Wenn das Reich trotz einem tadelswürdigen politischen Regime, trotz der allgemeinen Verschlechterung der Charaktere, trotz der Mängel der Regierenden und Regierten dennoch glückliche Tage gehabt und drei Jahrhunderte gedauert hat, so verdankt es dies der kräftigen Organisation, welche es von Augustus erhalten hatte. Das ist der wirklich lebenskräftige Theil seines Werkes. Er ist bedeutend genug, um das Zeugnis, das er sich selbst in jenen so stolzen Worten der ancyranischen Inschrift gab, zu rechtfertigen: „Ich habe neue Gesetze geschaffen. Ich habe die Beispiele unserer Ahnen, die aus unseren Sitten schwanden, zu Ehren gebracht, ich habe selbst Beispiele hinterlassen, die werth sind, daß sie von unsern Nachkommen nachgeahmt werden."

III.

Ohne Zweifel erschienen gegen die Mitte dieser Regierung zu der Zeit, als derjenige, welcher der unumschränkte Herr der Republik war, sich stellte, als ob er dem Volke und dem Senate die Herrschaft wieder zurückgeben wollte, Cicero's Briefe. Man kennt nicht das genaue Datum ihrer Publication; aber Alles führt zu dem Glauben, daß man es in die Jahre, welche dem Siege von

Actium folgten, setzen muß. Die Macht des Augustus, welche populärer geworden war, seitdem sie sich gemäßigter gezeigt hatte, fühlte sich nun stark genug, um einige Freiheit zu schreiben zu gewähren. Vor dieser Zeit war sie mistrauisch, weil sie nicht sicher genug war; sie wurde es wieder späterhin, als sie bemerkte, daß ihr die öffentliche Gunst entschwand. Diese Regierung, welche mit der Aechtung der Menschen beginnt, endet mit der Verbrennung der Bücher. Nur in dieser Zwischenzeit, welche diese strengen Maßregeln von einander trennt, konnte Cicero's Briefwechsel veröffentlicht werden.

Niemand hat uns gesagt, welchen Eindruck derselbe auf diejenigen, welche ihn zum ersten Male lasen, hervorgebracht hat; aber man kann dreist behaupten, daß dieser Eindruck ein sehr lebhafter war. Die Bürgerkriege waren kaum beendet; bis dahin hatte man sich nur mit den gegenwärtigen Leiden beschäftigt; Niemand in diesem Unglück besaß einen Geist, der frei genug gewesen wäre, um an die Vergangenheit zu denken. Bei dem ersten Augenblick der Ruhe, den diese gequälte Generation fand, warf sie schnell einen Blick zurück. Sei es, daß sie sich von den Ereignissen Rechenschaft zu geben suchte, sei es, daß sie das bittere Vergnügen genießen wollte, welches man, nach dem Ausspruche des Dichters, in der Erinnerung an die alten Leiden findet, sie kam auf die traurigen Jahre zurück, die sie eben durchlebt hatte, und wünschte bis zum Ursprunge des Kampfes selbst, dessen Ende sie gesehen hatte, zurückzugehen. Nichts konnte dies Verlangen mehr befriedigen, als die Briefe des Cicero. Auch ist kein Zweifel, daß sie Jedermann damals begierig gelesen hat.

Ich glaube nicht, daß diese Lectüre der Regierung des Augustus geschadet hat. Vielleicht hatte der Ruf einiger bedeutenden Personen des neuen Regimes dabei Etwas zu leiden. Es war für Manche, die sich rühmten, die besonderen Freunde des Fürsten zu sein, unangenehm, daß man ihr republikanisches Glaubensbekenntnis ans Licht zog. Ich denke, daß die Schadenfrohen sich an diesen Briefen

ergötzen mußten, worin Pollio schwört, ein ewiger Feind der Tyrannen zu sein, und worin Plancus auf eine harte Weise das Unglück der Republik auf den Verrath des Octavius schiebt. Octavius selbst sollte nicht geschont werden, und die lebhafte Erinnerung an eine Zeit, wo er den Mördern Cäsar's die Hand reichte, und wo er den Cicero seinen Vater nannte, war ihm gewiß nicht angenehm. Das gab für einige Wochen Stoff zu den heitern Unterhaltungen der Unzufriedenen. Aber im Ganzen genommen war das Uebel klein, und dieser Spott gefährdete gar nicht die Sicherheit der an sich starken Regierung. Was für sie mehr zu fürchten war, ist, daß die der Vergangenheit stets zugethane Phantasie nicht freigebig der Republik die Eigenschaften lieh, womit es so leicht ist die nicht mehr bestehenden Regierungen zu verherrlichen. Die Briefe Cicero's aber waren weit mehr geeignet, diese Illusionen zu vernichten, als sie zu begünstigen. Das Gemälde, welches sie von den Intriguen, den Regellosigkeiten und den Aergernissen jener Zeit entwerfen, gestattete nicht, dieselbe zurückzuwünschen. Leute, wie sie Tacitus uns schildert, müde des Kampfes und sich nach Ruhe sehnend, fanden darin nichts, was sie verführen konnte, und der schlechte Gebrauch, den ein Curio, ein Cälius, ein Dolabella von der Freiheit gemacht hatten, ließ sie den Schmerz, die Freiheit verloren zu haben, weit weniger empfinden.

Was bei der Publication dieser Briefe gewann, war das Andenken an den, der sie geschrieben hatte. Es war damals ziemlich üblich, den Cicero zu mishandeln. Trotz der Art und Weise, wie die offizielle Geschichte die Zusammenkunft zu Bononia darstellte, und der schönen Rolle, welche man dem Octavius bei den Proscriptionen[1]) zu geben versuchte, waren es nichts desto weniger unangenehme Erinnerungen für ihn. Um sein Unrecht ein wenig zu verringern, verleumdete man seine Opfer. Das hatte Asinius Pollio thun wollen, wenn er bei seinem Plaidoyer für Lamia er-

1) S. besonders Velleius Pat., II, 66.

zählte, daß Cicero als ein Feigling gestorben sei[1]). Diejenigen, deren Ergebenheit nicht so weit gieng, und die in sich nicht den Muth hatten, ihn zu beschimpfen, hüteten sich wenigstens, Etwas von ihm zu sagen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß keiner von den großen Dichtern jener Zeit von ihm spricht, und wir wissen durch Plutarchos, daß man sich auf dem Palatinus verstecken mußte, um seine Werke zu lesen. Rings um diesen großen Ruhm zeigte sich ein möglichst großes Stillschweigen; aber die Publication seiner Briefe brachte ihn Jedermann wieder in Erinnerung. Hat man dieselben einmal gelesen, so kann diese geistreiche und milde, diese selbst in ihren Schwächen so liebenswürdige, so menschenfreundliche, so anziehende Persönlichkeit nicht mehr vergessen werden.

Zu diesem Interesse, welches Cicero's Person seinem Briefwechsel verleiht, gesellt sich für uns ein anderes noch lebendigeres. Man hat sich aus Allem, was ich mitgetheilt habe, wohl überzeugt, wie sehr unsere Zeit derjenigen gleicht, von welcher uns diese Briefe ein klares Bild geben. Sie hatte ebensowenig wie die unsrige eine feste Ueberzeugung, und die traurige Erfahrung, die sie an den Revolutionen gemacht hatte, hatte ihr eine Abneigung gegen Alles eingeflößt, indem sie sie an Alles gewöhnte. Sie kannte wie wir die Unzufriedenheit mit der Gegenwart und die Ungewißheit über den nächsten Tag, die nicht gestatten, sich einer stillen Ruhe zu erfreuen. Wir finden uns in derselben wieder, die Betrübnis der Menschen jener Zeit ist zum Theil die unsrige, und wir haben Leiden erduldet, worüber jene klagten. Wir befinden uns wie jene in einem Zwischenstadium, dem schmerzlichsten Zeitabschnitte in der Geschichte, wo man, nachdem die Traditionen der Vergangenheit verschwunden sind und die Umrisse der Zukunft noch nicht klar hervortreten, nicht mehr weiß, wohin man sich wenden soll; und wir begreifen wohl, daß jenen oft begegnet ist, mit dem alten Hesiodos zu sagen: „Wäre ich doch eher gestorben, oder später geboren!“

---

1) Sen., Suas., 6.

Das ist es, was für uns ein so trauriges und so lebhaftes Interesse an der Lectüre von Cicero's Briefen erregt; das ist es, was mich gleich zu ihnen hingezogen hat; das ist es, was vielleicht einiges Vergnügen finden lassen wird, einen Augenblick unter den Personen zu leben, die sie uns schildern, und die trotz den Jahren oft unsere Zeitgenossen zu sein scheinen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Boissier, Gaston,

Cicero und seine Freunde eine Studie über die römische Gesellschaft zu Cä
sar's Zeit

Leipzig 1869